

prae  
sens

ÖSTERREICH-STUDIEN SZEGED



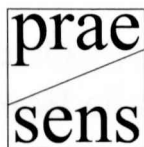
OK  
W Ö73  
Silvia Ritz

# Die wachsenden Ringe des Lebens

Identitätskonstruktionen in der  
österreichischen Literatur







# Die wachsenden Ringe des Lebens

Identitätskonstruktionen in der  
deutschsprachigen Literatur

172 Seiten, 2008

Österreich-Studien Szeged  
Herausgegeben von Attila Bombitz und Károly Csúri  
Band 11

Szilvia Ritz

# Die wachsenden Ringe des Lebens

Identitätskonstruktionen in der  
österreichischen Literatur

Praesens Verlag

SZTE Klebelsberg Könyvtár



J001145471



SZTE  
KLEBELSBERG KÖNYVTÁR  
OSZTRÁK  
GYŰJTEMÉNYE

Gedruckt mit Förderung der Kulturabteilung der Stadt Wien,  
Wissenschafts- und Forschungsförderung



Dieses Buch ist mit finanzieller Unterstützung des  
Österreichischen Kulturforums Budapest zustande  
gekommen.

osztrák kulturális fórum

Lektorat von Attila Bombitz und Petra Szatmári

© Coverfoto: Hanna Olay

**Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN: 978-3-7069-0920-4  
ISSN 1789-1272

© Praesens Verlag  
<http://www.praesens.at>  
Wien 2017

Alle Rechte vorbehalten. Rechtsinhaber, die nicht ermittelt werden konnten, werden gebeten, sich an den Verlag zu wenden.

[OK] 8609

# Inhalt

Vorwort	7
---------	---

## Autobiographien

Identitätskonstruktion in den Autobiographien von Arthur Schnitzler und Stefan Zweig	13
Das Fremde im Eigenen. Assimilation und Zionismus bei Theodor Herzl, Max Nordau und Stefan Zweig	23
Vergangenheitskonstruktion als Gegenwartsbewältigung in Stefan Zweigs Autobiographie	34
„Jetzt vergehe ich vor Liebe – und im nächsten Moment empfinde ich nichts!“ Alma Mahler-Werfels Autobiographie <i>Mein Leben</i>	41
Die verschleppte Krise in Gregor von Rezzoris <i>Blumen im Schnee</i>	51

## Fiktionale Texte | 1. Dynamische Identitäten

<i>Denkwürdigkeiten eines Antisemiten</i> . Kulturelle Differenzen am Schnittpunkt von Ost und West in Gregor von Rezzoris Roman	63
„Identitäten aus dem Menü“. Identität-Switching in Doron Rabinovicis Romanen <i>Die Suche nach M.</i> und <i>Andernorts</i>	77
„Wer hierherkam, befand sich nicht auf festem Boden.“ Möglichkeiten und Grenzen des Zusammenlebens in einem multikulturellen Milieu in Doron Rabinovicis Roman <i>Ohnehin</i>	85

## Fiktionale Texte | 2. Grenzüberschreitungen

„Wir wissen verdammt wenig von den Eintagsfliegen.“ Grenzüberschreitung und Wahrnehmungsveränderung in Arthur Schnitzlers Novелlette <i>Ich</i>	99
Radikale Erfahrungen des Fremden und des Eigenen in Christoph Ransmayrs <i>Die Schrecken des Eises und der Finsternis</i>	109
„Wissen war schmerzhaft.“ Modi der Erkenntnis in Raoul Schrotts <i>Finis terrae</i> und Daniel Kehlmanns <i>Die Vermessung der Welt</i>	123
„Flucht-Linien eines Lebens“. Annäherungen an Christoph Ransmayrs <i>Geständnisse eines Touristen</i>	133
„Eine versuchte Annäherung, die nie gelingt...“. Reisen und Erzählen als Auflösung von Grenzen in Thomas Stangls <i>Der einzige Ort</i>	141
Quellennachweis	156

## Vorwort

In der österreichischen Literatur begegnet der Leser immer wieder verschiedenen Formen der Identitätssuche und der Identitätskrise. Die Zeit um 1900 und die Zeit um 2000 – schon ihres Umbruchcharakters wegen – zeugen von einem gesteigerten Interesse der Literatur für dieses Problemfeld. Das vorliegende Buch enthält dreizehn Studien, die sich mit markanten Denkrichtungen und wichtigen Fragestellungen in der Literatur des 20. Jahrhunderts auseinandersetzen. Die Aufsätze haben bei aller Unterschiedlichkeit der Themenwahl einen gemeinsamen Nenner: Sie beschäftigen sich mit Kohärenzproblemen der individuellen Identität und deren Folgen für den literarischen oder den autobiographischen Text in ausgewählten Werken österreichischer Autoren beziehungsweise Autoren, deren Herkunft oder Wirkungsstätte mit der österreichischen Kultur in engen Zusammenhang gebracht werden kann.

Der Fragenkomplex Identität wird von zwei Seiten betrachtet und analysiert, mit dem Ziel, unterschiedliche Verfahren und Resultate der Identitätssuche und Identitätskonstruktion darzustellen. Aus diesem Grund besteht der Band aus zwei größeren Teilen, von denen der erste Aufsätze zu Selbstzeugnissen, der zweite zu fiktionalen Texten enthält. Erstere, insbesondere die autobiographischen Schriften charakterisiert das Bestreben, das eigene Leben sei es noch so vielschichtig, mitunter widersprüchlich, am Ende doch als eine Ganzheit zu präsentieren. Oft sind es nur zerstreute und fragmentierte Erinnerungen, aus denen die nach einem sorgfältigen Selektionsprozess zusammengefügt Elemente schließlich das erzählende Ich als Entität sichtbar machen. Im Schreibprozess werden unterschiedliche Strategien angewendet, um ein möglichst vollständiges Bild von der eigenen Person zu geben. Dazu gehören die klassische Darstellung der identitätsstiftenden Faktoren eines Schriftstellers – wie in der Autobiographie von Arthur Schnitzler, die nostalgische Verklärung der Vergangenheit mit der Absicht, die Gegenwart erträglich zu machen – wie bei Stefan Zweig, hochgradige Selbststilisierung – wie im Falle von Alma Mahler-Werfel ebenso wie das Unterwegssein zwischen Kulturen, das den Erzähler Gregor von Rezzori zum Schriftsteller werden ließ. Einen weiteren wichtigen Aspekt der Untersuchung bilden Formen jüdischer Identität, zumal unter den ausgewählten Werken mehrere Texte von Autoren jüdischer Herkunft stammen. Im *Zionistischen Tagebuch* von Theodor Herzl, in den *Zionistischen Schriften* von Max Nordau, in Stefan Zweigs *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers* und ebenso in Arthur Schnitzlers *Jugend in Wien* spielt das Verhältnis zum Judentum bzw. die jüdische Identität eine eminente Rolle.

Mit Ausnahme von Herzls und Nordaus Schriften, die keine Autobiographien sind, können die anderen Selbstzeugnisse als klassische Repräsentanten der Gattung betrach-

tet werden, die von der wichtigen Prämisse ausgehen, dass Selbsterkenntnis möglich ist. Lebenserzählungen zeigen allgemein retrospektiv den Aufbau und die Darstellung der Persönlichkeit aus Erinnerungen. So wird der Autor im Schreibprozess mit früheren Ichs konfrontiert, die im Augenblick des Schreibens schon vergangene Stadien der Selbstwerdung zum Ausdruck bringen. Das Ziel einer klassischen Autobiographie ist, das Ich als kontinuierlich und zusammenhängend zu präsentieren, selbst wenn das Material dafür an manchen Strecken fehlt oder lückenhaft ist. Alle Lebenserzählungen wollen das Werden der Persönlichkeit erfassen, die in der Schreibgegenwart auf ihr Leben zurückblickt, und das Ziel ist, kraft des Erzählens gegen die häufig brüchig gewordene Identität vorzugehen. Unter den hier besprochenen Autobiographien bildet Gregor von Rezzoris *Blumen im Schnee* insofern eine Ausnahme, als darin eine Mischung von Fakt und Fiktion verwirklicht wurde, womit der Autor die Grenzen der klassischen Autobiographie zum Roman hin öffnete.

Während Autobiographien die Bemühung sichtbar machen, das Ich letztlich als Ganzheit zu präsentieren, scheinen die untersuchten fiktionalen Texte gerade das Gegenteil beweisen zu wollen und stellen die Brüchigkeit der Identität ins Zentrum. Der im Hinblick auf Rezzori oben konstatierte Grenzgang ist in ihnen eine zurückkehrende Metapher für Identitätssuche. Auch wird sie im konkreten Akt des Gehens eng an den Körper gebunden. Im ersten Abschnitt *Dynamische Identitäten* stehen drei Studien zu Gregor von Rezzoris Roman *Denkwürdigkeiten eines Antisemiten* und Doron Rabinovici's Roman *Suche nach M., Ohnehin und Andernorts* im Fokus. Die für das ausgehende 20. Jahrhundert und für unsere Tage konstatierte Hybridisierung und Multiplikation der Identität ist ein Phänomen, das der Literatur immer wieder Stoff liefert und die Formsprache selbst hybridisiert. Nicht zuletzt deshalb, weil sich – wie die meisten europäischen Gesellschaften – auch die österreichische radikal verändert und stets neue Formen der Identität produziert. Aus kulturwissenschaftlicher Sicht wird in diesen Romanen die Veränderlichkeit und Hybridität von Identitäten vor Augen geführt. Der Titel *Grenzüberschreitungen* umfasst zeitlich breiter gefächerte Aufsätze (von Arthur Schnitzler über Christoph Ransmayr, Raoul Schrott und Thomas Stangl bis hin zu Daniel Kehlmann), aber sie korrespondieren miteinander in Bezug auf den Körper, der als Quelle allen menschlichen Erlebens und Leids in den Mittelpunkt rückt. So stellt etwa Christoph Ransmayr nicht nur in seinem ersten Roman *Die Schrecken des Eises und der Finsternis*, sondern auch in *Geständnisse eines Touristen* einen engen Konnex zwischen Erzählen und Körper auf. Wie die Krankheit oder die Müdigkeit der Romanfiguren in der Handlung die Präsenz des eigenen Körpers ständig bewusst macht, so wird dem Leser die Ungemütlichkeit des Textes bewusst und der Leseprozess zur körperlichen Anstrengung. Sei es der nachmittägliche Gang in den Park um die Ecke wie bei Schnitzler oder die Reisen ans Ende der Welt bei den anderen vier Autoren, die Identität



der Figuren ist nicht nur unsicher und gefährdet, sie kann unter Umständen völlig zerfallen, was sich im Wahnsinn, im Tod oder im Verschwinden der literarischen Figuren manifestiert. Nicht nur die Romanfiguren sind auf der Suche nach ihrer Identität, auch die Texte suchen sich selbst, ihre Vorgänger oder gattungsgeschichtliche Orientierungspunkte. So werden häufig Genres aufgegriffen und aktualisiert, die an der Grenze oder am Rande der Literatur stehen: Reiseberichte, Abenteuerromane, Briefe, Tagebücher etc., weil sie sich zur Darstellung labil gewordener Identitäten besonders gut eignen. Die literarischen Figuren von Ransmayr, Schrott, Stangl und Kehlmann nehmen die Welt und sich selbst auf der Reise, nicht zuletzt in deren unmittelbarster Form, im Gehen, wahr. Das Gehen ist die primärste, „körperlichste“ Art der Bewegung. Selbsterkenntnis durch Welterkenntnis. Dabei ist das Ankommen nicht so wichtig – die Hauptsache ist, unterwegs zu sein.





## Autobiographien



# Identitätskonstruktion in den Autobiographien von Arthur Schnitzler und Stefan Zweig

## 1.

Autobiographien sind Lebenserzählungen. In diesem Sinne ist jeder Mensch ein Erzähler seiner eigenen Autobiographie, wenn er Bekannten, Freunden oder Kollegen tagtäglich kürzere oder längere Geschichten, Episoden über sich selbst erzählt. Erschütterungen oder plötzliche Einbrüche in das jeweilige Leben offenbaren vieles und lassen die Bedeutung dieser Lebenserzählungen erkennen: Sie strukturieren das Leben eines Menschen und stiften Identität durch Narration.<sup>1</sup> Autobiographien stellen in den meisten Fällen den Versuch dar, Identität zu konstruieren. Dies geschieht, indem der Verfasser sich bemüht, aus verstreuten Elementen seines Lebens, die er für wichtig oder aus einem bestimmten Grund für nennenswert hält, eine Einheit zu bilden und sein Leben auf diese Weise als kontinuierlich und zusammenhängend zu begreifen und zu präsentieren.

Im Folgenden werden zwei Autobiographien untersucht, die zu unterschiedlichen Zeiten in unterschiedlichen Ländern entstanden. *Jugend in Wien* (1915–18) von Arthur Schnitzler, *Die Welt von Gestern* (1941) von Stefan Zweig sind dennoch durch zwei wichtige Faktoren verbunden: Zum einen ist es die gemeinsame Sprache, zum anderen die jüdische Herkunft der Autoren, die einen Zusammenhang herstellen lässt. Obwohl diese Autobiographien zwei Wege der Identitätskonstruktion repräsentieren, enthüllt eine aufmerksame Lektüre in beiden Lebenserzählungen mitunter bis in die sprachliche Formulierung identische Feststellungen, Meinungen und Positionen. Im Fokus folgender Untersuchung stehen zwei Fragen: Welche Identitäten werden in diesen Texten konstruiert und auf welche Weise läuft der Konstruktionsprozess ab? Die vorangestellte These lautet, dass die jüdische Komponente in den ausgewählten Autobiographien, so unterschiedlich sie auch sein mögen, eine fundamentale Rolle in der Identitätskonstruktion spielt. In verschiedenem Maße nehmen beide Texte Bezug auf das Judentum der Verfasser, was wiederum ihren Standpunkt in einigen Fragen, ihre Haltung in bestimmten Situationen, ihre Beurteilung gewisser historisch-politischer oder sozialer Phänomene und Ereignisse, kurz ihre Weltsicht durchaus beeinflusst.

Dem heterogenen Bild des Judentums entsprechend, welches sich auch in den ausgewählten Autobiographien abzeichnet, betrachte ich die jüdische Identität als ein Konstrukt, das immer aufs Neue geformt werden muss und daher in sehr vielen Formen und

1 Eakin, Paul John: What are we reading when we read autobiography? In: *Narrative* 12 / 2 (2004), S. 121–132, hier S. 122.

Modalitäten existiert.<sup>2</sup> Dies liegt darin begründet, dass der Oberbegriff Judentum sehr verschiedene Gruppen umfasst und dadurch sehr breit gefächert ist. Wegen der Relativität des Begriffs ist eine eindeutige und universell gültige Definition dessen, was *jüdisch* ist, meines Erachtens nicht möglich. In diesem Zusammenhang ist Michael P. Kramers Meinung in Bezug auf die jüdische Literatur durchaus zuzustimmen: „There should be as many approaches to Jewish literature as there are ways of being Jewish.“<sup>3</sup>

Während die jüdische Herkunft sich bei Schnitzler lediglich in der Familiengeschichte und im Lebensweg der Eltern verorten lässt, tritt sie bei Zweig im Zusammenspiel von Elementen, denen der Autor in der Konstruktion seiner Identität eine gleichermaßen große Bedeutung beimisst, schon akzentuierter zu Tage. Die Bewegung von der Peripherie zum Zentrum wirkte auf die Selbstbestimmung beider Autoren mehr oder minder prägend. Schnitzlers Familie stammte ursprünglich aus Westungarn, die Zweigs kamen aus Mähren nach Wien. Die Erzähler waren sich dieser Bewegung bewusst und reflektierten darauf in ihren Autobiographien.

Jude zu sein, erhält in den ausgewählten Autobiographien, trotz Entsprechungen, jeweils ein anderes Gewicht, zumal die historisch-politischen Verhältnisse in den vorliegenden Fällen sehr unterschiedlich waren. Die Entstehungsdaten machen es deutlich: In *Jugend in Wien*, obgleich aus der Zeit des Ersten Weltkrieges, thematisiert der Verfasser seine künstlerischen Anfänge in den 1880er und 1890er Jahren, wonach die Lebenserzählung abbricht und etwa fünfundzwanzig Jahre völlig ausgeblendet bleiben. Zweig schrieb seine Autobiographie im brasilianischen Exil, nachdem er 1934 Österreich für immer verlassen hatte. Sein Werk steht schon im Zeichen des Zweiten Weltkrieges und setzt sich neben persönlich bedeutsamen Ereignissen und dem Prozess des Schriftsteller-Werdens besonders intensiv mit den politischen Ereignissen und dem Weg, der zum Aufstieg Hitlers und zur Verbreitung der nationalsozialistischen Ideologie führte, auseinander.

Eine auffallende Ähnlichkeit ist die Abwendung der Autoren von der Ausgangskultur und die Identifikation mit der Zielkultur, die zu hochgradiger Assimilation und Akkulturation führte. Die oben beschriebene Bewegung von der Peripherie zum Zentrum kann als typischer Lebensweg vieler emanzipierter Juden bezeichnet werden, die die Traditionen, die Sprache und die Kultur der Vorfahren hinter sich ließen, sich einer zunächst fremden Kultur anschlossen und darin allmählich heimisch wurden. Der Assimilationsprozess sei, wie András Gerő darauf hinweist, einerseits durch das Fehlen des Nationalbewusstseins auf jüdischer Seite zwar begünstigt, andererseits durch die Kraft der

2 Zum Problem der Begriffsbestimmung „jüdische Literatur“ siehe u.a. Kramer, P. Michael: Race, Literary History and the „Jewish Question“. In: *Prooftexts* 21 / 3 (2001), S. 287–321, sowie die Reaktionen auf obigen Artikel in derselben Ausgabe.

3 Ebd., S. 289.

Religion wiederum erheblich erschwert worden. Die jüdische Religion beschränke sich nämlich nicht nur auf Glaubensfragen, sondern beinhalte zahlreiche, die Lebensführung und den Alltag betreffende und regelnde Normen. Somit sei sie nicht bloß als Religion, sondern eher als Kultur zu werten. In einer nach Homogenität strebenden, nicht integrativen Auffassung von Nation – Gerő führt das Beispiel des Nachmärz-Ungarns an –, hätte eine kulturell anders orientierte nationale Identität nicht einmal von Liberalen toleriert werden können.<sup>4</sup> Erfolgreich assimilieren konnten sich demnach jene Juden, die bereit waren, ihre Religion aufzugeben, mitunter zu konvertieren. David Brenner unterscheidet zwei Formen dieses Vorgangs, zum einen den radikalen Verdrängungs- und Verheimlichungsprozess, als Juden ihre geographische und kulturelle Herkunft und ihre Sprache verleugneten, zum anderen die Eingliederung in die andere Kultur durch den weniger radikalen Prozess der Akkulturation:

Prior to their emergence from ghetto life in the 1700s, European Jews could only disaffiliate from their community in two ways: through conversion, which was often accompanied by intermarriage, and through heresy. In the all-too-gradual process of emancipation, Jews were compelled to redefine their identities – a process which entailed disguising their common origins, be they linguistic, territorial, ethnic, or historical. As a less radical adaptation to non-Jewish society, some Jews preferred the deliberate pace of acculturation – i.e., limited intercultural borrowing – over assimilation.<sup>5</sup>

Ein weiterer gemeinsamer Zug der hier zu behandelnden Autobiographen ist, worauf an einer anderen Stelle noch zurückzukommen sein wird, die anti-religiöse Einstellung, die den Akkulturationsprozess in den Familien Schnitzlers und Zweigs sicherlich beschleunigte.

## 2.

Die Identität stiftenden Faktoren in den untersuchten Lebenserzählungen lassen sich insgesamt drei Bereichen zuordnen, die jeweils weiter untergliedert werden können, und bei der Konstruktion von Identität grundlegend sind: Familie, Sprache und Kultur (hier vor allem Literatur). Stefan Zweig definiert sich am Anfang seiner Aufzeichnungen „als

4 Vgl. Gerő, András: Zsidó utak – magyar keretek a XIX. században. Liberálisok, antiszemiták és zsidók a modern Magyarország születésekor [Jüdische Wege – ungarische Rahmen im 19. Jahrhundert. Liberale, Antisemiten und Juden zur Zeit der Entstehung des modernen Ungarn]. In: Varga, László (Hg.): Zsidóság a dualizmus kori Magyarországon. Siker és válság [Judentum in Ungarn im Zeitalter des Dualismus. Erfolg und Krise]. o.O.: Pannonica Kiadó – Habsburg Történeti Intézet 2005, S. 58–72, hier S. 64.

5 Brenner, David: Out of the Ghetto and into the Tiergarten: Redefining the Jewish Parvenu and His Origins in Ost und West. In: The German Quarterly 66 / 2, (1993): German-Jewish-Austrian Aspects, S. 176–194, hier S. 176.

Österreicher, als Jude, als Schriftsteller, als Humanist und Pazifist“.<sup>6</sup> Prägnant bringt auch Schnitzler seine Selbstbestimmung am 1. November 1918 in seinem Tagebuch auf den Punkt, als er sich „als österr. [!] Staatsbürger jüdischer Race zur deutschen Kultur [s]ich bekennend“ bezeichnet.<sup>7</sup> Obzwar sie unisono ihr Judentum betonen, ist das Verhältnis der Autoren zur jüdischen Identität keineswegs unkompliziert und eindimensional. Fast im gleichen Atemzug benennen sie weitere Faktoren, aus deren Zusammenspiel sich das Konstrukt Identität ergibt. Diese sind wesentliche Elemente kollektiver Identitäten. An erster Stelle steht die nationale Zuordnung, erst an zweiter Stelle erfolgt die Verortung der eigenen Identität im Judentum, drittens, schließlich, heben sie die kulturelle Verwurzelung hervor.

## 2.1

Eine auffallende Gemeinsamkeit der beiden Lebenstexte ist die Herstellung eines Bezugs zwischen dem Bewusstwerden oder der Erstarkung der jüdischen Identität und traumatischen politischen Ereignissen.<sup>8</sup> Schnitzlers Bestandsaufnahme über den Antisemitismus in Österreich, insbesondere im Wien seiner Jugend, legt erst – allerdings schon deutlich – den Keim einer Ideologie frei, die Zweig fast fünfzig Jahre später im Prozess ihrer Verbreitung und Radikalisierung schildert. Wohlgemerkt beurteilt Zweig im Rückblick auf die Jahre um 1900 den Stand des Antisemitismus in Österreich wesentlich milder als Schnitzler. Die Beschönigung der Wirklichkeit ist Zweig von mehreren Seiten vorgehalten worden, Kritik traf unter anderem sein ausgezeichnetes Verhältnis zu Richard Strauß und die allzu wohlwollende Darstellung des Wiener Bürgermeisters Karl Lueger.<sup>9</sup> Letzterem widmete auch Schnitzler einige Passagen in seiner Autobiographie, der „schöne Karl“, wie ihn der Wiener Volksmund nannte, kommt dabei alles andere als gut weg. Schnitzler spricht Lueger jedwede Überzeugung ab, nicht einmal seine antisemitische Gesinnung, mit der er große Popularität erwarb, hält der Autor für aufrichtig:

6 Zweig, Stefan: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1943, S. 9. Im Folgenden zitiert im laufenden Text als WG mit Seitenzahl.

7 Zit. nach Riedmann, Bettina: „Ich bin Jude, Österreicher, Deutscher“: Judentum in Arthur Schnitzlers Tagebüchern und Briefen. Tübingen: Niemeyer 2002 (= *Conditio Judaica*, Bd. 36), S. 99.

8 Dabei ist unbedingt vor Augen zu halten, dass Schnitzlers Autobiographie vor dem Holocaust entstand, während Zweig seine Erinnerungen angesichts der Kriegsgräuel verfasste.

9 Vgl. Arendt, Hannah: Juden in der Welt von Gestern. Anlässlich Stefan Zweig, *The World of Yesterday, an Autobiography*. In: Dies.: *Die verborgene Tradition. Essays*. Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag 1976, S. 80–94, in diesem Zusammenhang bes. S. 86–90.



So unbedenklich er die niedrigsten Instinkte der Menge und die allgemeine politische Atmosphäre für seine Zwecke zu nützen wußte, im Herzen war er, auch auf der Höhe seiner Popularität, sowenig Antisemit als zu der Zeit, da er im Hause des Dr. Ferdinand Mandl [ein Verwandter Schnitzlers, Sz. R.] mit dessen Bruder Ignaz und anderen Juden Tarock spielte. Es gab und gibt Leute, die es ihm als Vorzug anrechnen, daß er auch in seiner stärksten Antisemitenzeit persönlich für viele Juden eine gewisse Vorliebe beibehalten und daraus gar kein Hehl gemacht hatte: Mir galt gerade das immer als der stärkste Beweis seiner moralischen Fragwürdigkeit.<sup>10</sup>

Der moderne Antisemitismus, den Schnitzler schon als eine neue Entwicklungslinie hervorhob, verbindet sich mit einer Vielzahl von Aspekten, die unabhängig voneinander zur Veränderung des Antisemitismusbegriffs führten. Reinhard Rürup nennt folgende Gründe dafür: die Säkularisation des christlichen Judenhasses; die Herausbildung der totalitären antisemitischen Rassentheorie; der nationalistische Kultur-Antisemitismus; die politische Organisierung der antisemitischen Bewegungen; die Verwendung des Antisemitismus als Mittel im politischen Diskurs; die Loslösung des Antisemitismus von den existierenden Minderheitenproblemen und Gruppenkonflikten; die Hypostasierung der Judenfrage zum Hauptproblem in der Wirtschaft, Politik und im kulturellen Leben; der Rückfall hinter die von der Aufklärung und vom bürgerlichen Liberalismus erkämpften Positionen.<sup>11</sup> Einige der von Rürup aufgezählten Gründe führt auch Schnitzler für die Veränderung des Antisemitismus an. Auf Lueger bezogen geht er auf die Entstehung des „antisemitische[n] Flügel[s] des Gemeinderates“ (JW 154) ein, der sich aus „dem antikorrupzionistisch-demokratischen“ formierte,

natürlich nicht, weil sich etwa unter den Juden mehr korrupte Elemente befunden hätten als unter den Andersgläubigen, sondern weil es der großen Masse viel einleuchtender erschien und daher rasche politische Erfolge versprach, wenn man eine streng umschriebene Menschengruppe, und nun gar die hierfür auch ohne gelben Fleck vorbestimmte Judenschaft, kurzerhand als die korrupte denunzierte [...] (JW 154f.)

Schnitzler führt unmissverständlich vor Augen, wie sich die einzelnen Merkmale des modernen Antisemitismus so eng miteinander verknüpften, dass ihre klare Trennung nicht mehr möglich war. Allgemein waren die Juden – und darin besteht Konsens zwischen Schnitzler und Zweig – ihre Situation betreffend durchaus optimistisch. Schnitzlers Text ist zu entnehmen, dass sich die jüdische Bevölkerung zur damaligen Zeit, den geschilderten Anomalien des öffentlichen Lebens zum Trotz, weitgehend sicher fühlte. Wenn auch eine gewisse, wie der Autor fast beiläufig erwähnt, „seit jeher“ existierende

10 Schnitzler, Arthur: Jugend in Wien. Berlin, Weimar: Aufbau 1985, S. 155. Im Folgenden zitiert im laufenden Text als JW mit Seitenzahl.

11 Rürup, Reinhard: A zsidókérdés a polgári társadalomban és a modern antiszemitizmus keletkezése [Die „Judenfrage“ der bürgerlichen Gesellschaft und die Entstehung des modernen Antisemitismus]. In: Kovács, András (Hg.): A modern antiszemitizmus [Der moderne Antisemitismus]. Budapest: Új Mandátum 1999, S. 152–173, hier S. 152f.

Abneigung gegen Juden im Allgemeinen spürbar war, hatte man keine Konsequenzen dieser „Gefühlsregung“ zu fürchten. (Vgl. JW 80) Diese Sicherheit macht sich auch in der Formulierung bemerkbar: „Leute, die den Juden besonders übel gesinnt waren, [wurden] *fast abschätzig* [Hervorhebung von Sz. R.] als ‚Judenfresser‘ bezeichnet.“ (JW 80) Über das gleiche Sicherheitsgefühl berichtete Zweig. Er verbindet, im Einklang mit Schnitzler, die Zeit der Sicherheit mit der Blüte des Liberalismus, die er im Titel des ersten Kapitels als *Die Welt der Sicherheit* bezeichnet. In seiner äußerst positiven Beschreibung der liberalen Ära, in der die Generation seines Vaters aufsteigen und zu Wohlstand gelangen konnte, erklärt er diese Jahre zu einer Zeit der „Toleranz und Konzilianz“. (WG 19) In den nachfolgenden Kapiteln seiner Autobiographie begründet Zweig das Ausbleiben der rechtzeitigen Einlenkung und Handlung, was die Verstärkung des institutionalisierten Antisemitismus und der Nationalsozialisten zur Folge hatte, mit der Gutgläubigkeit des jüdischen Bürgertums und ihrer Unterschätzung der tatsächlichen Gefahr. In der allgemeinen Einschätzung der Bedeutung und der Gefahr des Antisemitismus ist in der Haltung von Schnitzler und Zweig ein Gradunterschied erkennbar. Diese Divergenz ist einerseits historisch begründet, steht aber auf der anderen Seite mit der jeweiligen subjektiven Situation, mit der Befindlichkeit der Verfasser in engem Konnex. Doch für beide Texte gilt, dass jüdische Identität, also das Eigene, immer vor der Folie des Antisemitismus erscheint, der als das Andere, Bedrohliche sichtbar gemacht wird. Erst durch diesen Kontrast gewinnt die in den Autobiographien entfaltete jüdische Identität Plastizität.

## 2.2

Die Konstruktion jüdischer Identität erfolgt in diesen Texten in Form einer dreifachen Grenzziehung: Zum Ersten in der Abgrenzung vom Antisemitismus, der zum Teil als reelle existenzielle Gefahr betrachtet wird. Zum Zweiten in der Abgrenzung vom orthodoxen Judentum aus der Sicht der hochgradig Assimilierten. Zum Dritten, und hier gilt wieder das eigene Assimiliert-Sein als Gegenpol, in der Abgrenzung vom politischen Zionismus als Alternative zum Antisemitismus, der wie von Schnitzler so auch von Zweig abgelehnt wird. Schnitzlers Autobiographie und Tagebücher zeugen davon, wie wenig er sich der Idee Theodor Herzls, einen Nationalstaat der Juden zu gründen, anschließen konnte. Der Argumentation des Schriftstellers gemäß könne jemand, der in Europa geboren und aufgewachsen war und sich als Träger der deutschen Kultur betrachtete, keine emotionale Verbundenheit fühlen mit einem Land, das so weit entfernt war und bestenfalls den Urvätern vor Jahrtausenden eine Heimat bedeutete. Der Zionismus und die möglichen Positionen, die Intellektuelle zum jüdischen Nationalismus

einnehmen konnten, beschäftigten Schnitzler dennoch, was sich auch in seiner Stellungnahme am Anfang von *Jugend in Wien* offenbart:

So läge die Versuchung nahe, sich schon hier mit der fragwürdigen Auffassung auseinanderzusetzen, nach der jemand, der in einem bestimmten Land geboren, dort aufgewachsen, dort dauernd tätig ist, ein anderes Land – nicht etwa eines, in dem vor Jahrzehnten seine Eltern und Großeltern, sondern eines, wo seine Urahnen vor Jahrtausenden zu Hause waren – nicht allein aus politischen, sozialen, ökonomischen Gründen (worüber sich immerhin diskutieren ließe), sondern auch *gefühlsmäßig* [Hervorhebung im Original, Sz. R.] als seine eigentliche Heimat zu betrachten habe [...] (JW 9)

Diese Meinung bestätigt einmal mehr, was Schnitzler in der eingangs zitierten Definition seiner Identität unmissverständlich machte. Auf Grund dieser Einstellung wäre es nahe liegend, Schnitzler als völlig Assimilierten zu bezeichnen, gäbe es nicht seine Vorbehalte gegen getaufte Juden, die er für opportunistische Renegaten hielt, welche bloß die Positionen der Deutschnationalen gestärkt hätten, indem sie deren Standpunkt vertraten. Für dieses Phänomen wurde, wie er schreibt, „damals das Scherzwort geprägt [...]: Der Antisemitismus sei erst dann zu Ansehen und Erfolg gediehen, als die Juden sich seiner angenommen.“ (JW 168)

Stefan Zweigs Verhältnis zum Zionismus gestaltete sich ambivalenter als das von Schnitzler. In seiner Jugend kokettierte Zweig eine Zeit lang mit der zionistischen Bewegung, traf Herzl persönlich, hörte seine Vorträge und besuchte zionistische Zusammenkünfte. Den Zugang zu diesen Kreisen ermöglichte der Kontakt zu seinem Vetter Egon Zweig, einem zionistischen Aktivisten und engen Vertrauten Herzls.<sup>12</sup> Dennoch wandte er sich in den späteren Jahren, vor allem wegen seines Engagements für die europäische Kultur, vom Zionismus ab, wenngleich er in *Die Welt von Gestern* ein sehr positives Bild von Herzl zeichnete. Zweig schrieb 1917 an Martin Buber: „Ich halte nationale Gedanken, wie den jeder Einschränkung, als eine Gefahr [...]“.<sup>13</sup> Insgesamt konnte er sich mit dem jüdischen Nationalismus und der Radikalität der Zionisten nicht identifizieren und blieb lediglich ein Befürworter des kulturellen Zionismus. Diese Sympathie besiegelte er mit der Übersendung seiner Privatkorrespondenz an die Jüdische Nationalbibliothek in Jerusalem.<sup>14</sup>

Schnitzler gleich stammte auch Zweig, wie bereits erwähnt, aus einer weitgehend assimilierten jüdischen Familie, als deren Mitglied er mit deutlicher Abschätzung auf das Ostjudentum herabblickte. Er stellte die Assimilierten den galizischen, östlichen Ju-

12 Vgl. Gelber, Mark H.: Wandlungen in Stefan Zweigs Verhältnis zum Zionismus. In: Eicher, Thomas (Hg.): Stefan Zweig im Zeitgeschehen des 20. Jahrhunderts. Oberhausen: Athena Verlag 2003, S. 93–107, hier S. 96f.

13 Zit. nach: Prater, Donald A.: Stefan Zweig und die Welt von Gestern. Wien: Picus Verlag 1995, S. 20.

14 Zu den kulturzionistischen Sympathien Zweigs siehe Gelber 2003.

den als positives Beispiel gegenüber, indem er von seinen Vorfahren das Bild kräftiger, starker, sicherer und ruhiger Menschen entwarf, die „früh vom orthodox Religiösen emanzipiert“ waren (WG 21), sich schnell anpassten und es sowohl in der Kultursphäre als auch in der Politik weit brachten. Als Gegenbild erscheinen die Ostjuden als gedrückt, gleichzeitig aber, wie Zweig formulierte, von einer „geschmeidig vordrängende[n] Ungeduld“. (WG 21) Auf der anderen Seite fehlt es aber auch nicht an ironischen Bemerkungen bezüglich des selbst zugelegten Adels von Zweigs Familie mütterlicherseits, „weil es sich doch schließlich bei allen jüdischen Familien nur um einen Unterschied von fünfzig oder hundert Jahren dreht, um die sie früher oder später aus demselben jüdischen Ghetto gekommen sind.“ (WG 26) Schnitzler und Zweig skizzieren eine Unterscheidung zwischen Assimilierten und Orthodoxen, in der diese Gruppen sich gegenseitig Abtrünnigkeit und Rückständigkeit vorwerfen. In beiden Texten bleibt das negative Bild von fremdartig und archaisch gekleideten, anderen gegenüber verschlossenen, jiddisch sprechenden orthodoxen Juden aus dem Osten durchweg beibehalten.

### 2.3

Das religiöse Element spielte im Leben der Autoren ihren Autobiographien zufolge keine Rolle mehr, die jüdischen Sitten und Traditionen waren in den Lebensbeschreibungen nur noch oberflächlich oder überhaupt nicht präsent. Stattdessen rückt die Betonung der Zugehörigkeit zur deutschen, österreichischen oder, wie im Falle von Zweig, zur europäischen Kultur in den Vordergrund. Zweig versucht, die seiner Meinung nach daraus resultierende Tragik einer erneuten Vertreibung zu verdeutlichen. Diese Tragik bestehe darin, dass das in sich nicht mehr einige Judentum die verbindende Kraft der Gemeinschaft entbehre und deshalb den Grund der Verfolgung nicht verstehe. Das moderne Judentum fühle infolge der Assimilation nicht mehr die ihm von außen zugeschriebene Schuld des Fremdseins und stelle daher unentwegt die Fragen „Warum ich? Warum du? [...] Warum wir alle?“ (WG 485), ohne eine Antwort darauf zu bekommen:

Solange die Religion sie zusammenschloß, waren sie noch eine Gemeinschaft und darum eine Kraft; wenn man sie ausstieß und verjagte, so büßten sie für die Schuld, sich bewußt selbst abgesondert zu haben durch ihre Religion, durch ihre Gebräuche von den anderen Völkern der Erde. Die Juden des zwanzigsten Jahrhunderts aber waren längst keine Gemeinschaft mehr. Sie hatten keinen gemeinsamen Glauben, sie empfanden ihr Judesein eher als Last denn als Stolz und waren sich keiner Sendung bewußt. Abseits lebten sie von den Geboten ihrer einstmaligen heiligen Bücher, und sie wollten die alte, die gemeinsame Sprache nicht mehr. Sich einzuleben, sich einzugliedern in die Völker um sie, sich aufzulösen ins Allgemeine, war ihr immer ungeduldigeres Streben, nur um Frieden zu haben vor aller Verfolgung, Rast auf der ewigen Flucht. So verstanden die einen die andern nicht mehr, eingeschmolzen wie sie waren in die andern Völker. (WG 483)

Autobiographien sind Erinnerungsräume, in denen das Abwesende durch Narration retrospektiv wieder in den Lebensbericht hinein geholt wird. Wenn nicht auf der Ebene des eigenen Lebens, dann auf der Ebene des kollektiven Gedächtnisses der Familie. Durch die Vergegenwärtigung von Familienfesten und Riten (13. Geburtstag – Bar-Mizwa, Synagogenbesuche mit dem Vater etc.) wird notwendigerweise Stellung zum Glauben bezogen: In der Formung der Identität erscheint die Religion in den hier untersuchten Autobiographien als eindeutig negativer Bezugspunkt. Schnitzler, der sich als Atheisten bezeichnete, setzte sich in seiner Autobiographie mit dem Verwandlungsprozess religiöser Feste oder ritueller Bräuche in bloße familiäre Angelegenheiten auseinander. Im Zusammenhang mit dem Versöhnungstag und der damit verbundenen Fastenzeit schrieb er Folgendes:

Übrigens glaube ich, dass die Frömmste, ja vielleicht die einzig wirklich Fromme in der Gesellschaft die gute Großmama war, die wohl auch den größten Teil des Tags im Tempel betend verbracht hatte; ihre Kinder und Kindeskinde, wenn und solange sie es überhaupt taten, feierten den Bußtag hauptsächlich ihr zuliebe und nach ihrem Tod nur aus Pietät weiter. [...] Schon die Feier des Laubhüttenfestes oder gar eine Heiligung des Sabbats fand im großelterlichen Hause nicht statt; und in den folgenden Generationen trat – bei allem, oft trotzigen Betonen der Stammeszugehörigkeit – gegenüber dem Geist jüdischer Religion eher Gleichgültigkeit, ihren äußeren Formen gegenüber Widerstand, wenn nicht gar spöttisches Verhalten zutage. (JW 14)

Schnitzlers eigene Position ist von derselben Gleichgültigkeit gekennzeichnet, wie die seiner Verwandten: „ich hatte zum sogenannten Glauben meiner Väter – zu dem, was in diesem Glauben eben wirklich *Glaube* [Hervorhebung im Original, Sz. R.] war, nicht Erinnerung, Tradition und Atmosphäre – sowenig innere Beziehung als zu einem andern.“ (JW 99)

### 3.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass Schnitzler und Zweig ihre jüdische Identität ausdrücklich betonen, doch verfahren sie dabei auf unterschiedliche Weise. Schnitzler beginnt seine Autobiographie mit einem Rückblick bis vor seine Geburt und schreibt, den klassischen Forderungen einer Lebensbeschreibung entsprechend, ausführlich über seine Familie. Die explizite Erwähnung seiner Abstammung erfolgt sehr bald, im Zusammenhang mit dem Großvater:

was mir mein Vater in kindlicher Pietät verschwiegen und ich erst lange nach seinem Tod aus dem Mund eines entfernten Verwandten erfuhr, ist der Umstand, dass mein Großvater Quartaltrinker war, welche bei Juden im allgemeinen so selten vorkommende Anlage an den stets zerrütteten Vermögensverhältnissen der Familie wahrscheinlich die Hauptschuld trug. (JW 8)

Zweig entfaltet seine Selbstbestimmung im Gegensatz zu Schnitzler ex negativo: Nicht die Verortung in einem Kollektiv, sondern gerade das Gegenteil, das Fehlen einer Gemeinschaft markiert den Ausgangspunkt:

Ich bin 1881 in einem großen und mächtigen Kaiserreiche geboren, in der Monarchie der Habsburger, [...] sie ist weggewaschen ohne Spur. Ich bin aufgewachsen in Wien, der zweitausendjährigen über-nationalen Metropole, und habe sie wie ein Verbrecher verlassen müssen, ehe sie degradiert wurde zu einer deutschen Provinzstadt. Mein literarisches Werk ist in der Sprache, in der ich es geschrieben, zu Asche gebrannt worden. [...] Auch die eigentliche Heimat, die mein Herz sich erwählt, Europa, ist mir verloren, seit es sich zum zweitenmal selbstmörderisch zerfleischt im Bruderkriege. (WG 10)

Seine Situation zum Zeitpunkt des Schreibens war von Heimatlosigkeit und Entwurzelung gekennzeichnet. Betroffen und erschüttert von Ereignissen, die seine Identität ins Wanken brachten, sah sich Zweig vor die Aufgabe gestellt, diese in der Autobiographie neu zu definieren und wieder aufzubauen. Die Frage der Identität halten die Autoren für ein Problem, das für die vorangegangene Generation einfach nicht existierte. Sie selbst, das zeigen auch die Autobiographien deutlich, gehörten zu einer neuen Generation, die sich mit der Frage der (jüdischen) Identität auseinander setzen musste. Jüdische Identität ist nicht nur ein Thema unter vielen, sondern gehört geradezu zum Grundtenor dieser Texte. Im Zentrum dieser Lebenserzählungen steht die Bestimmung der eigenen Position in der Welt, und sie zeigen die eigene Person im Werden. Wie Marcus Moseley formuliert, „[t]he autobiographer does not portray a predetermined self or being, but rather tracks an open-ended process of becoming“.<sup>15</sup> Unter dieser Voraussetzung ist die Einbeziehung der Frage nach dem Konstruktionsprozess jüdischer Identität in die Beschäftigung mit diesen Autobiographien unumgänglich, zumal jüdische Identität, wie gezeigt wurde, nicht eindeutig und unproblematisch ist, sondern in vielen Formen und Abstufungen in unterschiedlichem Maß zum Werden des autobiographischen Ich beiträgt.

15 Moseley, Marcus: Jewish Autobiography: The Elusive Subject. In: Jewish Quarterly Review 95 / 1 (2005), S. 16-59, hier S. 26.

# Das Fremde im Eigenen

## Assimilation und Zionismus bei Theodor Herzl, Max Nordau und Stefan Zweig

Die Juden werden sich anpassen. Sie sind wie Seehunde, die der Weltzufall ins Wasser warf. Sie nehmen Gestalt und Eigenschaften von Fischen an, was sie doch nicht sind. Kommen sie nun wieder auf festes Land und dürfen da ein paar Generationen bleiben, so werden sie wieder aus ihren Flossen Füße machen.<sup>1</sup>

### 1.

Fremdes und Eigenes scheinen auf den ersten Blick einander ausschließende Begriffe der Abgrenzung zu sein. Was fremd ist, ist nichts Eigenes und umgekehrt. Wollen wir eine Grenzziehung vornehmen, müssen wir immer beide Seiten dieser Relation definieren, genau sagen, was wir für das Eigene und was für das Fremde halten. Dabei werden wir mit der Unmöglichkeit einer strikten Trennung konfrontiert. Das Eine können wir nur aus dem und im Vergleich zum Anderen bestimmen. Die eine Seite setzt die Existenz der anderen voraus, beide sind nur in Bezugnahme aufeinander erschließbar. Das, was wir zu einem gegebenen Zeitpunkt als das Eigene bezeichnen, enthält also immer auch das fremde Element, dessen Fremdheitsgrad von vielen Aspekten abhängig ist. Denn was wir situationsbedingt als Eigenes betrachten, kann durch veränderte Umstände fremd werden, was wiederum den reziproken Charakter dieser Unterscheidung offenlegt. Ortfried Schöffter hält fest, dass Fremdheit „keine Eigenschaft von Dingen oder Personen“ ist, „sondern ein Beziehungsmodus, in dem wir externen Phänomenen begegnen“.<sup>2</sup>

Dem vorliegenden Beitrag liegt die These zugrunde, dass das Eigene, in diesem Fall das Judentum, nicht eine geschlossene, homogene Gruppe bezeichnet, sondern vielmehr als Sammelbegriff für sehr unterschiedliche soziale, politische und kulturelle

- 1 Herzl, Theodor: Zionistisches Tagebuch 1895-1899. Bearbeitet von Johannes Wachten und Chaya Harel. In: Ders.: Briefe und Tagebücher. Bd. 2. Hg. von Alex Bein, Hermann Greive, Moshe Schaerf, Julius H. Schoeps. Berlin [u.a.]: Propyläen Verlag 1983, S. 49f.
- 2 Schöffter, Ortfried: Modi des Fremderlebens. Deutungsmuster im Umgang mit Fremdheit. In: Ders. (Hg.): Das Fremde: Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung. Opladen: Westdeutscher Verlag 1991, S. 11-42, S. 12.



Schichtungen und Richtungen aufzufassen ist.<sup>3</sup> Diese Prämisse macht die Relativität und die Dynamik des Eigenen sichtbar. Dem jeweiligen Standpunkt des Individuums entsprechend und auf Grund seiner gerade aktuellen Gruppenzugehörigkeit verändert sich nämlich das Eigene und integriert zugleich Fremdes. Eben diese Veränderlichkeit hebt Viktor Karády<sup>4</sup> in einem Interview mit László Marjanucz im Kontext des Judentums als besondere Schwierigkeit hervor, wenn es um eine gesellschaftliche Definition des Judentums geht. Da das Judentum nach Karádys Auffassung keine Konstante ist, sondern sich stets verändert, sei Jude folglich nur eine vage bestimmbare Kategorie, die noch weniger klare Umrisse zeige als beispielsweise die Begriffe Nationalität und Sprachgemeinschaft oder nach ihrer Abstammung definierte Gruppen.<sup>5</sup>

Versucht man den zunächst monolithisch anmutenden Begriff *Judentum* zu präzisieren, ergeben sich unzählige Subkategorien, von denen im gegenwärtigen Zusammenhang aber nur einige von Relevanz sind. In diesem Beitrag möchte ich das Augenmerk auf zwei große Gruppen, auf die Assimilanten und die Zionisten richten. Religiöse Gemeinschaften und der Gegensatz zwischen Orthodoxen und Neologen werden aus Gründen der Kohärenz ausgeklammert. Auch die einzelnen Gruppierungen innerhalb der zionistischen Bewegung (politischer Zionismus, kultureller Zionismus etc.) gehören nicht zum Gegenstandsbereich vorliegenden Artikels.

Nach einer ersten kurzen Klärung der Begriffe Assimilation und Zionismus wende ich mich im Folgenden einigen markanten Standpunkten im Assimilations- und Zionismuskurs zu. Die Zusammenführung von Theodor Herzls, Max Nordaus und Stefan Zweigs Schriften erscheint abgesehen von den persönlichen Begegnungen der Autoren auch insofern logisch und berechtigt, als sich in ihrem Denken viele Berührungspunkte aufzeigen lassen. Herzl, Nordau und Zweig gehörten etwa zur gleichen Zeit zu demselben geistigen und kulturellen Raum, ihre Biographien weisen ähnliche Momente auf, zudem gibt es auch Parallelen im persönlichen und beruflichen Werdegang. Wie das *Zionistische Tagebuch* von Theodor Herzl (1860–1904), die *Zionistischen Schriften* von Max Nordau (1849–1923) und die Autobiographie Stefan Zweigs (1881–1942), *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*, eindrücklich zeigen, standen und kämpften Herzl und Nordau in der Frage der Assimilation und des Zionismus Seite an

3 Zur Heterogenität des Judentums und zur jüdischen Identität als Konstrukt mit dynamischem Charakter siehe auch das Kapitel dieses Bandes „Identitätskonstruktion in den Autobiographien von Arthur Schnitzler und Stefan Zweig“.

4 Vgl. dazu auch Kramer, P. Michael: Race, Literary History and the „Jewish Question“. In: *Proof-texts* 21 / 3 (2001), S. 287–321.

5 Vgl. Zsidó identitás és asszimiláció Magyarországon [Jüdische Identität und Assimilation in Ungarn]. Marjanucz László interjúja Karády Viktorral [Ein Interview von László Marjanucz mit Viktor Karády]. In: Karády, Viktor: Zsidóság, polgárosodás, asszimiláció. Tanulmányok [Judentum, Verbürgerlichung, Assimilation. Aufsätze]. Budapest: Cserépfalvi Kiadása o.J., S. 11–77, hier S. 22.



Seite, während Zweig, obgleich er der Idee des (kulturellen) Zionismus deutlich sympathisierend gegenüberstand, doch einen etwas anderen, man könnte sagen, gemäßigten Standpunkt vertrat.

Sowohl in Herzls Briefen und Tagebüchern als auch in Nordaus Schriften über den Zionismus taucht wiederholt das Wort „assimiliert“ oder „Assimilierte“ auf. Assimilation ist in Herzls und Nordaus Verwendung pejorativ besetzt. Zweig hingegen betrachtet diese Form der Anpassung als durchaus akzeptabel und verbindet mit der Zugehörigkeit zur deutschen oder europäischen Kultur eine gewisse Kultiviertheit, die den vor allem orthodoxen Ostjuden in seiner Schilderung zu fehlen scheint. Eine wertfreie Definition von Assimilation liefert Jürgen Leibold: „Unter Assimilation wird ganz allgemein ein Anpassungsmuster verstanden, bei dem Merkmale eines Individuums oder einer Gemeinschaft denen einer Referenzgruppe ähnlicher werden [...]“.<sup>6</sup> Hans-Jürgen Lüsebrink definiert Assimilation als den „weitestgehende[n] Prozess von ‚Akkulturation‘ und ‚Dekulturation‘“, also der „Erlernung und Aneignung kultureller Werte, Symbole, Rituale und Symbolsysteme im Zuge des Sozialisationsprozesses innerhalb einer Kultur“ und „der ‚Verlernung‘ der eigenen Kultur, bis hin zum teilweise oder völligen ‚Vergessen‘ der Muttersprache, der mit der Übernahme fremder Kulturformen häufig sukzessive einhergeht“.<sup>7</sup> Ein Grundproblem stellt dabei die vorherige Unentscheidbarkeit dar, „ob Selbstveränderung“, die dabei unvermeidbar vor sich geht, „eine ‚Bereicherung‘ darstellen oder zu einer systemsprengenden Überforderung führen wird“.<sup>8</sup>

Der Zionismus oder jüdischer Nationalismus ist eine politische Bewegung, initiiert in den 90er-Jahren des 19. Jahrhunderts von dem in Budapest gebürtigen Schriftsteller und Journalisten Theodor Herzl. In seinem programmatischen Werk *Der Judenstaat* entwarf Herzl die Vision der Gründung eines jüdischen Nationalstaates in Palästina, wohin die europäischen Juden gleichsam in einem zweiten Exodus kollektiv ausziehen sollten. In dem neugegründeten Staat könnten sie, fern und frei von seit Jahrhunderten erfahrenen Verfolgungen und Schikanen, endlich eine Heimat finden. Hinter dieser Idee stand, wie Anita Shapira betont, die Angst vor dem wachsenden Antisemitismus und der Erstarkung der antisemitischen Tendenzen: „In Herzl’s view, it was anti-Semitism which had given the Zionist idea a *raison d’être*—both from the Jewish perspective, and that of non-Jews.“<sup>9</sup> Den in den 1880er-Jahren zunehmend spürbar werdenden Antise-

6 Leibold, Jürgen: Immigranten zwischen Einbürgerung und Abwanderung. Eine empirische Studie zur bindenden Wirkung von Sozialintegration, 2007, S. 9, <http://webdoc.sub.gwdg.de/diss/2007/leibold/leibold.pdf> [15.08.2016]

7 Lüsebrink, Hans-Jürgen: Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer. Stuttgart / Weimar: J.B. Metzler 2005, S. 130.

8 Schäffter 1991, S. 24.

9 Shapira, Anita: Anti-Semitism and Zionism. In: *Modern Judaism* 15 (1995), S. 215–232, hier S. 215.

mitismus in Verbindung mit dem allgemeinen Kulturpessimismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts sieht auch Yaacov Shavit als wichtigsten Grund für das Aufkommen des jüdischen Nationalismus an:

The response of the Jewish intelligentsia to the rise of modern anti-semitism thus became intertwined with the general mood of pessimism and was fed by it. They saw anti-semitism both as a major pathological symptom of the European essence and as a result of fin-de-siecle decadence. The different varieties of Jewish radicalism, including radical nationalism, were one of the sharp responses to this general Kulturpessimismus, and a manifestation of the conclusion which the Jewish intelligentsia drew from it.<sup>10</sup>

Herzl und Nordau kamen zu der Einsicht, dass eine vollständige Assimilation der Juden unmöglich sei. Dies liegt ihrer Meinung nach daran, dass die nicht jüdische Bevölkerung Juden nie als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft akzeptierte. Ihnen würde stets eine zu große Fremdheit anhaften, wofür Herzls Ansicht nach, indirekt zwar, aber auch die Juden verantwortlich gewesen wären. In einem Gespräch mit Ludwig Speidel, einem Mitarbeiter der *Neuen Freien Presse*, führte Herzl dies folgenderweise aus:

Ich begreife den Antisemitismus. Wir Juden haben uns, wenn auch nicht durch unsere Schuld, als Fremdkörper inmitten verschiedener Nationen erhalten. Wir haben im Ghetto eine Anzahl gesellschaftswidriger Eigenschaften angenommen. Unser Charakter ist durch den Druck verdorben, und das muss durch einen anderen Druck wieder hergestellt werden. Thatsächlich ist der Antisemitismus die Folge der Judenemancipation.<sup>11</sup>

So gesehen war der Antisemitismus in der Tat der Auslöser des jüdischen Nationalismus und verstärkte den Auswanderungswunsch. Herzl sieht aber auch einen positiven Ansporn darin und vertritt einen darwinistischen Standpunkt, wenn er behauptet, der Antisemitismus schadete den Juden nicht, sondern förderte im Gegenteil gerade die Erstarkung des jüdischen Selbstbewusstseins.<sup>12</sup>

## 2.

Herzls Idee vom großen Auszug fand, vor allem in der Anfangsphase der Bewegung, weitaus mehr Gegner als Befürworter. Die Gegner kamen in erster Linie aus den eigenen Reihen. Gábor Schweitzer führt in seinem einschlägigen Aufsatz, *A hazai cionizmus*

10 Shavit, Yaacov: The 'Glorious Century' or the 'Cursed Century': Fin-de-Siecle Europe and the Emergence of Modern Jewish Nationalism. In: *Journal of Contemporary History* 26 / 3/4 (1991): The Impact of Western Nationalisms: Essays Dedicated to Walter Z. Laqueur on the Occasion of His 70th Birthday, S. 553-574, hier S. 555, <http://www.jstor.org/stable/260660> [15.08.2016]

11 Herzl 1983, S. 49.

12 Vgl. ebd.

*hőskorszaka. Avagy miért (nem) kellett Herzl a magyar zsidóknak?* [Das große Zeitalter des ungarischen Zionismus. Oder warum wollten die ungarischen Juden Herzl (nicht)?] überzeugend aus, dass der Großteil der ungarischen Juden, vor allem die politisch Gebildeten und in jüdischen Angelegenheiten Engagierten, der Sache des politischen Zionismus bereits vor seiner Verkündung durch Herzl ablehnend gegenübergestanden hatten.<sup>13</sup> Für sie kam der politische Zionismus einem übertriebenen jüdischen Nationalismus gleich, der sich ihrer Meinung nach nicht mit dem Patriotismus und dem Ungartum der ungarischen Juden in Einklang bringen ließ. Ferner war die Bewegung auch mit der religiösen Überzeugung, welche die Wiederherstellung des jüdischen Staates mit der Wiederkunft des Messias verbunden sah, nicht zu vereinbaren. Die eigenmächtige Errichtung des jüdischen Nationalstaates hätte demgemäß einen Verstoß gegen den Standpunkt der gläubigen Juden bedeutet. Überdies sieht Schweitzer die Ablehnung vor allem in zwei Fakten begründet: Erstens wäre die Erinnerung an die „individuelle Rezeption“, das heißt an die Emanzipation, noch sehr lebhaft gewesen, zweitens habe die „kollektive Rezeption“, also die gesetzliche Verankerung der konfessionellen Emanzipation, vor der Tür gestanden.<sup>14</sup> Auf dem Weg zu diesem lang ersehnten Ziel wäre die politische Bewegung des Zionismus ein unnötiger Stolperstein gewesen.<sup>15</sup> Europaweit, so auch in Russland etwa, erhofften sich die Juden in den 60er-Jahren des 19. Jahrhunderts von den aufgeklärten Herrschern die Aufnahme in die Gesellschaft ihres Geburtslandes ohne eine vollkommene Integration, ohne die Aufgabe ihrer jüdischen Identität. Die angebrachte Reaktion auf eine solche Geste sei, sich als folgsame und treue Staatsbürger zu verhalten.<sup>16</sup>

In Ungarn kann man seit dem Revolutionsjahr 1848 von jüdischer Emanzipation sprechen, als die Nationalversammlung kurz vor dem Ende des Freiheitskrieges zum ersten Mal die formale Gleichberechtigung der Juden deklarierte. Vollständig ausgeführt wurde der Beschluss im Jahr 1867 und 1895 trat auch die konfessionelle Gleichberechtigung in Kraft. Der auf diese Weise geschlossene „assimilatorische Gesellschaftsvertrag“ enthielt zwei grundlegende Gesetzesartikel: Der erste bezog sich auf die nationale Assimilation und auf die Treue zum Nationalstaat, der zweite auf die Arbeitsteilung im Modernisierungsprozess und auf die innerhalb des Staates eingenommene Position.<sup>17</sup>

13 Schweitzer, Gábor: *A hazai cionizmus hőskorszaka. Avagy miért (nem) kellett Herzl a magyar zsidóknak?* [Das große Zeitalter des ungarischen Zionismus. Oder, warum wollten die ungarischen Juden Herzl (nicht)?]. In: Varga, László (Hg.): *Zsidóság a dualizmus kori Magyarországon. Siker és válság* [Judentum in Ungarn im Zeitalter des Dualismus. Erfolg und Krise]. Budapest: Pannonica Kiadó, Habsburg Történeti Intézet 2005, S.156–166, hier S. 156.

14 Ebd., S. 156.

15 Ebd., S. 157.

16 Vgl. Shavit 1991, S. 559.

17 Schweitzer 2005, S. 157.

Was die Anzahl der an der Integration Beteiligten sowie den Grad der Urbanisierung, der kulturellen Assimilation sowie der gesellschaftlichen Integration und schließlich den Patriotismus und die nationale Identität betraf, entstand in Ungarn, verglichen mit West- und Osteuropa, eine Art Zwischenstufe.<sup>18</sup>

## 2.1

Der ebenfalls aus Ungarn stammende Zionist, Max Nordau, ein Mitstreiter und enger Freund von Theodor Herzl, ging in seinen *Zionistischen Schriften* auch auf die Frage des Patriotismus ein und benannte die angeblich fehlende Verbundenheit der Zionisten mit dem Vaterland als eines der schwerwiegendsten Argumente, die Antizionisten jemals gegen die Bewegung vorgebracht hätten.<sup>19</sup> Den Zionisten sei, so Nordau, immer von Neuem vorgehalten worden, keine guten Bürger ihres Landes zu sein, weil sie sich dort nicht beheimatet fühlten. Deshalb wäre es von ihrer Seite nicht gerechtfertigt, dieselben Bürgerrechte für Zionisten zu fordern, wie sie echten Patrioten zugestanden wurden. Da sie in den jeweiligen Ländern immer Fremde blieben, stellte es für die Anhänger des Zionismus keinen wirklichen Verlust dar, das Land zu verlassen und andernorts eine Heimat zu suchen.<sup>20</sup> In diesem Zusammenhang machte Nordau eine wichtige Distinktion: Für die weit reichende Verbreitung einer derartigen Meinung wären nicht der antisemitisch gesinnte Bevölkerungsteil, der Juden stets als Fremde betrachtete, sondern jene Juden verantwortlich zu machen, die sich der Bewegung nicht anschließen wollten, weil sie ihr Judentum, ihren Glauben, ihre Bindung an die Vorfahren aufgegeben hätten, um gänzlich oder zumindest so gut es ging, in der nichtjüdischen Bevölkerung aufzugehen. Sowohl Nordau als auch Herzl verwenden für diesen Teil des Judentums in ihren Schriften das Attribut „assimiliert“.<sup>21</sup>

Die Assimilierten erfahren bei beiden Autoren eine ausgesprochen negative Beurteilung. Sie werden als „feige“<sup>22</sup>, opportunistisch, „streberisch“<sup>23</sup>, als Feinde des Judentums<sup>24</sup> bezeichnet. Das Phänomen der Assimilation stellt Herzl eindeutig dem Antise-

18 Kárady o.J., S. 21.

19 Vgl. Nordau, Max.: „Cionizmus és hazafiság“ [Zionismus und Patriotismus]. In: Ders.: Írások a cionizmusról [Zionistische Schriften]. Übersetzt und eingeleitet von Jenő Mohácsi. Budapest: Népszertű zsidó könyvtár o.J., S. 31–37, S. 31f.

20 Vgl. ebd., S. 32.

21 Vgl. ebd., S. 32 f.

22 Herzl 1983, S. 72.

23 Ebd., S. 135.

24 Vgl. Nordau, Max: A cionizmus és ellenségei. Előadás Berlin 1898 [Der Zionismus und seine Feinde. Vortrag Berlin 1898]. In: Ders.: Írások a cionizmusról [Zionistische Schriften]. Übersetzt und eingeleitet von Jenő Mohácsi. Budapest: Népszertű zsidó könyvtár o.J., S. 9–30, hier S. 9.

mitismus, der Juden zum Christentum „hinübergedrückt“ habe, in Rechnung.<sup>25</sup> Nordau insistiert auf der Vereinbarkeit von Patriotismus und Zionismus. Jeder jüdische Patriot habe seine Pflichten gegenüber dem Vaterland zu leisten, zugleich müsse er sich seiner Zugehörigkeit zum auserwählten Volk bewusst sein und sein Vertrauen in dessen Aufstieg setzen. Jeder jüdische Patriot fühle aber auch die Zusammengehörigkeit mit allen Mitgliedern der Diaspora.<sup>26</sup> Aus dieser Definition geht eindeutig hervor, dass assimilierte und vor allem reiche Juden dem hier verwendeten Begriff von Patriotismus nicht entsprechen konnten. Herzls und Nordaus Sympathie galt den Armen, Unterdrückten, Erniedrigten und Verfolgten. Eine große Zahl dieser lebte unter den Ostjuden, vor allem, worauf beide Autoren ausdrücklich hinweisen, in Russland. Ihnen sollte ein zweiter Exodus aus dem Elend helfen und durch die Übersiedlung in den jüdischen Staat sollte dieser recht- und stimmlosen Masse Ehre und Menschenwürde zurückgegeben werden. Somit erscheinen die russischen Juden als Hauptzielgruppe des Zionismus. Als ständige Kritik gegen Assimilierte bringen Herzl und Nordau den Egoismus der Reichen auf, der sie ihre verfolgten und in Elend lebenden Brüder vergessen ließ. Um sich möglichst vollständig anpassen zu können, würden sie an den übrigen Juden Verrat begehen. Nordau formuliert seine Meinung unmissverständlich: „Sie können die Kaftan tragenden Juden nicht von den Zipfeln Ihres feinen Fracks schütteln!“<sup>27</sup>

## 2.2

Auf die gewaltigen sozialen und kulturellen Unterschiede zwischen Westjuden und Ostjuden gehen alle drei von mir ausgewählten Autoren ein. Nordau beschreibt die mit ihm im Zug reisenden litauischen Juden wie folgt: „Die Männer waren ekelhaft schmutzig, sich fortwährend kratzend, die Weiber nett und sauber, still, alle mit einem eigentümlich duldenden und leidenden Zug im Gesicht.“<sup>28</sup> Aus dem Blickwinkel der assimilierten Westjuden, deren Lebensform und Werte die Wiener Kultur des 19. Jahrhunderts wesentlich mitbestimmt hatten, betrachtete auch Stefan Zweig die Ostjuden als Fremde, als Menschen, die einer anderen Kultur angehörten:

Die Familie meines Vaters stammte aus Mähren. In kleinen ländlichen Orten lebten dort die jüdischen Gemeinden in bestem Einvernehmen mit der Bauernschaft und dem Kleinbürgertum; so fehlte ihnen

25 Vgl. Herzl 1983, S. 135.

26 Vgl. Nordau o.J., S. 35.

27 Nordau o.J., S. 21, in meiner Übersetzung, Sz. R.

28 Nordau, Max: Erinnerungen. Erzählt von ihm selbst und von der Gefährtin seines Lebens. Leipzig / Wien: Renaissance Verlag 1928, S. 54.

völlig die Gedrücktheit und andererseits die geschmeidig vordrängende Ungeduld der galizischen, der östlichen Juden.<sup>29</sup>

Diese Betrachtungsweise der Ostjuden beziehungsweise die Unterscheidung zwischen Ost- und Westjuden, die auch Zweig vornimmt, beruht, laut Anita Shapira, auf der weit verbreiteten Einstellung im ausgehenden 19. Jahrhundert, in deren Folge sich viele Assimilierte die antisemitische Haltung zu eigen machten und für die allgemeine negative Beurteilung der Juden die traditionsbewussteren, sich vor der westlichen Lebensweise verschließenden östlichen Juden zur Rechenschaft zogen:

As a general rule, modernized Jews liked to attribute the sins which anti-Semites accused Jews of to their more tradition-minded fellow Jews still unaware of the many positive things the Western world had to offer. One could see this, for example, in the attitude among already modernized German Jews toward their compatriots arriving from Eastern Europe – Ostjuden who still spoke Yiddish, wore traditional Jewish garb, were loud and did not take sufficient pains to adhere to the code of conduct generally accepted among the Central European petty bourgeoisie.<sup>30</sup>

Diesen Standpunkt vertraten auch Herzl und Nordau, aber im Gegensatz zu ihnen erscheint Zweig die Eigenschaft der westlichen Juden, sich „mit erstaunlicher Geschwindigkeit der höheren Kultursphäre“ (WG 21) anzupassen, als ein Vorzug. Das Wesen des Judentums, so Zweig, zeige sich am deutlichsten „im östlichen orthodoxen Judentum“ (WG 27), der Wunsch, in eine höhere, geistige Sphäre aufzusteigen, sei jedoch für das gesamte Judentum charakteristisch. Das Materielle diene lediglich als Mittel, diesen Aufstieg zu ermöglichen. (Vgl. WG 27) Dies beweise auch die allgemeine Hochachtung, die in jüdischen Kreisen Gelehrten entgegengebracht wurde, und die Verehrung des „Geistmenschen“ (WG 27) gehe durch alle sozialen Schichten des Judentums. Die Verachtung des Materiellen oder die Betrachtung von Reichtum als Mittel zum heiligen Zweck – zum Auszug der europäischen Juden und zur Errichtung eines eigenen Staates beispielsweise in Palästina – waren auch ein wesentlicher Zug von Theodor Herzls Einstellung, der sich über reiche Juden zwar recht abwertend äußerte, sich aber den Vorzügen der jüdischen Finanzkraft gegenüber ausgesprochen pragmatisch verhielt. Geld und Börsengeschäfte waren in Herzls Augen ein großes Übel, das den Juden in der „Gefangenschaft“<sup>31</sup> angehängt wurde. Dennoch suchte er finanzielle Unterstützung bei großen jüdischen Bankiers wie zum Beispiel den Rothschilds. Nordau geht sogar so weit, zu behaupten: „Jedesmal, wenn ich mit reichen Juden zusammentreffe, habe ich einen unbeschreiblichen Nachgeschmack von Bitterkeit.“<sup>32</sup>

29 Zweig, Stefan: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1943, S. 21. Im Folgenden zitiert im laufenden Text als WG mit Seitenzahl.

30 Shapira 1995, S. 217f.

31 Herzl 1983, S. 88.

32 Nordau 1928, S. 200.

Die Gefahr, die in einer übertriebenen Zuwendung zur intellektuellen Sphäre lauert, registrierten Herzl und Zweig gleichermaßen. Herzl beklagte, „[w]ir produciren zu viel Intelligenz, und haben dafür keinen Absatz mehr“<sup>33</sup>, Zweig sah die Motivation für diese Tendenz darin, die engen mentalen, intellektuellen und kulturellen Grenzen des Ghettos überschreiten und abschütteln zu wollen:

[...] meint ein Judentum, das sich von allen Defekten und Engheiten und Kleinlichkeiten, die das Ghetto ihm aufgezungen, durch Anpassung an eine andere Kultur womöglich eine universale Kultur befreit hat oder zu befreien beginnt. Daß diese Flucht ins Geistige durch eine unproportionierte Überfüllung der intellektuellen Berufe dem Judentum dann ebenso verhängnisvoll geworden ist, wie vordem seine Einschränkung ins Materielle, gehört freilich zu den ewigen Paradoxien des jüdischen Schicksals. (WG 28)

Den Assimilationswunsch erklärte Zweig mit dem „Verlangen nach Heimat, nach Ruhe, nach Rast, nach Sicherheit, nach Unfremdheit“. (WG 37) Aber auch er registrierte die Unmöglichkeit einer vollständigen Assimilation, die sich für ihn unter anderem darin manifestierte, dass sich selbst assimilierte Juden der christlichen Bevölkerung nicht vollständig gleichwertig erachteten. Im Gegensatz zu den beiden Zionisten Herzl und Nordau machte er für die gesellschaftliche Isolation der Juden nicht die Antisemiten, sondern die Juden selbst verantwortlich. Wie Zweig bemerkte, habe eine gewisse instinktive Distanz immer bestanden und zur fraglosen Akzeptanz bestimmter Traditionen geführt. Zu solchen Traditionen gehörte in Österreich-Ungarn beispielsweise die Besetzung hoher Ämter mit Mitgliedern der Aristokratie. Ebenso war eine hohe militärische Karriere Juden verschlossen. (Vgl. WG 38)

## 2.3

In dem Theodor Herzl gewidmeten Teil der *Welt von Gestern* klingt auch der Unterschied zwischen Zweigs und Herzls Meinung über die Lösung des jüdischen Problems der Heimatlosigkeit an: „Wenn Absonderung unvermeidlich ist, sagte er [Herzl, Sz. R.] sich, dann eine vollkommene! Wenn Erniedrigung unser Schicksal immer wieder wird, dann ihm begegnen durch Stolz. Wenn wir leiden an unserer Heimatlosigkeit, dann eine Heimat uns selbst aufbauen!“ (WG 127) Die Wirkung des Zionismus, verkündet in *Der Judenstaat*, welche die skeptischen „bürgerlich-jüdischen Kreise“ (WG 127) des Westens zunächst unberührt ließ, erscheint in Zweigs Darstellung wie eine gewaltige, alles erschütternde Welle aus dem Osten:

33 Herzl 1983, S. 80.



Aber dann dröhnte die Antwort mit solcher Wucht und Ekstase so plötzlich zurück, daß er [Herzl, Sz. R.] beinahe erschrak, eine wie mächtige, ihn weit überwachsende Bewegung er mit seinen paar Dutzend Seiten in die Welt gerufen. Sie kam freilich nicht von den behaglich lebenden, wohlstuierten bürgerlichen Juden des Westens, sondern von den riesigen Massen des Ostens, von dem galizischen, dem polnischen, dem russischen Ghetto proletariat. Ohne es zu ahnen, hatte Herzl mit seiner Broschüre den unter der Asche der Fremde glühenden Kern des Judentums zum Aufflammen gebracht, den tausendjährigen messianischen Traum der in den heiligen Büchern bekräftigten Verheißung der Rückkehr ins gelobte Land – diese Hoffnung und zugleich religiöse Gewißheit, welche einzig jenen getretenen und geknechteten Millionen das Leben noch sinnvoll machte. Immer wenn einer – Prophet oder Betrüger – in den zweitausend Jahren des Golus an diese Saite geführt, war die ganze Seele des Volkes in Schwingung gekommen, nie aber so gewaltig wie diesmal, nie mit solchem brausenden, rauschenden Widerhall. Mit ein paar Dutzend Seiten hatte ein einzelner Mann eine verstreute, verzweigte Masse zur Einheit geformt. (WG 128)

Trotz dieser begeisterten Zeilen war Stefan Zweigs Verhältnis zum Zionismus keineswegs frei von Ambivalenz. Dem politischen Zionismus abgeneigt, zeigte er dem Kulturzionismus jedoch deutliche Sympathie. Er hatte Kontakte zu jungjüdischen dichterischen und künstlerischen Bewegungen in Wien und Berlin, publizierte in kulturzionistischen Zeitschriften und übersandte seine Privatkorrespondenz an die Jüdische Nationalbibliothek in Jerusalem.<sup>34</sup> Mark H. Gelber verzeichnet aber auch bezüglich der Beurteilung des politischen Zionismus eine Wandlung in Zweigs Denken: Eine Annäherung, eigentlich schon Bejahung des politischen Zionismus sei die Konsequenz des Exils gewesen, wobei Zweig eine Auswanderung nach Palästina für sich niemals in Erwägung gezogen habe.<sup>35</sup> Zweig war auch wesentlich beteiligt an der Mythologisierung Herzls, die wie Gelber ausführt, während der Nazizeit in zionistischen Kreisen stark ausgeprägt war.<sup>36</sup> In *Die Welt von Gestern* zeichnete Zweig ein von Übertreibungen strotzendes Bild von Herzl. Seine Sympathie ging hie und da in Schwärmerei über, als er die geradezu prophetische Erscheinung Herzls beschrieb. Zu persönlichem Dank verpflichtet – Herzl bot dem jungen Zweig Publikationsmöglichkeiten in der *Neuen Freien Presse*, einem der führenden österreichischen liberalen Organe um die Jahrhundertwende –, aber zugleich beeindruckt von Herzls Hingabe an die Sache des Zionismus und von seiner Wirkung auf die Menschen, schilderte er die grandiose Beerdigung Herzls, die in Zweigs Darstellung von einem schier unendlichen Ausmaß an Erschütterung und Trauer der Massen begleitet wurde.

Zweig äußerte in seiner Autobiographie desgleichen Bedenken gegenüber der zionistischen Bewegung. Vor allem die innere Zerrissenheit, die Uneinigkeit in den eigenen

34 Gelber, Mark H.: Wandlungen in Stefan Zweigs Verhältnis zum Zionismus. In: Eicher, Thomas (Hg.): Stefan Zweig im Zeitgeschehen des 20. Jahrhunderts. Oberhausen: Athena Verlag 2003 (= Übergänge. Grenzfälle. Österreichische Literatur in Kontexten, Bd. 8), S. 93-107, hier S. 93.

35 Ebd., S. 95.

36 Ebd., S. 103.



Reihen veranlassten ihn nach eigenen Angaben dazu, sich von der Bewegung abzuwenden. (Vgl. WG 131) Ein inneres Einvernehmen mit dem Schicksal des jüdischen Volkes klingt dennoch an mehreren Stellen der Autobiographie an. Sei es durch die Wortwahl (‚Golus‘ bedeutet ‚Exil‘, eigentlich ‚Entfernung vom Land und von Gott‘), sei es durch die Themenwahl der späten Werke (*Der begrabene Leuchter*, *Jeremias*, *Die Welt von Gestern*), Zweig bezieht sich deutlich auf Fragen und Probleme, die jüdische Menschen beschäftigten.<sup>37</sup>

### 3.

Die im Zionismus- und Assimilationsdiskurs des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts in der obigen Präsentation Position beziehenden Personen waren maßgebende Intellektuelle der Zeit und des spezifischen geistigen und kulturellen Raumes Ostmitteleuropa. Der Eine visionär-inspiriert, der Andere kämpferisch, der Dritte eine Zwischenstellung einnehmend, aber bemüht, sich produktiv und konstruktiv mit der heiklen Frage nach der Situation des europäischen Judentums auseinanderzusetzen. Ob aus West- oder aus Osteuropa kommend, das vielschichtige, uneinige, hybride Judentum musste sich zunächst in diesem Raum verorten, und seine jeweilige Lage hing eng mit den unterschiedlichen sozialen und politischen Verhältnissen in den einzelnen Teilen des Kontinents zusammen. Ebenso vielschichtig wie das Judentum selbst waren seine Probleme und die anvisierten Problemlösungen oder Lösungsversuche. Was sind wir? Wer sind die Anderen? Wer gehört zu uns? Wer ist gegen uns? Diese und ähnliche Fragen beschäftigten jüdische Intellektuelle, und die Antworten waren alles andere als einfach zu finden. Wie Zweigs ambivalentes Verhältnis zum Zionismus offenbart, war die Bestimmung des Eigenen und des Fremden, oder die Scheidung von Wir und Sie keine Selbstverständlichkeit. Selbst Herzl war zuweilen tief verunsichert über den Erfolg seiner Mission. Der Begegnungsraum des Assimilations- und Zionismusdiskurses war seinerzeit von einer hochgradigen Ambivalenz, von heftigen Diskussionen und häufig übertriebenen Reaktionen auf beiden Seiten geprägt, die teilweise bis heute nichts von ihrer Aktualität eingebüßt haben.

37 Vgl. Gelber 2003, S. 103 und S. 94.

# Vergangenheitskonstruktion als Gegenwartsbewältigung in Stefan Zweigs *Die Welt von Gestern*

Veränderte Distanz von der Heimat verändert  
das innere Maß<sup>1</sup>

## 1.

Siegfried J. Schmidt weist in seinem Aufsatz *Gedächtnis – Erzählen – Identität* darauf hin, dass „sinnvolle Erinnerungen keinerlei Referenz auf ein ‚Objekt‘ brauchen [...] Vergangenheit gewinnt Identität zuallererst durch die Modalitäten des **Erinnerns** [Hervorhebung im Original, Sz. R.]“.<sup>2</sup> In diesem Sinne möchte ich für die These argumentieren, dass die nostalgische, stark verklärende Sicht auf die untergegangene Österreichisch-Ungarische Monarchie in der Autobiographie Stefan Zweigs eine Folge des Exils und seiner Hintergründe sowie des durch das Exil verursachten Identitätsverlustes ist. Im Werk erfolgt eine Vergangenheitskonstruktion, welcher die Funktion zukommt, die Gegenwart und die damit verbundene Krise des Individuums überwindbar oder zumindest ertragbar zu machen. Diesen Kontrapunkt zur Gegenwart bezeichne ich als „utopische Vergangenheit“. In Anlehnung an Schmidt betrachte ich also die von Zweig evozierte Vergangenheit als ein Konstrukt, das erst durch den Prozess des Erinnerns entsteht.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bilden im Optimalfall eine Kontinuität, die identitätsstabilisierend wirken kann. Gerade das Verhältnis dieser drei Dimensionen erscheint in *Die Welt von Gestern* als gestört. Die Erfahrung der Diskontinuität gehört zur Grundbefindlichkeit sowohl des erzählenden Ich als auch seiner Generation. Identität und Identitätsverlust avancieren dadurch zum zentralen Problem in dieser Autobiographie. Im Vorwort erklärt der Verfasser noch ausdrücklich, statt einer persönlichen, hochsubjektiven Lebensbeschreibung eine Art historisches Dokument der eigenen Zeit verfassen zu wollen. Ausgehend von der Spezifik der Gattung Autobiographie rechtfertigt sich Zweig gleich dafür, dass sein Ich „zum Mittelpunkt“ (9) seiner Darstellungen werde. Er legt seine Rolle als „Erklärer[] bei einem Lichtbildervortrag“ (9) fest, dem

- 1 Zweig, Stefan: *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag 1943, S. 216. Die Seitenangaben in Klammern im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.
- 2 Schmidt, Siegfried. J.: *Gedächtnis – Erzählen – Identität*. In: Assmann, Aleida / Harth, Dietrich (Hg.): *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag 1991, S. 378-397, hier S. 388.

lediglich die Aufgabe des Kommentierens zukomme. Da er inzwischen heimatlos und an nichts gebunden sei, könne er objektiv und unvoreingenommen berichten.

Mit der Einschränkung der eigenen Bedeutung für die Entstehung des Textes, öffnet der Autor die Perspektive auf ein ganzes Zeitalter und erklärt seine Autobiographie zu einem Zeitdokument über das Schicksal einer Generation. Man würde vermuten, das erzählende Ich spreche fortan aus der ‚Wir-Position‘ und vertrete in seinen Darstellungen einen kollektiven Standpunkt. Die Perspektive wechselt jedoch auffallend oft vom Kollektiven ins Individuelle, vom Allgemeinen ins Einzelne und wieder zurück. Dies stellt des Verfassers im Vorwort angekündigte Verlässlichkeit als Zeitzeuge in Frage. Kollektives und Individuelles verbindet Zweig, indem er sein persönliches Schicksal ins Exemplarische erweitert und mit dem Schicksal einer ganzen erschütterten und traumatisierten Generation gleichsetzt. Warum sein Leben hier stellvertretend für viele andere Leben stehen kann, begründet er mit seiner pluralen Identität: Er definiert sich „als Österreicher, als Jude, als Schriftsteller, als Humanist und Pazifist“. (9) Es sind allesamt Identitäten, die im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert in vieler Hinsicht schwer zu handhaben waren. Im weiteren Verlauf der Autobiographie verlagert sich die Selbstbestimmung auf das immer entschiedener verkündete Europäertum und auf den Kosmopolitismus. In dieser Neu- oder Umdefinierung der Identität sehe ich allerdings eine grundsätzliche Spannung. Während im Untertitel *Erinnerungen eines Europäers* steht, betont Zweig nicht nur im Vorwort seine Verbundenheit mit Österreich, sondern je näher seine Erzählung an die Gegenwart heranreicht, umso auffälliger vermehrt sich diese Form der Zugehörigkeitsbekundung. Diese interne Spannung lässt sich meines Erachtens nur auflösen, wenn Österreich, der Vielvölkerstaat, als Metapher für Europa gelesen wird, das ebenso dem Untergang geweiht war, wie Europa unter Hitler in Zweigs Gegenwart. Auf diese Weise wird der Kontrast zwischen Vergangenheit und Gegenwart weiter vertieft.

## 2.

Sowohl Österreich als auch Europa sind für Zweig Identifikationspunkte, die durch äußere Einwirkung gewaltsam zerstört und umdefiniert wurden. (Dabei ist vor Augen zu halten, dass Hitler zur Zeit der Abfassung von Zweigs Autobiographie gerade am Zenit seiner militärischen Erfolge stand, und der totale Sieg des Nationalsozialismus unmittelbar bevorzustehen schien.) So betrachtet Zweig folgerichtig den Zweiten Weltkrieg als *das* einschneidende Ereignis in der europäischen Kultur, als einen Rückfall in die Barbarei, dessen Gravität nicht einmal mit dem Ersten Weltkrieg zu vergleichen sei. Für die Ver-  
kennung und Unterschätzung der von Hitler und seinen Gleichgesinnten ausgehenden

Gefahr macht er die Intellektuellen in- und außerhalb Deutschlands gleichermaßen verantwortlich. Ihre Verfehlung sei ein zu festes Vertrauen in die Unerschütterlichkeit der demokratischen Institutionen und der Rechtsordnung gewesen. Die deutschen Intellektuellen wären ihrerseits zu sehr in einem Klassendenken befangen und von der traditionell führenden Rolle der „akademisch Gebildeten“ (411) im Staatswesen überzeugt gewesen. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein ungebildeter Mann ohne akademischen Abschluss politische Karriere machen konnte, sei einfach zu gering gewesen, so Zweig. (411f.) Hannah Arendt schreibt in ihrem Aufsatz *Juden in der Welt von Gestern. Anlässlich Stefan Zweig, The World of Yesterday, an Autobiography*<sup>3</sup> den jüdischen Intellektuellen eine zusätzliche Verantwortung für die Entwicklung der politischen Ereignisse vor dem und um den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges zu. Diese Verantwortung lag ihr zufolge in der Vernachlässigung der öffentlichen Sphäre, in der Abwendung von der Politik. Ohne diese Ignoranz hätten die Juden dazu beitragen können, die Ausbreitung und Machtübernahme des Nationalsozialismus zu verhindern.<sup>4</sup> In seinen Ausführungen zum Aufstieg Hitlers („Incipit Hitler“) bekennt Zweig unmissverständlich das Scheitern des Ideals eines verbrüdernten Europa. Die geistige Gemeinschaft europäischer Intellektueller, in der er schon während des Ersten Weltkrieges eine Form des Widerstands gegen die Kriegshetze sah, konnte die Eskalation des Krieges auch damals nicht abwenden:

Aber dieser vertrauensselige Glaube an die Vernunft, dass sie den Irrwitz in letzter Stunde verhindern würde, war zugleich unsere einzige Schuld. [...] wir waren überzeugt, dass die geistige, die moralische Kraft Europas sich triumphierend bekunden würde im letzten kritischen Augenblick. Unser gemeinsamer Idealismus, unser im Fortschritt bedingter Optimismus ließ uns die gemeinsame Gefahr verkennen und verachten. (232f.)

Da der Zweite Weltkrieg sowohl in der Propaganda als auch in der Strategie eine völlig neue Qualität besaß, musste Zweig retrospektiv eingestehen, dass ein grenzüberschreitender Humanismus- und Pazifismusgedanke es unmöglich mit der Aggression des Nationalsozialismus hätte aufnehmen können. Diese Tatsache liegt Zweig zufolge unter anderem im kosmopolitischen Denken der Künstler und Intellektuellen begründet, das von dem der Masse zu weit entfernt war, als dass die Kommunikation mit ihr, geschweige denn ihre gegenteilige Überzeugung möglich gewesen wäre.

Aber worauf ist diese internationale Verbrüderung der geistigen Elite zurückzuführen? Hannah Arendt sieht die Wurzeln der Herausbildung einer internationalen Gesellschaft, der auch Zweig angehörte, in dem Bestreben der „gesellschaftlich heimatlosen

3 Arendt, Hannah: *Juden in der Welt von Gestern. Anlässlich Stefan Zweig, The World of Yesterday, an Autobiography*. In: Dies.: *Die verborgene Tradition. Essays*. Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag 1976, S. 80–94.

4 Vgl. auch Olay, Csaba: *Hannah Arendt politikai egzisztencializmusa* [Hannah Arendts politischer Existentialismus]. Budapest: L'Harmattan 2008, S. 149f.

Menschen, sich eine Heimat, sich eine Umgebung zu schaffen“.<sup>5</sup> Arendt verbindet den Willen zu Ruhm und Erfolg mit der gesellschaftlichen Situation der Vertreter der jüdischen Bourgeoisie in Deutschland und Österreich. Mit Ausnahme der Berühmten und Erfolgreichen wurden sie von der „besseren Gesellschaft“ nicht akzeptiert und diskriminierend als Parias behandelt.<sup>6</sup> Theodor Herzls Lösungsvorschlag für die Aussichtslosigkeit der „totalen Toleranz“ (127) Juden gegenüber ist hinreichend bekannt. Herzls Radikalismus war für Zweig aber nicht akzeptabel; er lehnte in seiner Autobiographie den Zionismus entschieden ab. In der Forschungsliteratur wurde jedoch darauf hingewiesen, dass diese negative Haltung zum Zionismus nicht in allen Lebensphasen gleich charakteristisch war. Zweig besuchte 1901 mehrere zionistische Versammlungen und traf auch Martin Buber an der Universität.<sup>7</sup> Seine plurale Identität, die eine einzige, nationale Zugehörigkeit ausschloss, hielt Zweig jedoch davon ab, sich der Sache des politischen Zionismus zu verschreiben.

Malachi H. Hacohen argumentiert ähnlich wie Arendt, wenn er schreibt, dass die zentraleuropäischen jüdischen Intellektuellen die einzige Gruppe gewesen sei, die keinen Vorteil aus dem vor dem Ersten Weltkrieg in Zentraleuropa bereits erstarkten (ethnischen) Nationalismus ziehen konnte.<sup>8</sup> So sei der Kosmopolitismus als Antwort der Verlierer der damaligen Ethnopolitik zu verstehen.<sup>9</sup> Nach dem Ersten Weltkrieg habe trotz des ausdrücklichen Wunsches und Protests der unterschiedlichen Nationalitäten, die sich für die jeweilige authentische nationale Kultur einsetzten, mit der Entstehung der Nationalstaaten der cross-kulturelle Austausch stattgefunden. Die Kosmopoliten antworteten auf die Proteste mit gegenseitigem internationalem kulturellem Austausch und der Propagierung der Einheit aller Menschen.<sup>10</sup> In Bezug auf den Philosophen Karl Popper bemerkt Hacohen, dass diesem die Harmonisierung der deutschen, der jüdischen und der kosmopolitischen Identität nicht gelungen sei, weil Erstere zur Bedrohung der beiden anderen Identitäten wurde.<sup>11</sup> Einen solchen Harmonisierungsversuch stellt auch Zweigs Unternehmen dar, in dem er, wie die Forschung kritisch angemerkt hat, den bedrohlich anwachsenden Antisemitismus im Vorkriegsösterreich so gut wie ausklammert, zumindest aber deutlich verharmlost.<sup>12</sup>

5 Arendt 1976, S. 91.

6 Vgl. ebd.

7 Siehe Wistrich, Robert S.: Stefan Zweig and the „World of Yesterday“. In: Gelber, Mark H. (Hg.): Stefan Zweig Reconsidered. New Perspectives on his Literary and Biographical Writings. Tübingen: Niemeyer 2007, S. 59–77, hier S. 70.

8 Hacohen, Malachi H.: Dilemmas of Cosmopolitanism: Karl Popper, Jewish Identity, and „Central European Culture“. In: The Journal of Modern History 71 / 1 (1999), S. 105–149, hier S. 106.

9 Ebd. S. 107.

10 Ebd.

11 Ebd. S. 110.

12 Vgl. diesbezüglich Wistrich 2007, S. 63f.

## 3.

Die pazifistische Idee der geistigen Brüderschaft, der in *Die Welt von Gestern* ein eigenständiges Kapitel gewidmet wurde, hatte laut Zweig die Funktion des Widerstandes inmitten allgemeiner Verfeindung und Kriegsbegeisterung. Das Mittel der Mitglieder dieser Gemeinschaft war das dichterische Wort. Stets im Vergleich zum Zweiten Weltkrieg wird die allgemeine Situation in Europa hervorgehoben und festgestellt, dass unmittelbar vor und nach dem Beginn des Ersten Weltkrieges die Intellektuellen durch die öffentliche Verkündung ihres Standpunktes noch eine durchaus breite Wirkung erzielen konnten. Zweig erklärt dies mit der „Gewalt des Wortes“ (277), das damals, im Gegensatz zur Zeit des Nationalsozialismus, Kraft und Wirkung hatte, weil „das moralische Weltgewissen [...] eben noch nicht so übermüdet und ausgelaugt [war]“. (277) Rückblickend verzeichnet Zweig, dass die große Ernüchterung und Enttäuschung, die der Erste Weltkrieg mit sich brachte, das Verhältnis der Menschen zu Lüge und Rechtsverletzung grundlegend veränderte. Die Vision von einer mitfühlenden, über ein ausgeprägtes Rechtsgefühl verfügenden, humanitären Menschheit der Vorkriegszeit steht daher in Zweigs Darstellung in scharfem Kontrast zu der „Inhumanität“, „Rechtlosigkeit“ und „Brutalität“, die die Welt vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges kennzeichneten.

Die ersten Veränderungen schreibt Zweig dem sich verstärkenden Nationalismus in Europa zu, die allgemeine und irreversible Korruption des Moralgefühls verbindet er aber mit dem Anschluss 1938. (Vgl. 460) Versinnbildlicht wird der nach dem Ersten Weltkrieg einsetzende moralische Verfall an der neu gezeichneten Landkarte Europas. Grenzen gab es auch früher, in Zweigs Auslegung waren sie aber lediglich symbolische Trennlinien und hinderten niemanden daran, sich frei in der Welt zu bewegen. Die Situation, die das Ende des Ersten Weltkrieges mit sich brachte, war nun eine völlig neue. Die Grenzen wurden plötzlich zu Barrieren, mit der Funktion, die Bewegungsfreiheit der Menschen einzuschränken und zu erschweren. Es wurden Pässe und Visa verlangt, die Reisenden waren Zolluntersuchungen und verschiedenen Kontrollen ausgesetzt. In dieser Einschränkung der Freiheitsrechte und der Bewegungsfreiheit sah Zweig das deutlichste Beispiel für den Rückfall im Vergleich zur Vorkriegszeit. Er verortete darin die Veränderung im Verhältnis der Menschen zueinander. Während früher das allgemeine Vertrauen regierte – eine Reminiszenz aus dem „Goldenen Zeitalter der Sicherheit“ –, herrschten nun Misstrauen und Verdacht gegenüber allen Fremden. Zweig deutete dies als die Folge des wachsenden Nationalismus, der Europa nach dem Ersten Weltkrieg ergriff. Als bekennender Weltbürger konnte er diese Entwicklung unmöglich begrüßen und kritisierte sie vom Standpunkt des aufgeklärten Europäers aus, dem nichts wichtiger ist als die persönliche Freiheit. Mit der Einschränkung der Freiheit wurde dem Kosmopoliten die Luft zum Atmen genommen. Bei der Beschreibung dieser Situation tritt wieder



die eingangs erwähnte Spannung in der Identität Zweigs deutlich in den Vordergrund. Während er der verlorenen persönlichen Freiheit aus der kosmopolitischen Perspektive nachtrauert, wird der Verlust der österreichischen Staatsbürgerschaft zum Gradmesser der Verbrechen, begangen durch das Hitler-Regime. Der Verlust der österreichischen Staatsbürgerschaft und des österreichischen Reisepasses bedeuten für Zweig eine reduzierte Existenz und die äußerste Einschränkung persönlicher Freiheit. Solange einem die Wahl unter kulturellen Identitäten frei steht und nicht eine ausschließliche nationale Identität gewählt werden muss, fällt jede Entscheidung leichter, weil der Weg zurück oder in eine andere Richtung offen bleibt. Die Staatenlosigkeit macht Schluss mit dieser Entscheidungsfreiheit und versperrt alle Rückzugsmöglichkeiten. Darüber hinaus ist der Staatenlose, wie Zweig unterstreicht, der Gunst des jeweiligen Staates ausgeliefert, bei dem er um Aufenthaltsrecht oder Staatsbürgerschaft ansucht. Es ist nicht mehr die eigene Entscheidung, sondern die von anderen, überdies mit ungewissem Ausgang.

Oft hatte ich in meinen kosmopolitischen Träumereien mir heimlich ausgemalt, wie herrlich es sein müsse [...] staatenlos zu sein, keinem Lande verpflichtet und darum allen unterschiedloser zugehörig. [...] Ich [verstand] erst in der Minute, da ich [...] in die englische Amtsstube eingelassen wurde, was dieser Umtausch meines Passes gegen ein Fremdenpapier bedeutete. Denn auf meinen österreichischen Paß hatte ich ein Anrecht gehabt. [...] Das englische Fremdenpapier dagegen, das ich erhielt, mußte ich erbitten. Es war eine erbetene Gefälligkeit und eine Gefälligkeit überdies, die mir jeden Augenblick entzogen werden konnte. (463)

Da Zweig den Nationalismus als das größte Übel des 20. Jahrhunderts betrachtet, das die ganze europäische Kultur unterlaufen und zersetzt hat, ist es von seinem Standpunkt aus logisch, diesem das Bild eines übernationalen, kulturell offenen, toleranten Landes entgegenzustellen. Diese Eigenschaften sieht er in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie verkörpert, die er zu einer Stätte des Friedens, der Ruhe, der Berechenbarkeit – zur Insel der Seligen – stilisiert. Zu Gunsten dieses neuzeitlichen Arkadiens, dieser „utopischen Vergangenheit“ unterschlägt er sogar Spannungen wie die Nationalitätenkonflikte und reelle Gefahren wie den zunehmenden Antisemitismus.

#### 4.

Zweig hat mit seiner Vergangenheitskonstruktion wesentlich dazu beigetragen, das kulturelle Gedächtnis zu formen. Seine Aufzeichnungen beeinflussen bis heute die Vorstellungen von Alt-Österreich im In- und Ausland. In seinen Erinnerungen wurde ein nahezu paradiesischer Zustand in der Vorkriegszeit konstruiert, was von den Kritikern Zweigs immer wieder als ein Mangel seiner Autobiographie konstatiert wurde. Doch diese Kritik verfehlt ihr Ziel, weil sie diesen Aspekt isoliert betrachtet. Stellt man aber

den Konnex zwischen dem idyllischen Bild der Friedenszeit und der kulturellen Zäsur, die die beiden Weltkriege verursachten, her, wird die Funktion und Bedeutung des idealisierten Österreich-Bildes deutlich. Es dient zur Bewältigung einer persönlichen und historischen Notsituation: historisch inmitten des Zweiten Weltkrieges, persönlich im Exil. Mit dem Exil brach für Zweig eine Zeit der persönlich stark empfundenen Demütigungen und des sozialen Abstiegs ein. Das Exil bedeutete die Auslöschung aller Spuren in der Vergangenheit, was sich in der Verbrennung und Vernichtung seiner in Deutsch geschriebenen Werke manifestiert. Der Verlauf der Geschichte stellte allmählich alle seine Identitäten und Bezugspunkte in Frage. Sie verschwanden entweder spurlos – wie Österreich nach dem Anschluss, oder bedeuteten eine existenzielle Gefahr – wie das Judentum, oder mussten in einer anderen Form weiter geführt werden – wie das Schriftstellertum, oder wurden macht- und wirkungslos – wie Pazifismus und Kosmopolitismus. Diese mehrfache Identitätserschütterung galt es 1942, mitten im Zweiten Weltkrieg, in einem außereuropäischen Exilland zu bewältigen. Dazu sollte die Konstruktion einer idyllischen, „utopischen Vergangenheit“ beitragen.



„Jetzt vergehe ich vor Liebe – und im nächsten  
Moment empfinde ich nichts!“

Alma Mahler-Werfels Autobiographie *Mein Leben*

Jede Autobiographie – mag sie sich auch auf reine Erzählung beschränken – ist eine Selbstinterpretation. Der Stil ist hier das Merkmal der Beziehung zwischen dem Schreiber und seiner eigenen Vergangenheit, während er zugleich das zukunftsgerichtete Vorhaben enthüllt, sich auf besondere Weise dem anderen zu zeigen.<sup>1</sup>

1.

Die 1963 auf Deutsch erschienene Autobiographie dieser schrillen Erscheinung des österreichischen kulturellen Lebens schildert Lebenserfahrungen, die wohl für mehrere Leben ausreichen würden. Die hauptberufliche Muse bedeutender Künstler blickt am Ende eines sehr bewegten Lebens aus der Emigration zurück und beschreibt die Zeit zwischen der Jahrhundertwende und ihrer Flucht aus Wien nach dem Anschluss.

In den Erinnerungen Alma Mahler-Werfels zeichnet sich ein großes Netz von Bekanntschaften ab, die alle in größerem oder geringerem Maß zu einer kulturellen Vermittlertätigkeit beigetragen haben. Immer mit der Absicht, ihren jeweiligen Partner zu managen, setzte Alma Mahler-Werfel ihre Anziehungskraft, ihre viele Menschen faszinierende Schönheit und ihre extravagante Persönlichkeit ein. Ihre Verbindungen reichten von Österreich aus in mehrere Länder Europas: nach Deutschland, Frankreich, Ungarn und Italien, um nur einige zu nennen. Sie hielt eine Art Salon, die dem klassischen Begriff dieser Stätte der Kultur zwar nicht ganz entsprach, aber Künstlern den Umgang miteinander ermöglichte und half, neue Kontakte zu knüpfen, sich miteinander auszutauschen. In ihrer Lebensbeschreibung entwarf Alma Mahler-Werfel von sich das Bild einer aufopferungsvollen Frau und Gefährtin, die sich im Hintergrund hielt, und den jeweiligen Lebensabschnitts-Partner unterstützend, nur für diesen lebte und wirkte. Die eigene Sicht und Beurteilung der Persönlichkeit fließen notwendigerweise in jede Autobiographie ein. Autobiographien sind nicht als objektive historische Dokumente zu betrachten, sondern ästhetisch gesehen, in Roy Pascals Diktion, „das Resultat eines Zu-

1 Starobinski, Jean: Der Stil der Autobiographie. In: Niggli, Günter (Hg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989, S. 200–213, hier S. 201f.

sammenklangs von Ereignissen, Überlegungen, Stil und Charakter“.<sup>2</sup> Auch wenn man nicht versucht, die „wirkliche“ Person hinter der Autobiographie zu rekonstruieren, baut sich zwischen den Zeilen und vor den Augen des Lesers eine Persönlichkeit auf. In der Autobiographie setze der Autor „in der Rückschau seinen Charakter gleichsam aus den Einzelheiten“ wieder zusammen und erfasse sein Ich im Medium der Sprache, schreibt Ingrid Aichinger.<sup>3</sup>

In diesem Fall scheint ein deutlicher Kontrast zwischen dem von der Autorin entworfenen und dem dahinter aufscheinenden, nicht bewusst konstruierten Bild zu bestehen. Es gehört nicht zu den Aufgaben des Interpreten über den Wahrheitsgehalt dieser Aussagen zu urteilen, wie auch nicht unbedingt zu entscheiden, wie stark idealisiert die Lebensbeschreibung eines Menschen ist. Aber selbst wenn man ausschließlich auf der Textebene verbleibt, muss festgestellt werden, dass diese Autobiographie von Zwiespalt und Widersprüchlichkeit geprägt ist. So beziehen sich viele Bemerkungen und Erinnerungen Alma Mahler-Werfels darauf, wie sie sich ihren Partnern unterordnen musste, dass sie z. B. ihre Kunst hinter der von Gustav Mahler zurückzustellen gezwungen war, weil dieser nicht akzeptieren konnte, dass seine Frau ebenfalls komponierte. An anderen Stellen wird jedoch deutlich, dass sie das Komponieren auch nach Mahlers Tod nicht wieder aufnahm und ihre Tätigkeit auf jene Stücke beschränkt blieb, die sie vor ihrer Ehe mit Gustav Mahler hervorgebracht hatte.

Alma Mahler-Werfel scheint eine vergessliche Frau gewesen zu sein. Woran sie sich in ihrer Lebenserzählung erinnert, sind Einzelheiten, die den Mythos der sich aufopfernden Muse speisen. Wie ihre Partner sich in den Beziehungen fühlten, bleibt dagegen weitgehend unerwähnt. Höchstens aus einigen vagen Hinweisen auf ihre teils zerstörende, teils sehr schwer zu ertragende Wirkung auf Kokoschka oder Werfel kann man darauf schließen, dass ihre Beziehungen nicht alle und nicht ausschließlich für die Partnerin, die Erzählerin von Nachteil waren.

In Philippe Lejeunes Definition ist die Autobiographie ein „[r]ückblickender Bericht in Prosa, den eine wirkliche Person über ihr eigenes Dasein erstellt, wenn sie das Hauptgewicht auf ihr individuelles Leben, besonders auf die Geschichte ihrer Persönlichkeit legt.“<sup>4</sup> Betrachtet man diese Komponenten einzeln, lässt sich feststellen, dass das Kriterium „rückblickend“ – da die Autorin aus dem hohen Alter auf ihr Leben zurückschaut – zwar erfüllt ist, jedoch auf sprachlicher Ebene kaum erscheint. Am Anfang und am Ende des Textes werden die entsprechenden Verweise auf die rückwärts gerichtete Perspektive gesetzt, sonst besteht aber der Bericht zum überwiegenden Teil aus Passagen

2 Pascal, Roy: Die Autobiographie als Kunstform. In: Niggli (Hg.) 1989, S. 148–157, hier S. 154.

3 Aichinger, Ingrid: Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk. In: Niggli (Hg.) 1989, S. 170–199, hier S. 185.

4 Lejeune, Philippe: Der autobiographische Pakt. In: Niggli (Hg.) 1989, S. 214–257, hier S. 215.

im Präsens. Tatsächlich entsteht über weite Strecken der Eindruck, die Erzählerin wäre immer noch eine junge Frau, durch die Verwendung dieses Tempus wird nämlich Vergangenes zu Gegenwärtigem und somit zeitlos gemacht. Im Hinblick auf die Erfüllung der von Lejeune genannten Kriterien kann insgesamt doch behauptet werden, dass es sich im Falle von *Mein Leben* sehr wohl um eine Autobiographie handelt. Der autobiographische Pakt (Lejeune) ist zu Stande gekommen, da die Autorin mit der Titelgabe eindeutig darauf verweist, dass es sich um ihr eigenes Leben handelt. Im Text wird der Leser immer wieder daran erinnert, dass die Autorin mit der Erzählerin und der Hauptfigur identisch ist; so wird etwa die Adressatin in Kokoschkas Briefen mit „Almi“ angesprochen, und in den aus Franz Werfels Tagebuch zitierten Stellen fällt mehrmals der Name „Alma“.

Obwohl die von Lejeune geforderten Kriterien einer Autobiographie erfüllt zu sein scheinen, ist an dem Prozess der Ich-Konstruktion in diesem Lebenstext nicht einzig und allein die Erzählerin beteiligt. Beim Schreiben waren Alma Mahler-Werfel nämlich mehrere Ghostwriter behilflich. Da Paul Frischauer wegen Almas antisemitischen Ausfällen die Zusammenarbeit mit ihr aufgab, engagierte sie E. B. Ashton, der aus ähnlichen Gründen korrigierend in den Text eingriff. Unter seiner Mitwirkung erschien die englische Fassung und die deutsche Ausgabe bereitete Willy Haas vor, der in seinem Vorwort auch auf die Schwierigkeiten dieser Kooperation zu sprechen kommt:

Immerhin waren bei der Herausgabe Rücksichten zu nehmen. Alma war und ist ein leidenschaftliches Wesen in ihren Sympathien, aber auch in ihren Antipathien. Von den Objekten ihrer Sympathien leben noch einige – und auch von denen ihrer Antipathie. Sie hatte viele heilsichtige Urteile gefällt, doch auch manche irrümliche und gefährliche.<sup>5</sup>

In der vorliegenden Autobiographie ist also das schreibende Ich, auf das alle Ereignisse der Vergangenheit und alle Erinnerungen rekurren, paradoxerweise nur indirekt das Ich von Alma Mahler. Hinter den Ghostwritern steht jedoch das wirkliche Ich, das das Rohmaterial liefert. So sind ein fiktives und ein nicht-fiktives Ich immer parallel präsent. Die Ich-Formung erfolgt ebenfalls auf zweifache Weise. Einerseits gibt es einen Ich-Entwurf von der Person, um deren Leben es geht. In diesem Entwurf spielen alle Verzerrungen durch das Gedächtnis, durch eventuelle Stilisierung, Idealisierung, Verharmlosung usw. mit. Sie konstruieren ein Ich, welches mit dem erlebenden Ich nicht unbedingt deckungsgleich ist oder sein muss. An dem zweiten Ich-Entwurf ist der Ghostwriter maßgeblich beteiligt, von ihm erhält das erzählende Ich im Schreibprozess seine letzte Form. Er greift immer wieder sprachlich, manchmal

5 Mahler-Werfel, Alma: *Mein Leben*. Vorwort von Willy Haas. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1963, S. 10. Die Seitenangaben in Klammern im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

auch inhaltlich – was die Auswahl aus der Menge der Erinnerungen und einige allzu kräftige Urteile über andere, u.Ä. betrifft – in das Werden der Autobiographie ein. Er ist als eine Art Zensur oder erster Filter zu betrachten, der bestimmte Erinnerungen extrahiert oder durchlässt.

## 2.

Der Aufbau dieser Autobiographie folgt dem gewohnten, konventionellen Schema, der Anlass des Schreibens wird gleich am Anfang geklärt. Die Begründung für das Verfassen der Autobiographie ist zunächst eine Rechtfertigung: „Mein Leben müsste ein Unvoreingenommener trostlos nennen“, aber die Einschränkung folgt sofort: „wären vor und hinter den Schlagschatten nicht so unzählige, brennende Glücksmomente gewesen. Und so war es reich, trotz allem, und über alle Maßen schön.“ (11) Was dieses Leben also schreibens- und erzählenswert macht, sind persönliche Glückserfahrungen und das Gefühl eines erfüllten Lebens. Diese Momente motivieren die Erzählerin, zurückblickend aus einzelnen verstreuten glücklichen Augenblicken ein Ganzes zu konstruieren.

Traditionell geht es auch weiter: Die Aufzeichnungen beginnen bei der Kindheit, bei den Erinnerungen an den Vater, an den Großvater und ältere Verwandte. Diese Erinnerungen sind aus zweiter Hand und gehören zum kollektiven Gedächtnis der Familie. Die Darstellung der Kindheit hat die Funktion, das intellektuelle Feld, in dem die Erzählerin aufgewachsen war, zu beschreiben. Dieses Feld zeichnet sich als Ursprung der ersten Impulse zu einer künstlerischen Laufbahn ab. Die Jugendjahre in einer von der Kunst geprägten Familie erscheinen hier im Hinblick auf die späteren musikalischen Versuche als formativ. Alma Mahler-Werfels Vater, der Landschaftsmaler Emil J. Schindler, arbeitete mit den späteren Gründern der Wiener Secession (Carl Moll und Gustav Klimt) zusammen, die häufig auch im von Schindler erworbenen Schloss Plankenberg in Niederösterreich zu Gast waren. Das Leben im Schloss und die den Kindern viel Freiheit gewährende, bohemehafte und systemlose Erziehung scheint in Alma Mahler-Werfels Beschreibung ihre spätere Grundeinstellung begründet zu haben. Dies könnte auch als Erklärung für ihre Haltung stehen, die eigene Freiheit sogar auf Kosten der Familie und der Mitmenschen stets verteidigen zu wollen.

Die Dominanz der Musik in ihrem Leben wird zum Teil auf die kreative Umgebung der Kindheit, zum Teil auf den Verlust des leiblichen Vaters und die Auseinandersetzung mit dem Stiefvater, Carl Moll, zurückgeführt. Das Komponieren, der Musikunterricht und das Lesen sind als Ausbruchsrichtungen oder Stationen der Selbstwerdung markiert. Die selbständigen intellektuellen Entdeckungen werden als eine Antwort auf die von Alma Mahler-Werfel als „geistlos“ bezeichnete persönlich-familiäre Umgebung

verstanden. (Die Bemerkung bezieht sich auf den verhassten Stiefvater sowie auf die Mutter, die in Auseinandersetzungen mit der Tochter häufig für Moll Partei ergriff.)<sup>6</sup> Die spätere Gewohnheit, Künstler, Schriftsteller und Politiker in ihrem Haus, wie in einem Salon zu empfangen, sie nicht selten für Wochen bei sich wohnen zu lassen, stammt auch aus den Kindheitserlebnissen, als die Künstler-Gäste im Elternhaus einander die Klinke in die Hand gaben.

Der traditionelle Beginn ist konstruktionstechnisch dadurch motiviert, dass die Vergangenheit – die Zeit der Kindheit und frühen Jugend – in Alma Mahler-Werfels Bericht in deutlichem Kontrast zu den Ehejahren mit Gustav Mahler dargestellt wird. Wie sie berichtet, fühlte sich die noch sehr junge Alma durch Mahlers Arbeit, durch seine Erwartungen und sein mentorhaftes Auftreten beenzt und unterdrückt. Ihre Einstellung wird sich auch im Späteren nicht geändert haben, zumindest wurden diese Passagen in der Autobiographie, im Gegensatz zu anderen Stellen, wo es häufig der Fall ist, nicht mit korrigierenden Erklärungen, Berichtigungen oder Kommentaren versehen. Alma scheint Mahler die Verletzung ihrer Privatsphäre nie verzeihen zu haben: „Mir ist oft, als ob man mir die Flügel beschnitten hätte. Gustav, warum hast du mich flugfrohen, farbfrohen Vogel an dich gekettet, wo dir doch mit einem grauen, schweren besser geholfen wäre!“ (28) Die wiederkehrenden Klagen über den Verlust der Freunde und die Einsamkeit an der Seite der großen Künstlerpersönlichkeit wurden auch in der endgültigen Fassung der Autobiographie beibehalten.

Alma Mahler-Werfels Werk ist aber nicht nur die subjektive Wiedergabe persönlicher Erfahrungen und Erlebnisse, sondern darüber hinaus die Einbettung der individuellen Vergangenheit in die kollektive Vergangenheit Österreichs. Immer wieder wird der Bezug zur jeweiligen historischen Situation hergestellt, wobei der Akzent aber stets auf dem Privaten liegt. Die äußeren Ereignisse gewinnen für die Erzählerin erst dadurch Bedeutung, dass sie das Leben des Einzelnen, ihr Leben beeinträchtigen. Besonders zutreffend ist für diese Autobiographie Theodor Schulzes Feststellung, jede individuelle Lebenserfahrung sei zugleich auch eine kollektive.<sup>7</sup> So streift Alma Mahler-Werfel z. B. die Gründung der Wiener Secession, an der auch ihr Stiefvater beteiligt war, nur um über Gustav Klimts Gefühle zu ihr zu berichten. Die Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg sind eng verbunden mit den Erinnerungen an das Vergehen der Liebe zu Oskar Kokoschka, an die Eheschließung mit Walter Gropius (den sie während seines Fronturlaubs heiratete) und an das Ende dieser Ehe sowie an den Beginn der neuen Liebe zu Franz Werfel. In dieser Hinsicht bedeutet der Erste Weltkrieg zwar einen Einschnitt im

6 „Meine nächste Umgebung war geistlos, und so mußte ich mir alles selbst entdecken.“ (18)

7 Vgl. Schulze, Theodor: Ereignis und Erfahrung. Vorschläge zur Analyse biographischer Topoi. In: Bittner, Günther (Hg.): Ich bin mein Erinnern. Über autobiographisches und kollektives Gedächtnis. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006, S. 97–114, hier S. 101.

Leben der Autorin, aber die politische und die historische Perspektive bleiben weitgehend ausgeklammert.

Eine Veränderung ist erst in den Passagen zu sehen, die über die Zeit vor dem Anschluss berichten. Das historisch-politische Umfeld wird dort stärker involviert. Die Zahl der Bemerkungen über den Antisemitismus in Österreich, über die politische Situation knapp vor dem Anschluss nimmt zu, nicht zuletzt deshalb, weil durch die Ehe mit Franz Werfel bereits die eigene Existenz bedroht war. Dennoch stellt Alma Mahler-Werfel klar, dass sie ganz andere politische Ansichten vertrat als ihr Ehemann und so, neben Anderen, auch Kanzler Schuschnigg in ihrem Haus empfing. Dieser habe ihr 1934, berichtet sie, während der Straßenschlachten in Wien vorgeschlagen, ihre Tochter Manon Gropius in seinem eigenen Haus unter seinen persönlichen Schutz zu stellen. In Mahler-Werfels Darstellung erscheint Schuschnigg als ein Politiker, der bis zum Schluss versuchte, Österreich vor dem Nazideutschland zu verteidigen: „Fünf Jahre kämpften Schuschnigg und die Seinen gegen den großen Nachbarfeind, der schon jetzt Österreich durchseuchte, wie der ‚große Krumme‘ bei Ibsen.“ (205)

Der wachsende Druck auf das Ehepaar Werfel zwang sie zur Flucht nach Frankreich und von dort weiter nach Spanien. In der Schilderung dieser abenteuerlichen, mitunter gefährlichen Reise durch die besetzten Länder werden das Nazi-Regime und die Verbreitung des Faschismus mehrmals thematisiert. Die eingehende und deutliche Beschreibung des erfahrenen Elends, der Angst und der Brutalität sowie des manchmal ziellosen „hin-und-her-Fahrens“ auf der Suche nach einem Fluchtweg aus Frankreich machen diese Stellen zu den vielleicht interessantesten und wirksamsten des ganzen Textes. Nach der Ankunft in Amerika bringt Alma Mahler-Werfel das Leid der Juden in Deutschland und Österreich und das Schicksal der in Österreich gebliebenen Familienmitglieder weiterhin zumeist im Kontext der aus Europa eintreffenden Nachrichten zur Sprache.

Die Struktur dieser Autobiographie wird nachhaltig geprägt durch wichtige Knotenpunkte oder Kraftfelder. Diese Kraftfelder sind Almas Beziehungen zu fünf Männern: zu ihrer ersten Liebe, dem Kompositionslehrer Alexander Zemlinsky, zu ihrem ersten Ehemann Gustav Mahler, zu Oskar Kokoschka, zu ihrem zweiten Ehemann Walter Gropius und schließlich zu ihrem dritten Ehemann Franz Werfel. Zwei wiederkehrende Themen, die Liebe und ihr Vergehen, verleihen dieser lax konstruierten Autobiographie einen eigentümlichen Rhythmus nach folgendem Muster: Die Liebe evoziert zuerst Erinnerungen an den geliebten Menschen, dann auf die Zeit mit ihm und auf das gesellschaftliche Netz, in dem sich die Erzählerin von da an bewegte und zum Schluss beziehen sich die Erinnerungen auf das Vergehen der Liebe und auf das Auftauchen einer neuen Leidenschaft. Die jeweiligen Liebesbeziehungen und/oder Ehen werden wiederholt in intertextuelle Bezüge gesetzt. Als Mahler-Werfel über das Ende der Ehe mit Gropius und die beginnende Liebe zu Werfel schreibt, übernimmt sie zitierend gan-



ze Abschnitte aus Franz Werfels Tagebuch. An anderen Stellen integriert sie Briefe von Kokoschka und Fritz von Unruh in den Text. Mit Hilfe dieser Zitate dokumentiert sie die erste Zeit ihrer Liebe und die Ereignisse, die zur Frühgeburt ihres Kindes führten. Die wechselvolle und stürmische Zeit mit Oskar Kokoschka untermalt sie mit seinen von erdrückender Leidenschaft zeugenden Liebesbriefen, die sie in den Text montiert.<sup>8</sup> Ebenso illustriert sie die Zeit der Angst um Franz Werfel, als er sich 1918 den Revolutionären anschloss, mit einem Auszug aus Bertha Zuckerkandls Artikel *Der Fall Franz Werfel* im *Neuen Wiener Journal*. In ihrem späteren Bericht über die Ereignisse vor und nach dem Anschluss zitiert sie gekürzt zwei Schriften von Werfel: *Die Zukunft der Literatur* (1937) und *Ohne Divinität keine Humanität* (1939). Eine Montage-Technik dieser Art charakterisiert das ganze Werk, das durch die intertextuellen Einfügungen und tagebuchartig datierten Stellen heterogen und diskontinuierlich wirkt.

Die wie Tagebucheinträge anmutenden Passagen heben sich von den übrigen Teilen des Textes durch – häufig sehr genaue – Orts- oder Zeitangaben ab. Diese Stellen stehen in vielen Fällen im Präsens, im Gegensatz zu den längeren, zusammenhängenden Passagen im Präteritum. Die datierten Stellen enthalten oft nur vereinzelte Erinnerungen in einem äußerst emotionsgeladenen, mitunter pathetischen Stil. Die größtenteils chronologische Ordnung der Autobiographie wird hie und da durch Sprünge in der Zeit, eingeschobene Geschichten und Erinnerungen gebrochen. Oftmals sind die Erinnerungen assoziativ, besonders diejenigen, welche die Erzählerin emotional stark zu betreffen scheinen. So kehrt sie zu verschiedenen Ereignissen desselben Jahres an verschiedenen Stellen zurück. Die Heirat mit Walter Gropius (1915) erwähnt Mahler-Werfel gefolgt von einer Passage, in der sie über ihr erstes Treffen mit Kokoschka (1912) und der Entwicklung ihrer Liebesbeziehung berichtet. Als sie darauf zu sprechen kommt, dass diese Liebe in die Brüche ging, zitiert sie einen Abschiedsbrief von Kokoschka. Im Anschluss daran steht die Aufzeichnung:

Am 18. August 1915 habe ich Walter Gropius geheiratet... Nichts soll mich fortan aus meiner Bahn schleudern. Klar ist mein Wollen... nichts will ich, als diesen Menschen glücklich machen.

Ich bin gefeiert, ruhig, erregt...

Gott erhalte meine Liebe. (69)

Diese Zeilen schließen die stürmische Zeit mit Kokoschka ab, sie drücken Entschlossenheit, aber gleichzeitige Unsicherheit über die Zukunft der neuen Liebe aus, die sich im letzten Satz manifestiert. Schon ein Jahr später klagt die Erzählerin über ein „Provisorium-Leben“ und eine „Dämmerehe“, die der Distanz nicht standhält. (70)<sup>9</sup>

8 Ingrid Aichinger verweist darauf, dass viele Autoren auf dieses Verfahren zurückgreifen, wenn sie „das eigene Leben ‚historisch wahr‘“ wiedergeben möchten. Vgl. Aichinger 1989, S. 179.

9 Walter Gropius diente damals als Soldat und verbrachte vier Jahre im Krieg. Im August 1918,

### 3.

Die eigentümliche Struktur des vorliegenden Textes rückt die Frage der Gattungsbestimmung ins Blickfeld. Jürgen Lehmann unterscheidet drei Idealtypen der Autobiographie: die bekennde, die erzählende und die berichtende.<sup>10</sup> Das auslösende Moment des Schreibprozesses sei in der bekennden Autobiographie eine Rechtfertigung oder eine Erschütterung der persönlichen Identität, in der berichtenden die gezielte Mitteilung von Information, in der erzählenden Autobiographie dagegen „bestimmt [Distanz und entspannte Unterhaltung] das *Verhältnis zwischen dem Autor und dem von ihm intendierten Rezipienten*. [Hervorhebung im Original, Sz. R.]<sup>11</sup> Alma Mahler-Werfels Lebenstext kann in dieser Aufteilung am ehesten als erzählende Autobiographie bezeichnet werden, deren von Lehmann besonders akzentuierten Merkmale die „*bewußt und intensiv betriebene[] Gestaltung der eigenen Vergangenheit*“ [Hervorhebung im Original, Sz. R.] sowie die dem Erzählten gemäße, sorgfältig gewählte Perspektive sind.<sup>12</sup> In der kurzen Passage über den Tod des Vaters nimmt die Erzählerin die kindliche Perspektive ein, um über eine eigentümliche Erfahrung zu erzählen:

Wir Kinder wurden in ein Zimmer eingeschlossen. Eine Tür aber war aus Nachlässigkeit offen geblieben, und wir schlichen uns hinaus und fanden in einem Zimmer nebenan in einer Kiste – so schien es uns – auf dem Boden liegend unseren Vater. Er war so schön und edel wie ein Grieche, wie ein herrliches Wachsmodell, so daß wir kein Grauen verspürten. Ich wunderte mich nur über die körperliche Kleinheit des Menschen, der mein Vater gewesen war. (16)

[...]

Ich war stolz, daß Papa ein so schönes, goldbesticktes Bahrtuch hatte... Und auf dem Friedhof störte mich ein Schreikrampf meiner Mutter. [...] Bald nach meines Vaters Tode wurde ihm im Stadtpark in Wien ein wunderschönes, romantisches Denkmal gesetzt, gestaltet von Edgar Helmer. Die Enthüllung, das marmorne Sichbeleben der Züge meines Vaters, endlich das Im-Vordergrund-Stehen meiner kleinen Person bei der Enthüllung – ich war fast bewusstlos, als die Feier endlich ihrem Ende zuging. (17)

Die Wahrnehmung des Todes aus der kindlichen Perspektive suggeriert eine Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit des Erlebens, die aus der Perspektive eines Erwachsenen nicht mehr möglich ist. Die zeitliche Distanz wird minimalisiert und das Erleben kann intensiv und scheinbar unverfälscht vermittelt werden.

Roy Pascal unternimmt einen Eingrenzungsversuch, indem er zwischen Tagebuch,

drei Jahre nach der Eheschließung und kurz nach der Rückkehr aus dem Krieg, erfuhr er aus einem zufällig mitgehörten Telefongespräch von Almas Verhältnis zu Franz Werfel.

10 Lehmann, Jürgen: *Bekennen – Erzählen – Berichten. Studien zu Theorie und Geschichte der Autobiographie*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1988.

11 Ebd., S. 79.

12 Ebd., S. 80.



Memoiren oder Erinnerungen unterscheidet.<sup>13</sup> Der wesentliche Unterschied zwischen Tagebuch und Autobiographie bestehe demnach darin, dass Ersterem „das einigende Prinzip eines Autors, der seine Lebensgeschichte von einem bestimmten Standpunkt aus gestaltet“, fehle. In Memoiren oder Erinnerungen erzähle der Autor nicht von sich, sondern von anderen Personen.<sup>14</sup> Als eigentliche Autobiographie fasst Pascal diejenigen Texte auf, die „die Geschichte der *Gestaltung* [Hervorhebung im Original] einer Persönlichkeit“ darstellen: „[...] sie beginnt mit der Kindheit und führt zumindest zu dem Punkt, an dem die Persönlichkeit ihre ureigenste Prägung erhält.“<sup>15</sup>

Wenn der Autobiograph nicht nur über sein Leben berichtet, sondern auch darüber, was sich alles in seinem Umfeld ereignete, was er als „Zeuge“ miterlebte und beobachtete, wird er gleichzeitig zum Memoirenschreiber. Im Gegensatz zu Pascal trennt Jean Starobinski Autobiographie, Tagebuch und Memoiren nicht scharf voneinander. Die Autobiographie könne seiner Meinung nach in die Nähe eines Tagebuches rücken, wenn der Schreiber genaue Datierungen verwendet oder diese Einträge rückblickend ergänzt, modifiziert.<sup>16</sup> Ein Beispiel dafür findet sich in Mahler-Werfels Text im Zusammenhang mit dem Erwerb eines Hauses in Venedig. Im Februar 1928 oder 1929 – die Jahreszahlen werden inkonsequent gebraucht – schreibt sie: „Verkaufte ich dieses Haus, so bekäme ich hunderttausend Lire, also eine Zahl mit fünf Nullen... dafür wäre meine Welt hier versunken, und ich hätte eben ein paar Nullen mehr... (Leider, leider habe ich es viel später dann doch getan!)“ (161)

Für eine Eingrenzung des Begriffs Autobiographie plädiert Ingrid Aichinger, die die Schreibmotivation immer auf die intendierte Darstellung der „Persönlichkeit des Verfassers und ihr Gewordensein“ zurückführt, die „weder bei der Bekenntnis- noch bei der Erlebnisdichtung der Fall“ sei.<sup>17</sup> So schlägt Aichinger vor, den Begriff Autobiographie für eine „ganz bestimmte literarische Art“ zu verwenden.<sup>18</sup> Diese Eingrenzung beseitige jedoch keineswegs alle Benennungsprobleme, wegen Überschneidungen mit dem „Gesamtkomplex des ‚Autobiographischen Schrifttums‘“ sei eine weitere Unterscheidung von Nöten. In der „eigentlichen Autobiographie“ (Pascal) liege der Akzent nämlich auf Totalität, auf der zusammenhängenden Darstellung des Lebens und der Entwicklung der Persönlichkeit, der die Autobiographie von anderen Arten wie Memoiren, Erinnerungen, autobiographischen Romanen, Tagebüchern, Reisebeschreibungen und so weiter, unterscheidet.<sup>19</sup> Als distinktive Kriterien zählt Aichinger Merkmale wie „Ineinan-

13 Pascal 1989, S. 148.

14 Ebd.

15 Ebd., S. 148f.

16 Vgl. Starobinski 1989, S. 200.

17 Aichinger 1989, S. 175.

18 Ebd.

19 Ebd., S. 175f.



dergreifen von Außen- und Innenwelt“, „rückschauende Wertung“ und „durchgehende Darstellung“ auf.<sup>20</sup>

#### 4.

Das Schreiben einer Autobiographie ist ein zweifacher Prozess: Einerseits wird darin die Vergangenheit rekonstruiert, andererseits spiegelt sie auch die Erfahrung, dass Gefühle, Empfindungen, Erlebnisse der Vergangenheit sich inzwischen verändert haben mögen oder nicht mehr gültig sind. Da alle Autobiographien vom Gedächtnis abhängen, sind sie – will man sie als kulturhistorische Dokumente zu Rate ziehen – häufig irreführend, weil das Gedächtnis des Autors, wie das eines jeden Menschen, oft versagt.<sup>21</sup> Die Autobiographie ist trotz dieser Gedächtnislücken, Verschiebungen und Irrtümer ein gültiger Teil des Lebens des Autors und gibt kein Urteil darüber ab, sondern ist eine „Selbstschöpfung in Begriffen des erfahrenen Lebens“.<sup>22</sup> Da das zum Zeitpunkt des Schreibens gegenwärtige Ich nicht mehr mit dem erzählten Ich identisch ist, „bietet die innere Verwandlung des Individuums – und der exemplarische Charakter dieser Verwandlung – Material für einen erzählerischen Bericht, der das *Ich* als ‚Objekt‘ hat.“<sup>23</sup> Das zweite, schreibende Ich erzählt über den Prozess, wie aus dem alten das neue Ich geworden ist.

Im Schreibprozess hat der Autor bereits eine Vorstellung davon, wie seine Persönlichkeit sich im Laufe der Zeit entwickelt beziehungsweise verändert hat. Für diese Veränderungen sucht er Gründe in seiner Vergangenheit, er „sucht in Ereignissen und Erlebnissen einen Sinn zu finden, in ihrem Ablauf eine Zielgerichtetheit zu erkennen.“<sup>24</sup> „Jeder Mensch kann sich nur so erfassen, wie er sich selbst erscheint“<sup>25</sup>, meint Aichinger und auf Alma Mahler-Werfel trifft diese Feststellung sehr genau zu. Ihrer Selbststilisierung blieb sie ein Leben lang treu, die Autobiographie bildet die schriftliche Fixierung dieses Images und ist der konsequente Schlussakt eines weitgehend inszenierten Lebens.

20 Ebd., S. 177.

21 Pascal 1989, S. 155f.

22 Ebd., S. 156.

23 Starobinski 1989, S. 207.

24 Aichinger 1989, S. 181.

25 Ebd., S. 183.

# Die verschleppte Krise in Gregor von Rezzoris *Blumen im Schnee*

Unsere Kindheit verlief unter gesellschaftlich aus ihrer ursprünglichen Position ver-rückten Menschen in einer historisch ver-rückten Zeit und war erfüllt von Unruhe allerlei Art; und wo die Unruhe zum Leid führt und das Leid zur stummen Klage, da blüht die Poesie.<sup>1</sup>

## 1.

Krisen, seien es persönliche, soziale oder politische, bewegen zur Rückschau, zur analysierenden Betrachtung der äußeren Verhältnisse oder zur Auseinandersetzung mit dem eigenen Leben. Solche Reflexionen motivieren häufig das Verfassen von Memoiren oder einer Autobiographie. Stefan Zweig schrieb *Die Welt von Gestern* inmitten einer tiefen privaten Krise, die von der öffentlichen, dem Zweiten Weltkrieg, nicht zu trennen ist. Lion Feuchtwangers *Der Teufel in Frankreich* entstand unmittelbar nach seinem Entkommen aus den französischen Internierungslagern. Der ungarische Autor Ferenc Molnár verfasste *Gefährtin im Exil* traumatisiert von dem Tod der Freundin und Begleiterin, um nur einige Beispiele zu nennen. Hinter diesen Lebensbeschreibungen stand jeweils eine kürzlich erlittene Krise, die nach Bewältigung verlangte und praktisch unverzüglich zum Schreiben verleitete. Gregor von Rezzori, den Autor von *Blumen im Schnee*, veranlasste keine unmittelbare Krise, seine Autobiographie zu schreiben. Das Buch gehört zum Spätwerk und steht somit in der Tradition der klassischen Lebenserzählung, welche die Jugend und das Leben des Autor-Erzählers aus der Distanz des Alters rückblickend rekonstruiert. Der leicht dahinfließende Stil verdeckt aber nur oberflächlich die schweren privaten Krisen, in deren Hintergrund immer auch historisch-politische Krisen und Katastrophen wie der Erste Weltkrieg, der Zerfall der Österreichisch-Ungarischen Monarchie oder der Anschluss aufscheinen. Rezzori, der sich als „Epochenverschlepper“ bezeichnete, entwarf in *Blumen im Schnee* eine mythische Welt mit paradiesischen Zügen, die seit Langem nicht mehr existiert. Claudio Magris nannte ihn „de[n] letzte[n] beeindruckende[n] Dichter der östlichen Kronländer der Monarchie“<sup>2</sup>, Kritiker sehen den

- 1 Rezzori, Gregor von: *Blumen im Schnee*. Berlin: Berliner Taschenbuch Verlag 2007, S. 235. Die Seitenangaben in Klammern im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.
- 2 Magris, Claudio: *Der Habsburgische. Mythos in der österreichischen Literatur*. Aus dem Italienischen von Madeleine von Pásztor. Wien: Paul Zsolnay Verlag 2000, S. 358.

Autor häufig in der Tradition von Joseph Roth und Stefan Zweig als nostalgischen Barde einer vergangenen Epoche.

Geboren 1914 in Czernowitz, der Hauptstadt der Bukowina, war Rezzori als Sohn österreichischer Eltern bis zum Zerfall der Monarchie österreichischer Staatsbürger. Sein Vater, ein aus Graz in die Bukowina versetzter Architekt und Staatsbeamter, blieb bis zu seinem Tod in dieser Region. Die Auflösung der Monarchie zog territoriale Veränderungen nach sich und Rezzori wurde zunächst rumänischer Staatsbürger. Nachdem er vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges das Land verlassen hatte, lebte er jahrzehntelang als Staatenloser. Schließlich beantragte er wieder die österreichische Staatsbürgerschaft. Er verbrachte einen Teil seiner Kindheit und Schulzeit in der Bukowina, wurde aber später auf österreichische Schulen geschickt. Den Militärdienst musste er in Rumänien leisten, wo er vorher die rumänische Matura nachzuholen hatte. Danach studierte er Bergbau, Architektur, Medizin und Malerei in Österreich. Während des Zweiten Weltkrieges lebte Rezzori in Deutschland, wo er für den Rundfunk arbeitete, Romane und Drehbücher verfasste, in Kinofilmen als Laienschauspieler mitwirkte, für Zeitschriften wie *Playboy* und *Elle* und für die österreichische Tageszeitung *Kurier* schrieb sowie Beiträge für das Magazin *Jolly Joker* im ORF lieferte. Sein Lebensende verbrachte er in der Toskana, wo er 1998 starb. Zu seinen bekanntesten Werken gehören *Maghrebinische Geschichten* (1953), *Ein Hermelin in Tschernopol. Ein maghrebinischer Roman* (1958), der kontrovers diskutierte Roman *Memoiren eines Antisemiten* (auch unter dem Titel *Denkwürdigkeiten eines Antisemiten* (1979) erschienen), *Blumen im Schnee* (1989), *Greisengemurmel* (1994) und *Mir auf der Spur* (1997).

Rezzoris Werke kreisen, wie mehrfach kritisch bemerkt wurde, stets um die eigene Person, sind also vorwiegend autobiographisch motiviert. Auf die Frage, warum er schreibe, antwortete Rezzori in einem Interview:

Listen, I suppose that in fact writing, whether you know it or not, is the attempt to find an identity. Knowing the secret of the „I“ that never can be lost in spite of all the changes it undergoes throughout a lifetime, there you have already the secret theme of every fiction writer. [...] The search for the voice. Also the search for the secret of transformation, of living many lives in one life. The possibility of what I do, of writing hypothetical autobiographies endlessly.<sup>3</sup>

So erklärt der Autor die permanente Beschäftigung mit der eigenen Person und die ständige Fiktionalisierung des eigenen Lebens in seinen Texten. Tatsächlich scheinen sich in einer einzigen fiktiven Lebenserzählung mehrere Leben zu verdichten, wie das früher schon in den fünf Kapiteln des Romans *Denkwürdigkeiten eines Antisemiten* deutlich wurde. Eine formale Analogie besteht zudem in der Eigenständigkeit und gleichzeitigen

3 Wolmer, Bruce: Gregor von Rezzori. Artists in Conversation. Literature: Interview. In: BOMB 24 (1988), <http://bombsite.com/issues/24/articles/1116> [10.03.2013]

Kombinierbarkeit der einzelnen Erzählungen. In *Blumen im Schnee* hat die Anordnung der Kapitel nicht nur chronologische Gründe, sondern ihre Verteilung wird zusätzlich motiviert durch die Bedeutung der fünf Figuren – um die sich jeweils eine Erzählung strukturiert – für die Persönlichkeitsentwicklung des erzählenden Ich.

Bei aller Vorliebe für autobiographische Details legte Rezzori beständig großen Wert auf die sorgfältige Trennung von Autor und Erzähler und betonte den fiktiven Charakter seiner Texte.<sup>4</sup> *Blumen im Schnee* ist aber ein dezidiert autobiographischer Text, der den ironisch anmutenden, barockisierend langen Untertitel *Portraitstudien zu einer Autobiographie, die ich nie schreiben werde; auch: Versuch der Erzählweise eines gleicherweise nie geschriebenen Bildungsromans* trägt. Das erstmals 1989 veröffentlichte Werk schrieb der Autor im Alter von 75 Jahren, die Rückschau endet indessen nicht, wie es für Autobiographien häufig charakteristisch ist, in der Gegenwart, sondern wesentlich früher, im Jahre 1938. Sie greift also Ereignisse und Erlebnisse aus der Jugendzeit des Autor-Erzählers auf und entspricht damit mehr den formalen Kriterien eines Bildungsromans als denen einer Autobiographie. Der Untertitel verweist ebenfalls deutlich auf die eigentümliche Struktur dieser Quasi-Autobiographie, handelt es sich doch um fünf Erzählungen, in deren Mittelpunkt für die Ich-Werdung des Erzählers prägende Personen stehen: das Kindermädchen Cassandra, die Mutter, der Vater, die Schwester und die Gouvernante, genannt „Straußel“. Der Erzähler bleibt durchwegs namenlos. Es reihen sich in leichtem, ironischem Ton erzählte Geschichten mitunter anekdotenhaft aneinander, in denen der Erzähler mit unterschiedlichem Gewicht zwar, doch immer präsent ist und den eigentlichen Zusammenhang der fünf Erzählungen herstellt.

## 2.

Die erzählte Zeitspanne ist wohl einer der krisenreichsten in der mitteleuropäischen Geschichte. Die Geburt des Erzählers fällt in das Jahr 1914 und der Endpunkt der Erzählung, 1938, gehört zum Auftakt eines der finstersten Kapitel der Neuzeit. Dementsprechend wird der Ich-Werdungsprozess des Erzählers von Krisen begleitet. Politische und historische Krisen gehen mit privaten einher: Der erste Weltkrieg, der Zerfall der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und die mehrfache Änderung der Staatsangehörigkeit flankieren die Scheidung der Eltern, den Tod der Schwester und die Abkapselung des Vaters in der Bukowina. Die Krisen betreffen jedes Mitglied der Familie, und jeder

4 Vgl. Corinna Schlichts Nachwort zu *Blumen im Schnee* in der hier zitierten Ausgabe, S. 326, ferner das Interview von 1988 auf <http://bombsite.com/issues/24/articles/1116> [10.03.2013]; vgl. auch Aciman, André A.: *Conversations with Gregor von Rezzori*. In: *Salmagundi* 90 / 91 (1991), S. 12–32, hier S. 15.

reagiert anders auf die veränderten Lebensumstände. Die fünf Erzählungen fokussieren auch auf diesen Aspekt und kommentieren ihn bisweilen spöttisch. Vater, Mutter und Schwester bilden ungeachtet der tiefen Risse in ihrer Beziehung eine Einheit, weil sie sich auf unterschiedliche Weise zwar, doch entschieden an der Vergangenheit orientieren. Diese Haltung bringt jedoch, wie offensichtlich gemacht wird, bescheidenen Erfolg: Der Vater ist ein österreichischer Adliger und Deutsch-Nationaler, der sich selbst als Kolonialherrn, als Vertreter der Kultur am Schnittpunkt der zivilisierten und der wilden Welt begreift. Nach dem Reichszerfall kann er den Verlust des privilegierten Status und die Gleichsetzung mit den in seiner Auffassung minderwertigen Rumäniendeutschen und Sachsen, nämlich als Volksdeutschen nicht verarbeiten.<sup>5</sup> Seine Frustration führt zur Ehescheidung und zu einer an Obsession grenzenden Jagdleidenschaft. Im Gegensatz zu Cristina Spinei sehe ich in diesem Verhalten weniger die „Anpassung an die neue auch wenn nicht frei von Vorurteilen und Stereotypen entworfene Existenz“<sup>6</sup>, sondern vielmehr die Flucht vor der Wirklichkeit und den Rückzug in ein Segment des Lebens, das von den Veränderungen am wenigsten betroffen ist. Der Weg der Mutter erweist sich ebenso als Sackgasse: Sie kehrt nach der Scheidung mit den Kindern zunächst zu ihrer Familie nach Wien zurück, heiratet ein zweites Mal und übersiedelt schließlich erneut in die Bukowina, wobei sie den gewünschten Lebensstandard nicht mehr halten kann. Die vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges geborene Schwester ist im Gegensatz zum Erzähler ein echtes Kind der Monarchie und wird von allen, auch vom Erzähler mit der untergegangenen Welt identifiziert. Ihr früher Tod erhält somit eine symbolische Bedeutung, da sie trotz vielversprechender Anfänge nicht lange in der neuen Welt existieren kann. Bruder und Schwester sind nicht nur wegen des Geschlechts- und Altersunterschiedes, sondern viel mehr, wie Corinna Schlicht betont, wegen der gesellschaftlichen Differenz<sup>7</sup> in verschiedenen Welten zu lokalisieren: „Wir gehörten zweierlei Zivilisationen an. Sie war vor der einsetzenden Weltverpöbelung der Nachkriegszeit noch in einer vermeintlich heilen Welt geboren; ich der Sohn einer Epoche der Verwüstung.“ (37)

Zwischen diesen Epochen lässt sich nur schwer eine Brücke schlagen. Damit der Spagat gelingt, muss der Mensch über große Flexibilität verfügen. Der Mutter und dem Vater geht gerade diese Eigenschaft ab, sie zerbrechen an ihrer Wandlungsunfähigkeit, insbesondere daran, dass mit der Deklassierung zugleich ihre nationale Identität angegriffen wurde. Diese war zu statisch, zu starr, als dass sie den neuen Herausforderungen

5 „Not only did Austrians lose their dominance; they also became a minority within the German minority.“ Glajar, Valentina: *The German Legacy in East-Central Europe As Recorded in Recent German-Language Literature*. Rochester, N.Y.: Camden House 2004, S. 26.

6 Spinei, Cristina: *Über die Zentralität des Peripheren: Auf den Spuren von Gregor von Rezzori*. Berlin: Franck & Timme 2011, S. 160.

7 Vgl. Schlicht, Corinna: *Epochenverschleppung im Kontext des Weiblichen*. In: *Austriaca* 54 (2002), S. 25-40, hier S. 31.



hätte entsprechen können. So sind sie auch nicht in der Lage, dem Sohn Werte und Orientierungshilfen, die sein Leben erleichtern würden, mit auf den Weg zu geben: Die Eltern verpflanzen in den Sohn einerseits ihre eigenen, zum Teil mitgebrachten Vorurteile, andererseits Ansichten, die den veränderten Verhältnissen nicht standhalten, und bei der Bewältigung seiner Probleme mehr hinderlich als fördernd sind.

### 3.

Der Erzähler gehört durch die Zeit seiner Geburt zur neuen Welt. Er wächst in Symbiose mit der vom Rest der Familie als „Wilde“ betrachteten huzulischen Amme Cassandra auf, der das erste Kapitel gewidmet ist. Die exponierte Position findet neben der üblichen Chronologie ihre zusätzliche Rechtfertigung darin, dass paradoxerweise die Analphabetin den Grundstein für die Schriftstellerwerdung des Erzählers zu legen scheint. Die begnadete Geschichtenerzählerin tradiert in mündlicher Form die Märchen ihres Landes und beweist dem späteren Erzähler, dass mit Hilfe der kreativen Phantasie jedes Ereignis erzählenswert gemacht werden kann. Überdies vermittelt sie ihm von Anfang an die ihr eigene Offenheit, die ihn später für andere Kulturen und Sprachen sensibilisieren wird:

Sie, die Anekdotenfreudige, die jegliches nicht allzu banale Vorkommnis, jeden Wechsel der Umstände in unserem familiären Dasein zum Ereignis erhob und phantasievoll ausmalte, um es einzureihen in eine Girlande von Medaillons, die unserer – und damit ihrer – Historie die Farbigkeit und Dramatik des Außergewöhnlichen geben sollte. (16)

Auf diese Weise wirkt sie an der Mythenbildung der Familie mit. Sie ist aber auch diejenige, die den Erzähler sehen lehrt und so seinen Hang zur Parodie und Ironie anstachelt: „Indem sie alles ins Groteske steigerte, reduzierte sie die Nichtigkeiten, welche den meisten Aufregungen zugrunde lagen, auf ihr wahres Maß, [...] und öffnete somit unsere Augen für die Absurditäten der unreflektiert nach Schablonen gelebten Existenz.“ (22) Ebendiese Schablonen hinterfragt Rezzori kritisch in seiner Autobiographie und zeigt ihre Unhaltbarkeit in einer Welt, die in Veränderung begriffen ist. Nicht nur Kassandras Aussehen und Benehmen, auch ihre Sprache widersetzt sich allen Schablonen. Ihr Idiolekt, eine Mischung aus mehreren Sprachen und Dialekten der Region, erwächst zur Geheimsprache zwischen Amme und Ziehkind. Da nur der Erzähler sie versteht, wird er zum (kulturellen) Übersetzer zwischen der Amme und den anderen. Die zuvorderst durch Cassandra vermittelten plurikulturellen Einflüsse tragen in großem Maße dazu bei, dass der Erzähler schließlich eine hybride Identität entwickelt, die ihn die negativen Vorgaben des Elternhauses erkennen und aus der Altersperspektive ironisch betrachten lässt.

Die zweite, für den späteren Werdegang des Erzählers ebenso bestimmende Person ist Straußel, die deutsche Gouvernante. Es kommt nicht von ungefähr, dass ihr das letzte Kapitel zukommt, denn – wie der Erzähler mehrfach darauf hinweist – sein Hang zur subtil-ironischen, humorvoll-distanzierten Sichtweise ist in beträchtlichem Maße der Erzieherin zu verdanken. Wenn Cassandra für die Übermittlung der mündlichen Tradition steht, repräsentiert Straußel die verschriftete Kultur, symbolisiert unter anderen durch ihr erstes Geschenk, eine kindsgerechte Druckerei. Die Besonderheit dieses Spielzeugs besteht in seiner Mangelhaftigkeit, da es bloß für die Herstellung von Matrizen und damit lediglich für die Hervorbringung von Texten in Spiegelschrift geeignet ist. Den Sinn für das Groteske, den Cassandra im Erzähler weckte, schärft die Gouvernante nicht nur durch versteckte Hinweise auf groteske Situationen im Familienleben, sondern auch ungewollt durch dieses Geschenk, mit dem das Geschriebene gleichsam in sein Negativ transformiert werden kann. Auf diese Weise sorgt sie letztlich indirekt dafür, dass der Text, der auch ihrer Person ein Denkmal setzt, entsteht.

#### 4.

Der krisenreichen Realität wird eine Kindheit in einer nahezu paradiesischen Landschaft entgegengesetzt und der Erzähler stellt unverkennbar einen Bezug zum ursprünglichen paradiesischen Zustand der Menschheit im außerhistorischen goldenen Zeitalter her. Mit diesem Verfahren zollt er einer langen literarischen Tradition Tribut, denn sei es in der Antike oder im 20. Jahrhundert bei Stefan Zweig etwa, in Krisenzeiten wird immer wieder der Mythos einer untergegangenen heilen Welt literarisch heraufbeschworen. Arkadien und die anderen idyllischen Landschaften der Mythologie und der Literatur befinden sich in einem zeitlosen Schwebezustand und sind grundsätzlich unveränderlich. Diese Eigenschaften intensivieren den Eindruck von Sicherheit und Kontinuität. Paradiese unterliegen ferner, wie Mireille Schnyder schreibt, trotz Verortungsversuche immer der Ent-Ortung: „Das Paradies liegt zwar in der Nähe Indiens und lässt sich auf den Karten zeichenhaft fixieren, ist aber nicht als realer Ort auffindbar, sondern lediglich unter dem tropologischen Sinn zugänglich.“<sup>8</sup> Der Zugang zum Paradies, so Schnyder, sei ein moralischer und kein praktischer, was eine eindeutige Verortung nicht möglich mache.<sup>9</sup> In einem Lehrbuch aus dem Mittelalter heißt es:

8 Schnyder, Mireille: „Daz ander paradise“. Künstliche Paradiese in der Literatur des Mittelalters. In: Benthien, Claudia / Gerlof, Manuela (Hg.): *Topografien der Sehnsucht*. Köln [u.a.]: Böhlau 2010, S. 63–75, hier S. 63.

9 Ebd.



Das Paradies ist im Osten dieser Welt und liegt so nahe am Himmel, dass es höher ist als die Erde. Da sagte der Schüler: Wenn das Paradies auf dieser Erde ist, warum können wir dann nicht hineinkommen? Der Meister sagte: Es hat große Berge und Wälder davor, und davor einen solchen Nebel, dass niemand hineinkommen kann, außer mit guten Werken.<sup>10</sup>

Auch Renata Makarska bemerkt, dass das Paradies in der Literatur traditionell im Osten, wo die Sonne aufgeht, lokalisiert werde. Rezzori verbindet die beiden Vorstellungen – vom Paradies und vom Orient – miteinander und macht sie bedeutungsgleich.<sup>11</sup> Sein Paradies wird durch äußere Umstände, d. h. die historisch-politischen Umbrüche in seiner Kindheit, zerstört. Die Folgen dieser Zerstörung machen sich für das Individuum in erster Linie im Zerfall der Familie bemerkbar. Die politischen Wirren des Ersten Weltkrieges zwingen Mutter und Kinder dazu, in Abwesenheit des zum Militär eingezogenen Vaters die Bukowina fluchtartig zu verlassen. Der Fluchtweg führt durch unwirtliche Gegenden und über einen gefährlichen Gebirgspass in den Karpaten. Ob es sich hier um reale oder fiktive Landschaften handelt, ist nach Cristina Spinei nebensächlich. Wichtig ist vielmehr, dass diese Landschaften literarisch in eine innere Landschaft verwandelt werden, die fortan „immer wieder betreten“ und erinnert werden kann.<sup>12</sup> Das von Rezzori entworfene Bild zeigt eine gewisse Ähnlichkeit mit dem im mittelalterlichen Lehrbuch erwähnten Vorland, das den Eingang zum Paradies versperrt. Die Bukowina oder auf Deutsch das Buchenland ist eine Landschaft, die von hohen Bergen umsäumt, dicht bewaldet ist und hinter dem Grenzfluss Pruth liegt. Um dorthin zu gelangen, muss man mehrere physische Grenzen und Hürden überwinden. Infolge der Vertreibung rückt die Heimat aber nicht nur in räumliche Entfernung, sondern es wird mit ihrem Verlust zugleich das unwiederbringliche Ende einer Ära, die Werte, Freiheit und Unbeschwertheit repräsentierte, eingeläutet.<sup>13</sup> Eine einstweilige Rückkehr findet zwar noch statt, aber der nächste Krieg macht den Verlust der Heimat unwiderruflich. Alle Paradiесе, auch dieses, sind stets mit Unschuld konnotiert. Zieht man in Betracht, dass das endgültige Verlassen dieses Ortes mit dem Ende der Kindheit zusammenfällt und vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges erfolgt, erscheint die gesamte Zwischenkriegszeit im Vergleich zur darauf folgenden Epoche als ‚kindlich naive‘, unwissend-unschuldige Zeit, die für immer verloren ist.<sup>14</sup>

10 Der deutsche ‚Lucidarius‘. 1. Kritischer Text nach den Handschriften. Hg. von Dagmar Gottschall und Georg Steer. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1994, S. 13f. Zit. nach und in der Übersetzung von: Schnyder 2010, S. 63.

11 Siehe Makarska, Renata: Der Raum und seine Texte: Konzeptualisierung der Hucul’ščyna in der mitteleuropäischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Frankfurt am Main [u.a.]: Peter Lang Verlag 2010, S. 128.

12 Spinei 2011, S. 106f.

13 Vgl. auch Makarska 2010, S. 129.

14 Dieselbe Auffassung kommt auch in Stefan Zweigs Autobiographie zum Ausdruck, der die Naivität der Menschen, darunter seine eigene, beklagte, mit der man die Kriegsgefahr ignorierte und irreversible Schäden anrichtete.

Die paradiesischen Zustände der Vorkriegszeit in der Bukowina, dem östlichsten Teil der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, werden auf das gesamte Staatsgebilde des Habsburgerreichs übertragen und so erhält der Zusammenbruch universelle Bedeutung:

Der Krieg verdüsterte den Alltag. Man roch Blut und Eisen, auch wo sie noch nicht sichtbar hingekommen waren. An einen Sieg der Mittelmächte war nicht mehr zu glauben. Die Niederlage traf die Entmutigten in dumpfer Verzweiflung. Mehr als ein Reich brach auseinander: eine Welt ging unter. Es war, als wäre mit diesem Ende des kaiserlichen und königlichen Österreich-Ungarn ein Licht erloschen, das die Tage bisher vergoldet hatte. Das traf nicht nur uns allein. Eine neue Weltzeit hatte eingesetzt. (22)

Diese Zeilen lassen eine Verbindung zu Stefan Zweigs Autobiographie *Die Welt von Gestern* herstellen, in der die Vorkriegszeit als „das goldene Zeitalter der Sicherheit“<sup>15</sup> apostrophiert wurde, als „[a]lles in diesem weiten Reiche fest und unverrückbar an seiner Stelle [stand]“.<sup>16</sup> Wie später Rezzori konstatiert Zweig inmitten des Zweiten Weltkrieges: „Heute, da das große Gewitter sie längst zerschmettert hat, wissen wir endgültig, daß jene Welt der Sicherheit ein Traumschloß gewesen. Aber doch, meine Eltern haben darin gewohnt wie in einem steinernem Haus.“<sup>17</sup> Die Abreise des letzten Kaisers von Österreich, als er das Land Richtung Schweiz verließ, erscheint in Zweigs Schilderung wie ein ins Endlose gedehnter Moment, der „die tausendjährige Monarchie erst wirklich zu Ende“ brachte.<sup>18</sup> Die Ähnlichkeit zwischen Zweigs und Rezzoris Zeilen ist unverkennbar und zeugt von demselben Lebensgefühl.

## 5.

Die Einsicht, dass die dargestellte Welt trotz nostalgischer Betrachtung durchaus nicht intakt und glücklich war, tritt in *Blumen im Schnee* in einschränkenden Attributen wie „vermeintlich“ (heile Welt) und ironischen Kommentaren zu Tage. Über den Großvater, der im „pompöseste[n] plüschgefütterte[n] Viktorianismus“ (88) lebte, heißt es z. B.: „Er ist mir immer als ein Prototyp der Gründerzeit vorgekommen. Sein ungewöhnlich ausgebildetes Selbstgefühl bezog er aus der zeitgeistgeprägten Idee der ‚Stellung der Welt‘ und den dazugehörigen gußeisernen Prinzipien, moralischen sowohl wie ethischen, vor allem solchen, die mit Besitz zusammenhingen.“ (88)

Rezzori baut also bewusst einen Mythos auf, um dessen Illusionscharakter sichtbar

15 Zweig, Stefan: *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag, 1943, S. 16.

16 Ebd., S. 17.

17 Ebd., S. 21.

18 Ebd., S. 327.

zu machen und ihn zu dekonstruieren. Denn sowohl der Familienmythos als auch der Reichsmythos erweisen sich als löcherig und haben deshalb nur bedingt Kraft, über Krisen hinwegzuhelfen. Die Dekonstruktion geschieht jedoch nicht auf eine radikale, subversive Art und Weise, sondern mit durchgängiger subtiler Ironie, die den Mythos nicht verhasst macht, sondern nur ein mildes Lächeln hervorruft. Denn Mythen entfalten zwar eine stabilisierende, lebensspendende Kraft, aber nur solange sie nicht das Leben ersetzen. Auf die Frage des Erzählers, ob seine Schwester nicht daran gestorben sei, dass ihre Mythe Geschichte geworden ist, antwortet Straußler: „Es mag an ihrer Lebenskraft gezehrt haben, daß sie ihrer Mythe entsagt hat. Aber sie mußte es tun. Es ist gefährlich, sich zu weit ins Mythische vorzuwagen.“ (296f.) Ist man, wie Rezzori, sich der eingeschränkten Haltbarkeit von privaten und kollektiven Mythen bewusst und setzt sie nicht als ausschließliche Orientierungspunkte für das eigene Leben, fällt auch die kritische Hinterfragung ihrer Inhalte und Wirksamkeit leichter und das macht, wie es in *Blumen im Schnee* deutlich vor Augen geführt wird, sogar einen reflektiert-nostalgischen Umgang mit ihnen möglich.



## **Fiktionale Texte | 1. Dynamische Identitäten**



# Denkwürdigkeiten eines Antisemiten

## Kulturelle Differenzen am Schnittpunkt von Ost und West

### in Gregor von Rezzoris Roman

#### 1.

Die Mehrheit von Gregor von Rezzoris Texten stellt eine bewusste Mischung autobiographischer und fiktionaler Elemente dar oder wie der Autor formulierte: „Vielleicht ist Nabelschau die Essenz der schriftstellerischen Existenz. (ICH als Fluchtpunkt aller Nah- und Fernsicht.)“<sup>1</sup> [Hervorhebung im Original, Sz. R.] Der 1979 erschienene Roman *Denkwürdigkeiten eines Antisemiten* (ursprünglich: *Memoiren eines Antisemiten*) basiert ebenfalls auf vielen autobiographischen Fakten, doch wäre es sicherlich verfehlt, den Text als Autobiographie zu lesen. In seiner Rezension bezeichnet Stanley Kauffmann *Denkwürdigkeiten eines Antisemiten* zu Recht nicht als autobiographischen Roman oder als schiere Fiktion, sondern als „a novel as autobiography“.<sup>2</sup> Das heißt, „[i]t is literature in which the author envisions himself as a character in a design arranged from the data of his life as another author might arrange items from fictitious notes.“<sup>3</sup> Das Werk besteht aus fünf separaten Erzählungen, die sich durch die Identität der zentralen Figur, des Ich-Erzählers, und einige wiederkehrende Handlungsmomente miteinander verketteten lassen. Aus diesem Blickwinkel betrachtet schildert der Text fünf Etappen des Lebens eines jungen Mannes von der Kindheit bis in die Mitte seiner zwanziger Jahre nach dem Vorbild des Bildungs- oder Entwicklungsromans und schließt mit einem Kapitel in Er-Form über den bereits gealterten Ich-Erzähler. Die fünf Erzählungen lassen sich aber ohne Weiteres auch einzeln und unabhängig voneinander lesen. Die zentrale Problematik bildet dann, wie Péter Nádas im Vorwort zum Roman überzeugend ausführt, persönlicher und unpersönlicher Hass sowie deren Interaktion.<sup>4</sup> Die Handlung der ersten vier Kapitel umfasst etwa 15 Jahre zwischen der zweiten Hälfte der 1920er Jahre bis 1938, als es zum Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich kam. Der Reihenfolge nach spielen *Skutschno*, *Jugend* und *Pension Löwinger* in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre, kurz nach der Auflösung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie be-

1 Rezzori, Gregor von: Greisengemurmel. Berlin: Berliner Taschenbuch Verlag 2005, S. 15.

2 Kauffmann, Stanley: Imaginings of a New Life. New York Times Book Review 19 (1981), <http://www.nytimes.com/1981/07/19/books/imaginings-of-a-new-life.html> [6.11.2012]

3 Ebd.

4 Vgl. Nádas, Péter: Ein Meister des unverstellten Blicks. Vorwort. In: Rezzori, Gregor von: *Denkwürdigkeiten eines Antisemiten. Ein Roman in fünf Erzählungen*. Hg. von Gerhard Köpf, Heinz Schumacher und Tilman Spengler. Mit einem Vorwort von Péter Nádas. Berlin: Berliner Taschenbuch Verlag 2004, S. 7-12, hier S. 9.

ziehungsweise zwischen 1933 und 1936 in Bukarest, *Treue* von 1936 bis zum Anschluss in Wien und *Prawda* schließlich ist in die Erzählgegenwart versetzt.

Der erste und in den nachfolgenden Kapiteln immer wieder qua Erinnerung evozierte Handlungsort ist die Bukowina, der äußerste Rand der ehemaligen Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Mit dem Niedergang des Vielvölkerstaates hörte auch diese Region auf, in ihrer ehemaligen Form zu existieren. Im Roman steigt sie jedoch zum mythischen Ort auf, an dem die zwei großen Kulturräume, Orient und Okzident aufeinander treffen. Die Mythisierung der Bukowina wird zu einem wichtigen Teil von Rezoris Schaffen und erscheint sehr deutlich in der Autobiographie *Blumen im Schnee*. Die Besonderheit dieses Ortes leitet sich in erster Linie aus dem Zusammenleben verschiedenster Kulturen und Sprachen und aus dem Aufeinandertreffen und den Auswirkungen kultureller Differenzen ab. Nach einer ersten Begriffsklärung der kulturellen Differenz folgt deshalb im Weiteren die Untersuchung des im Roman entworfenen Mythos Bukowina. Ein dritter Aspekt ergibt sich ferner aus dem provokativ-ironischen Titel, der den Text so auffällig im antisemitischen Diskurs verankert, dass dieses Bezugsfeld aus der Beschäftigung mit dem Roman nicht ausgeklammert werden kann. Die oben skizzierten drei Aspekte hängen eng zusammen, denn kulturelle Differenzen sind maßgeblich bestimmend im Zusammenleben verschiedener Bevölkerungsgruppen und die Bukowina, wie sie im Text erscheint, bietet hierfür ein besonders anschauliches Beispiel.

## 2.

Bei der Bestimmung von kultureller Vielfalt und kultureller Differenz erweist sich Homi Bhabhas Unterscheidung als geeigneter Ausgangspunkt. Bhabha geht in einem Interview mit Jonathan Rutherford darauf ein, dass mit der Förderung und Unterstützung der kulturellen Vielfalt in einer Gesellschaft immer auch die Eindämmung dieser Phänomene einhergeht. Mit der Vorgabe bestimmter Normen durch die aufnehmende Gesellschaft oder dominante Kultur, wie etwa die Voraussetzung, dass die anderen Kulturen in die eigenen Raster integrierbar sein müssen, werden diese nämlich gleich eingeebnet.<sup>5</sup> In der 1994 erschienenen *The Location of Culture*<sup>6</sup> führt Bhabha diesen Gedanken weiter aus:

5 Vgl. Rutherford, Jonathan: *The Third Space*. Interview with Homi Bhabha. In: Ders. (Hg.): *Identity: Community, Culture, Difference*. London: Lawrence and Wishart 1990, S. 207–221, hier S. 208.

6 Bhabha, Homi K.: *The Location of Culture*. London / New York: Routledge 1994. Im Folgenden zitiert aus der deutschen Ausgabe: Ders.: *Die Verortung der Kultur*. Mit einem Vorwort von Elisabeth Bronfen. Aus dem Englischen von Michael Schiffmann und Jürgen Freudl. Unveränderter Nachdruck der 1. Aufl. 2000. Tübingen: Stauffenburg 2007.



Die Frage kultureller Differenz konfrontiert uns mit einer Verteilung von Kenntnissen und Praktiken, die nebeneinander existieren; *abseits* [Hervorhebung im Original, Sz. R.] bedeutet hier eine Form von sozialem Widerspruch oder Antagonismus, die verhandelt werden muß und die nicht einfach aufgehoben werden darf. Die Unterschiede zwischen unverbundenen Orten und Darstellungen des gesellschaftlichen Lebens müssen artikuliert werden, ohne daß dabei die inkommensurablen Bedeutungen und Urteile überwunden würden, die im Prozeß transkulturellen Verhandelns entstehen.<sup>7</sup>

Sozialer Widerspruch ist also in Bhabhas Verständnis ein produktiver Prozess, der der Einebnung entgegenwirkt, so „die Etablierung neuer Bedeutungsformen und Identifikationsstrategien“ ermöglicht und zur Hinterfragung von Formen der Identität führt, die ihrerseits stets mit anderen Symbolsystemen verwoben sind und daher für kulturelle Übersetzungen offen stehen.<sup>8</sup> Indem die traditionelle Verteilung von Wissen und Kenntnissen neu strukturiert wird, kann sich das bis dahin unterdrückte Wissen von Minderheiten, marginalisierten Gruppen, gewichtiger artikulieren und eine Position auf der kulturellen Palette beanspruchen. Dieser Schritt ist ein subversiver, bringt er doch die bestehenden Wissens- und Machtverhältnisse durcheinander.<sup>9</sup> Die eigentliche Leistung oder das Ziel der kulturellen Differenz bestehe laut Bhabha in der dialogischen Auseinandersetzung mit den Kenntnissen der Anderen und in der Hervorbringung neuer Positionen.<sup>10</sup> Den Raum, in dem diese Positionen – und dadurch Hybridität – entstehen, nennt Bhabha „Third Space“ oder den „Dritten Raum“. Durch den Prozess der kulturellen Hybridität formiert sich etwas Anderes, etwas Unbekanntes, eine neue Sphäre, in der Bedeutungen und Repräsentationen neu ausgehandelt werden müssen.<sup>11</sup>

Homi Bhabhas Konzept entfaltet sich vor der Folie des postkolonialen Zustands, ist aber, wie eine österreichische Forschungsgruppe unter der Leitung von Moritz Csáky seit Mitte der 1990er Jahre mehrfach nachgewiesen hat, auch auf die Situation des Habsburgischen Reiches übertragbar. Für die Länder der Donaumonarchie führt Csáky statt dem „kolonialen Attitüden und eine gewisse Unterentwicklung im Vergleich zum ‚westlichen‘ Mitteleuropa suggerierenden Begriff ‚Ostmitteleuropa‘“ den im apolitischen Sinne verwendeten Begriff „Zentraleuropa“ ein.<sup>12</sup> Zentraleuropa ist für Csáky „ein dynamischer Prozess, es ist ein übergreifender, performativer, hybrider Kommunikationsraum, ein ‚Zwischenraum‘, angesiedelt in einem gesamteuropäischen Kontext, zwischen dem Osten und dem Westen.“<sup>13</sup> Raum bedeutet hier im Sinne von Doris Bachmann-Medick einen „vielschichtigen und oft widersprüchlichen gesellschaftlichen Prozess, eine spe-

7 Ebd., S. 241.

8 Ebd., S. 242.

9 Vgl. ebd., S. 241.

10 Vgl. ebd.

11 Rutherford 1990, S. 211.

12 Csáky, Moritz: Das Gedächtnis der Städte: Kulturelle Verflechtungen: Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa. Wien: Böhlau 2010, S. 54. und 61.

13 Ebd., S. 55.

zifische Verortung kultureller Praktiken, eine Dynamik sozialer Beziehungen“.<sup>14</sup> Csáky charakterisiert den „Zwischenraum“ in Anlehnung an Homi Bhabhas Ausführungen, wenn er feststellt, dass darin „kontinuierliche historische, gesellschaftliche, ökonomische und kulturelle Verflechtungen, Vernetzungen, Wechselwirkungen, Übergänge“, wirksam sind, „die ihrerseits zu kontinuierlichen Konkurrenzierungen, Krisen und Konflikten [...] wie etwa zu Fremdenhass, Antisemitismus, potenziertem Nationalismus und Chauvinismus [führen]“.<sup>15</sup>

Das Habsburgerreich funktionierte in vieler Hinsicht wie eine Kolonialmacht. Seine Kronländer und im Laufe der Jahrhunderte erworbenen Gebiete standen in einem engen Abhängigkeitsverhältnis zu Wien. Die administrativen und kulturellen Zentralisierungs- und Vereinheitlichungsmaßnahmen wirkten sich stark auf die anderen, nicht deutschsprachigen Kulturen aus. Diese Regionen, die den Kern Zentraleuropas bilden, waren, wie Csáky hervorhebt, fortwährenden Kolonisierungsversuchen ausgesetzt. Kolonisierungsversuche können auf eine direkte Machtausübung verbunden mit dem Aufoktroyieren fremder Kultursysteme ausgerichtet sein oder als indirekter Kulturkolonialismus auf die allmähliche Auslöschung alteingesessener Kultursysteme abzielen, schließlich auch von wirtschaftlichen Ausbeutungsabsichten, z. B. der Bodenschätze, motiviert sein.<sup>16</sup> Das ihnen Gemeinsame ist die Intention, kulturelle Vielfalt durch Homogenisierung zu unterdrücken.<sup>17</sup>

### 3.

Ich wurde geboren zu Czernowitz, der ehemaligen Hauptstadt des ehemaligen, zum cisleithanischen Teil der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie gehörigen Herzogtums der Bukowina [...] Bis auf die Stadt, deren Name im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung einige Veränderungen erfahren hat – von Czernowitz über Cernăuți zum heutigen Czernowce – ist alles ehemalig, das heißt: nicht gegenwärtig, nicht eigentlich vorhanden<sup>18</sup>,

schreibt Gregor von Rezzori über einen Besuch in seiner Geburtsstadt im Jahre 1989 in *Heimkehr nach Tschernopol*. Nicht nur die Geburtsstadt, sondern die gesamte Region,

14 Bachmann-Medick, Doris: Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2006, S. 292. Zit. nach: Csáky 2010, S. 56.

15 Csáky 2010, S. 56.

16 Vgl. Feichtinger, Johannes: Habsburg (post)-colonial. Anmerkungen zur Inneren Kolonisierung in Zentraleuropa. In: Feichtinger, Johannes / Prutsch, Ursula / Csáky, Moritz (Hg): Habsburg post-colonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis. Innsbruck [u.a.]: Studien Verlag 2003, S. 13–31, hier S. 14.

17 Vgl. ebd.

18 Rezzori, Gregor von: Begegnungen. Mit einem Essay von Michael Horowitz. Wien: Jugend und Volk 1992, S. 227.

in der das erste Kapitel des Romans *Denkwürdigkeiten eines Antisemiten* angesiedelt ist, hat etwas Unwirkliches, Mythenhaftes. Betont wird dies gleich am Anfang, wenn es heißt: „aber was ich hier erzähle, erscheint nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich so weit entrückt, als hätte ich’s nur geträumt.“<sup>19</sup> Der Erzähler des 1979 erschienenen Werkes blickt aus einer zeitlichen Distanz von ca. 50 Jahren auf die Stätte seiner Kindheit zurück. *Skutschno*, so der Titel des ersten Kapitels, schildert in mehrfacher Hinsicht Schwellenerfahrungen an einem Schwellenort. Es handelt sich einerseits um die Erlebnisse eines jungen Mannes zwischen Kindheit und Adoleszenz sowie um den endgültigen Abschluss einer in der Bukowina verbrachten Kindheit, andererseits werden die Folgen der geo-politischen Veränderungen in einen einzigen Sommer verdichtet, quasi als historische Momentaufnahme gezeigt. Der historische Augenblick – die Zeit nach der Auflösung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie – und der Übergangscharakter des Aufenthaltes – Sommerferien in der Bukowina – lokalisieren Erzähler und erzählten Ort in einer zeit- und raumlosen Schwebe, in einem „Dazwischen“. Zeitlos, weil trotz großer politischer Umwälzungen und mancher Veränderungen die Zeit stillzustehen scheint. Raumlos deshalb, weil der Handlungsort bei aller vorgeblicher Unveränderlichkeit inzwischen Teil eines anderen Staates geworden ist. Darüber hinaus suggeriert die Beschreibung des ersten Handlungsortes, einer bukowinischen Kleinstadt, den für das westeuropäische Auge halbfertigen, transitorischen und widersprüchlichen Charakter dieser Gegend. Halb feudalistisch, aber ohne romantische Konnotationen und nicht auf jahrhundertealten festen kulturellen Traditionen fußend erstreckt sich das Städtchen, das „im vorgeschobenen kontinentalen Kolonialland, gewissermaßen aus kulturellem Flugsand aufgegangen und vergessen worden [war]“ (19), gleichsam am Rande der menschlichen Zivilisation. Hinter der Ortschaft dehnen sich nämlich nur noch Wälder und in der Ferne das Gebirge aus, aber kein bewohntes Land ist mehr zu sehen. Nach Osten hin steht das Land offen und bildet eine Kontaktzone unterschiedlichster kultureller Einflüsse. Die detaillierte Beschreibung des Ortes dient deshalb der bildhaften Einführung all jener Tendenzen, die in ihrem Zusammenwirken die spezifische Atmosphäre dieser Region bestimmen. Die dörflich-bäuerliche Rückständigkeit wird unterstrichen durch die Schilderung der schlechten Straßen und offenen Gräben; der in der ganzen ehemaligen Monarchie uniforme Gebäudetyp der Stadtverwaltung und die Anordnung der wichtigsten Gebäude um den obligaten Marktplatz zeigen die Bemühungen der Bewohner, dem Ort eine kleinstädtische Note zu verleihen. Die in unterschiedlichen Stilen gebauten Kirchen und die Kuppel der Synagoge versinnbildlichen

19 Rezzori, Gregor von: *Denkwürdigkeiten eines Antisemiten*. Ein Roman in fünf Erzählungen. Hg. von Gerhard Köpf, Heinz Schumacher und Tilman Spengler. Mit einem Vorwort von Péter Nádas. Berlin: Berliner Taschenbuch Verlag 2004, S. 13. Die Seitenangaben in Klammern im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

die Anwesenheit dreier Religionen. Das Nebeneinander der Kulturen manifestiert sich am offenkundigsten in der parallelen Darstellung wichtiger Rituale, wie das Begräbnis orthodoxer Juden, das Beten in der Talmudschule sowie der Jahrestag des Heiligen im Hof des orthodoxen Klosters.

Die Bukowina wird in diesem Werk zum symbolischen Ort, weil sie die plurikulturelle Situation des gesamten Reiches im Kleinen verkörpert. Die Plurikulturalität blieb noch nach der Auflösung vor allem für die Städte des zentraleuropäischen Raumes charakteristisch. Die Bukowina repräsentiert eine „neue Sphäre“, die in Moritz Csákys Diktion als „hybrider Kommunikationsraum“<sup>20</sup>, in dem mehrere Kulturen nebeneinander leben, zu bezeichnen ist. Wie bereits zu Anfang betont wurde, generiert dieses Nebeneinander häufig Probleme, weil die am Zusammenleben beteiligten Kulturen entweder nicht in die – immer andere – dominante Kultur integriert werden oder ein Miteinander nicht möglich ist. Verschiedene Kulturen, die Differenzen der kulturellen Praktiken, die Differenzen in der Konstruktion von Kultur innerhalb verschiedener Gruppen führen nicht selten zur Inkommensurabilität. Es ist häufig kontraproduktiv, die unterschiedlichen kulturellen Formen zusammenzuführen und darauf zu bestehen, dass sie einfach und problemlos koexistieren können, hält Homi Bhabha fest.<sup>21</sup> In *Denkwürdigkeiten eines Antisemiten* dient das Beispiel Bukowina jedoch der Vorstellung eines subjektiven Relationssystems, in dem statt des horizontalen Nebeneinanders vertikal bestimmte, streng hierarchische Verhältnisse dominieren. Aus der Perspektive des Erzählers zeichnet sich eine gesellschaftliche Pyramide ab, in der die bukowinischen Österreicher die kulturelle Spitzenposition innehaben und diese nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie weiterhin für sich beanspruchen. Aus der Sicht der im Zentrum der Handlung stehenden österreichischen Familie existieren nur Österreicher und Fremde, wobei auf der untersten Stufe dieser polarisierten Werteskala die Juden stehen, als Repräsentanten des Fremden schlechthin. Zwischen den beiden Polen, aber deutlich auf der Seite der Fremden platzieren sich andere östliche, balkanische oder orientalische Gruppen wie Rumänen, Armenier und Zigeuner sowie westliche, zu denen die deutsch sprechende Bevölkerung und die Ungarn gehören. Sogar im Hinblick auf die deutschsprachigen Einwohner zieht der Erzähler eine klare Grenze zwischen Sachsen und Österreichern. Erstere werden aus der von Österreichern getragenen Kultur ausgeschlossen und ebenfalls mit distanzierendem Abstand behandelt. Ironisch zitierte Äußerungen der Verwandten machen deutlich, dass sich die Familie des Erzählers im Vergleich zu den ande-

20 Csáky 2010, S. 55.

21 Rutherford 1990, S. 209. „Different Cultures, the difference between cultural practices, the difference in the construction of cultures within different groups, very often set up among and between themselves an *incommensurability*. [Hervorhebung im Original, Sz. R.] [...] it is actually very difficult, even impossible and counterproductive, to try and fit together different forms of cultures and to pretend that they can easily coexist.“

ren, in der Region lebenden Bevölkerungsgruppen als kulturell höherwertig betrachtet. Obwohl sie die eigentlich Fremden sind, beanspruchen sie die Rechte der Landesherren für sich und sprechen diese den indigenen Bevölkerungsgruppen automatisch ab, indem sie diese kaum zur Kenntnis nehmen. Über die jeweilige Position auf ihrer Werteskala entscheidet der zugewiesene Grad der Zivilisation. Hier offenbart sich die Perspektive der Kolonialherren, deren selbst deklarierte kulturelle Dominanz sich mit der Verachtung jener verbindet, die zu einer anderen Kultur gehören oder eine andere als die deutsche zur Muttersprache haben. Die Einseitigkeit und den reduktiven Charakter dieser Einstellung dem Anderen gegenüber sowie ihre Unhaltbarkeit belegen die vielerorts eingeflochtenen persönlichen Erfahrungen des Ich-Erzählers. Er begegnet der Alterität zwar stets mit festen Vorurteilen, sieht sich aber erneut gezwungen, diese wenn auch nicht sofort, doch zumindest rückblickend einigermaßen zu revidieren. Die im Roman dargestellte Differenzierung und die Verortung der Juden im untersten Bereich des Wertesystems entsprechen nicht unbedingt den tatsächlichen Verhältnissen in der Donaumonarchie. Wissenschaftliche Untersuchungen haben vielfach mit Nachdruck auf die besondere Rolle der jüdischen Bevölkerung im Modernisierungsprozess und ihre Funktion als wichtige Träger der deutschsprachigen Kultur in der gesamten Donaumonarchie hingewiesen. Auch in der Bukowina waren viele jüdische Intellektuelle maßgeblich am kulturellen Leben beteiligt und aktive Mitgestalter der literarischen und künstlerischen Moderne.<sup>22</sup>

Im Roman erreichen die Konsequenzen des politischen Zerfalls das Individuum in Form von familiärer Erosion. Der Vater des Erzählers, ein aus Graz in die Bukowina versetzter, ehemaliger österreichischer Beamter betrachtet die dort ansässigen Österreicher unabänderlich als Repräsentanten eines mächtigen Kolonialreiches: „Er zählte sich zu den Kolonialbeamten des ehemaligen Reichs der k. u. k. Doppelmonarchie, dessen Aufgabe es war, Europa vor den immer wieder einbrechenden wilden Horden aus dem Osten zu schützen.“ (220) Der Vater ist überzeugt davon, in der Provinz den Kaiser und die Monarchie zu vertreten und eine Kulturmission zu erfüllen. Er sieht seine Aufgabe darin, wie er sich spöttisch bezeichnet, als „Kulturdünger“ „im Grenzland zu siedeln und als Bollwerk der Zivilisation des Abendlandes dem östlichen Chaos die Stirn zu bie-

22 Vgl. ohne Anspruch auf Vollständigkeit z. B. Karady, Victor: Gewalterfahrung und Utopie. Juden in der europäischen Moderne. Aus dem Französischen von Judith Klein. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1999; Ders.: Zsidóság, polgárosodás, asszimiláció. Tanulmányok [Judentum, Verbürgerlichung, Assimilation. Aufsätze]. Budapest: Cserépfalvi Kiadása o.J.; Varga, László (Hg.): Zsidóság a dualizmus kori Magyarországon. Siker és válság [Das Judentum in Ungarn zur Zeit des Dualismus. Erfolg und Krise]. Budapest: Pannonica Kiadó / Habsburg Történeti Intézet 2005; Beller, Steven: Die Position der jüdischen Intelligenz in der Wiener Moderne. In: Nautz, Jürgen / Vahrenkamp, Richard (Hg.): Die Wiener Jahrhundertwende. Einflüsse - Umwelt - Wirkungen. 2. unveränderte Aufl. Wien [u.a.]: Böhlau 1996, S. 710-719; Corbea-Hoisie, Andrei (Hg.): Jüdisches Städtbild. Czernowitz. Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag 1998.

ten.“ (220) Damit beteiligt er sich an einem wichtigen politisch konservativen Diskurs der Zeit, der vor einer zunehmenden Bedrohung der abendländischen Kultur aus dem Osten warnt. Sein Verhältnis zu anderen Kulturen als der deutschen lässt sich mit der Definition Fritz Mauthners in seinem *Wörterbuch der Philosophie* (1910) umschreiben der Kultur als „Sollzustand“ bestimmt, „zu welchem sich ein Mensch oder ein Volk hinaufentwickeln mag; die Kulturen verschiedener Völker bezeichnen einen Istzustand. Menschenfresserei kann einer bestimmten Kultur angehören, beileibe aber nicht einem Volke, welches Kultur hat.“<sup>23</sup> Kultur, in diesem Falle die deutsche, bedeutet demnach „ein[en] absolute[n] Wert, etwas in sich selbst Begründetes“ für ihren Träger.<sup>24</sup> Der Beamte, der seine Zeit – wohl nach dem Vorbild Kaiser Franz Josephs – am liebsten auf der Jagd verbringt, glaubt unerschütterlich an die Hierarchie der Kulturen, in der die Spitzenposition selbstverständlich der deutschen zukommt. Unter anderem deshalb, weil er im Gegensatz zu den korrumpierenden Kräften aus dem Osten, der deutschen Kultur eine charakterfestigende Eigenschaft zuschreibt, wenn er feststellt: „Wenn diese Grenzländer nicht beständig die Gefahr in sich bergen würden, den Charakter zu zersetzen, hätte man ja nicht unsereinen als Kulturdünger gebraucht.“ (221) Die Situation des Vaters ist widersprüchlich, denn zur Zeit der Handlung existiert das Reich, das ihn entsandte, nicht mehr. Der treue Kolonialbeamte ist also der Stellvertreter eines Phantoms und fühlt sich „verraten und im Stich gelassen“. (220) Dennoch hält er reflexartig an den früheren Orientierungspunkten fest und ignoriert die neue Situation. Auf diese Weise gerät er mitsamt seiner Familie in die Isolation. Inmitten der Umwälzungen führen sie ein in den Idealen der Vergangenheit erstarrtes, anachronistisches Leben. Die politischen Veränderungen betreffen so auch die Identität des Individuums. Die früheren Bezugspunkte verlieren ihre Gültigkeit oder sind überhaupt nicht mehr vorhanden und diese Tatsache hat einschlägige Folgen für die weitere Existenz des Erzählers und der Familie. Im Falle des Autors Rezzori drückt sich, wie Georg Schmid ausführt, „dieses nicht-vorhanden-sein [...] vielleicht am deutlichsten (gewiss auch am bedrückendsten) in der staatenlosigkeit Rezzoris aus“.<sup>25</sup> [Originalorthographie, Sz. R.] „Wer solch unilateralen bezug nicht hat – also eindeutig und ausschließlich auf einen staat hin etwa –, ist in der lage (in gewisser weise sogar dazu gezwungen), sich anderem zuzuwenden, vielleicht prinzipiell allem anderen, so vielem wie möglich jedenfalls.“<sup>26</sup> [Originalorthographie, Sz. R.]

Die im Roman dargestellten kulturellen Differenzen führen zu einem von täglichen

23 Zit. nach: Laser, Björn: Kulturbolschewismus! Zur Diskurssemantik der „totalen Krise“ 1929–1933. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag 2010, S. 52.

24 Ebd.

25 Schmid, Georg: Der Multiplexcharakter der Kultureindrücke bei Gregor von Rezzori. In: *Austriaca* 54 (2003), S. 117–125, hier S. 119.

26 Ebd.



Konflikten und Abgrenzungen charakterisierten Nebeneinander der Kulturen. Die selbst errichteten sozialen Grenzen erweisen sich höchstens in individuellen Ausnahmefällen als durchlässig. So kann etwa ein sehr begabter jüdischer Bub einen partiellen Einlass in die österreichische Familie und Förderung bekommen, weil sein Klavierspiel die Dame des Hauses fasziniert. Aber schon ein Konflikt reicht aus, um diese labile Position zu erschüttern. Kulturelle Differenzen existieren auf der Handlungsebene aber nicht nur unter den Bevölkerungsgruppen der Bukowina, sondern auch innerhalb desselben Kollektivs. Die neu gezogenen politischen Grenzen werden zugleich zu kulturellen Grenzen, indem sie die ursprünglich zu einer Kultur Gehörigen voneinander trennen. Diese Trennung führt allmählich zur Herausbildung unüberbrückbarer kultureller Differenzen. Illustriert wird dieser Prozess an der graduellen Entfremdung der Verwandten voneinander. Sie leben, nachdem sie verschiedene Staatsangehörigkeiten erhielten und mehrere Grenzen sie trennen, in ziemlich unterschiedlichen sozio-politischen Verhältnissen. Die in der Bukowina gebliebene Mutter des Erzählers verliert den Anschluss an den österreichischen Alltag nicht zuletzt deshalb, weil sie nicht mehr an aktuelle Presseorgane herankommt, über das Leben in Österreich nicht ausreichend informiert ist und daher nicht mehr mitreden kann, wobei die Kommunikation mit den österreichischen Verwandten zusätzlich erschwert wird, weil sie fast ausschließlich auf den Briefverkehr beschränkt bleiben muss. Allmählich driften auch ihre Sprachen auseinander, denn das in der Bukowina gebrauchte Deutsch wird mit der Zeit ein anderes als das in Österreich gesprochene.

Die im kolonialen Kontext entstehende Hybridität lässt also auch die Kolonialherren nicht unberührt. Der Vater spricht immer voller Nostalgie über die Steiermark, sein ursprüngliches Herkunftsland. Trotzdem versäumt er die Gelegenheit, nach dem Zusammenbruch der Monarchie dorthin zurückzukehren. Der Grund ist nicht die Jagdleidenenschaft, wie er vorgibt, sondern dass sich seine Identität im Laufe der bukowinischen Jahrzehnte veränderte und dies eine nahtlose Integration in die alten Verhältnisse (die sich, wohlgermerkt, inzwischen ebenfalls verändert haben) nicht mehr erlaubt. Allerdings besteht die Tragik des Vaters darin, dass er sich als letzte Bastion einer versunkenen Welt, als Untertan einer nicht mehr existierenden Dynastie und eines untergegangenen Reichs versteht und sich weder dem neuen Nationalstaat Österreich noch dem anderen neuen Nationalstaat, Rumänien, zugehörig fühlt. Er bleibt in der zeitlosen Schwebe gefangen und nimmt die Veränderungen nicht zur Kenntnis. Das Festhalten an alten Erzählungen und alten Vorurteilen ist der unbewusste Versuch, die brüchig gewordene Identität zu stabilisieren. Binarismen machen die Welt eindeutiger und durchschaubarer, helfen dabei, die Orientierung nicht zu verlieren. Doch ihre Wirksamkeit bleibt fragwürdig, denn die veränderten Verhältnisse können nicht mehr mit den gewohnten Gegensätzen gedeutet werden. Immer wieder entstehen Unsicherheitsstellen, Risse im ideologischen Bau,



wie etwa die in Österreich nur belächelte, abenteuerlich-romantische, die Habsburger Dynastie ins Mythische erhöhende Geschichtsauffassung des Vaters oder die ausgehöhlten Phrasen über Juden, die sich bei persönlichen Begegnungen selbst für ihn aufs Neue als unhaltbar erweisen. So sieht er sich gezwungen, seine Thesen wiederholt mit neuen Erklärungen zu stützen, wodurch er in immer peinlichere Rechtfertigungsnot gerät. Die ironische Erzählweise kontrastiert imaginierte Bilder und reale Erfahrungen und sorgt auf diese Weise für die Dekonstruktion bestehender Vorurteile.

Die Bukowina steht also für etwas nicht mehr Existierendes, Untergegangenes, das aber via Erinnerung im individuellen wie im kollektiven Bewusstsein weiterhin präsent ist. Da sie zu einem historischen Un-Ort wurde, kann man sich mit ihr nur noch über diese Un-Örtlichkeit ins Verhältnis setzen. Die Bewohner dieser Region erleben den Untergang und tragen gleichzeitig zur Mythisierung bei, womit sie selbst zu so etwas wie mythischen Wesen werden, deren Schicksal mit dem des Ortes verschmilzt. Der Erzähler rettet sich vor der Erstarrung in den Mythos, indem er diese Umgebung rechtzeitig verlässt und sich für andere Impulse und andere Menschen öffnet. Bei aller Mythisierung und Verklärung besitzt die Bukowina durch ihre Position am Schnittpunkt von Ost und West eine wesentliche identitätsstiftende Kraft, weil sie „an einer Scheuerstelle – zweier Zivilisationen“ (22) liegt. Dort trifft das Abendland auf den Orient, was sich nicht nur geografisch, sondern auch kulturell und in der Mentalität der Einwohner bemerkbar macht und alle Voraussetzungen für die Entstehung eines „Dritten Raumes“ mitbringt. Der Text legt nahe, dass vornehmlich kollektiv erlebte negative Erfahrungen, wie etwa historisch-politische Wirren, Menschen unterschiedlichster Herkunft miteinander verbinden. Das Gefühl des Verlusts ist allgegenwärtig. In dieser Region sind mehrere Welten zugleich untergegangen: Das Habsburgische Reich, das sich als Erben des Heiligen Römischen Reichs sah und somit der selbsternannte Träger der christlichen Kultur war, sowie das Reich des russischen Zaren, das wiederum die Nachfolge von Byzanz angetreten hatte und die Orthodoxie repräsentierte. „Das war Katastrophenlandschaft: der rechte Schauplatz für einen Untergang, der aus einem mythisch alten Zwiespalt erwachsen war“ (223), heißt es im Text. Am Beispiel des Erzählers wird eindrucksvoll gezeigt, dass der plurikulturelle Raum hybride Identitäten hervorbringt. Das Amalgam der Einflüsse und Wirkungen dieses kulturellen Milieus sorgt dafür, dass der Erzähler sich von einem großen Teil seiner mitgebrachten Vorurteile befreien kann und im Umgang mit anderen Kulturen offener wird. Seine hybride Identität ermöglicht ferner Distanz und ironische Haltung zu den kulturellen Vorgaben des Elternhauses und macht ihn zu einem Übersetzer zwischen den Kulturen.

## 4.

Die Produktivität kultureller Differenzen im Hinblick auf die Entwicklung der Identität zeigt sich exemplarisch am bukowinischen Raum. „Die pluralistische Situation begünstigte die Chancen von permanenten Austauschprozessen, von Ethnogenesen und Akkulturationen, sie inkludierte jedoch aufgrund ihrer Plurizentrik auch die ständige Präsenz von Differenzen“<sup>27</sup>, schreibt Moritz Csáky, und diese Einsicht trifft auf die zentrale Figur des Romans in besonderem Maße zu. Der ganze Roman reflektiert auf die Auseinandersetzung mit eingefleischten und anerzogenen Vorurteilen und auf die Schwierigkeit bis Unmöglichkeit sie abzubauen. Péter Nádas formulierte dies im Vorwort zur Taschenbuchausgabe folgenderweise:

Er [Rezzori, Sz. R.] richtet sein Augenmerk auf elementare Lebenserscheinungen, beobachtet, wie sie sich im Gefüge eines durch seine Eigenschaften festgelegten Charakters übereinander schichten. Durch diese Beobachtungen wird sichtbar, welche fertigen Ideologien ein menschliches Individuum übernehmen muß, damit sein Charaktergefüge durch niemanden beschädigt werden kann, ohne daß es dem Individuum bewußt würde. [...] Es wird sichtbar, an welchen Punkten und auf welche Weise sich der kleine persönliche Haß mit dem großen Haßapparat verknüpft, unabhängig davon, ob die Person das für wünschenswert erachtet.<sup>28</sup>

Bei Rezzori heißt es:

Und nun gar das Bewußtsein, eine Art Handlanger und geradezu Diensthote von solchen tatsächlich meist jüdischen Kommis zu sein, schnitt beißend in mein vorurteilsreiches Selbstgefühl ein. Und gleichzeitig erbosten mich eben diese Vorurteile. Ich lehnte mich auf gegen diejenigen, die sie mir eingefleischt hatten. [...] Ich hing an den Fäden meiner Herkunft und Erziehung wie eine Fliege im Spinnennetz. (105)

Die im Roman immer wieder vorgetragenen antisemitischen Vorurteile, insbesondere in Hinblick auf die Rolle des Judentums in ökonomischen Prozessen, sind dieselben, mit denen sich auch Victor Karady in seiner Untersuchung über die Beteiligung der Juden am Modernisierungsprozess beschäftigt. Karady führt diese Vorurteile auf historische Gründe zurück: Im Zuge der ökonomischen Emanzipation eröffneten sich vor Juden bis dahin verschlossene, neue Tätigkeitsfelder. Da Industrie und Agrarwirtschaft vor der Emanzipation Juden grundsätzlich nicht zugänglich waren und sie auch „den Zünften nicht beitreten konnten“, „blieben ihnen nur die Berufe des Austauschs und der Vermittlung zwischen Produzenten, Konsumenten und Kapitalbesitzern.“<sup>29</sup> Da sie keinem Stand angehörten, bezogen sich auch die Verhaltensregeln der Stände nicht auf

27 Csáky 2010, S. 67.

28 Nádas 2004, S. 10f.

29 Karady 1999, S. 116.

sie. Darin sieht Karady einen der Gründe dafür, dass Juden vielfach Berufe ergriffen, die in christlichen Gesellschaften als nicht standesgemäß galten. So konnten sie „häufig ihre Hegemonie im Bankwesen und in weiten Zweigen des Großhandels aufrechterhalten, weil die Mitglieder der neuen christlichen Mittelschichten die ‚Geldberufe‘ und sogar einige intellektuelle ‚Dienstleistungsberufe‘ verachteten, vor allem solche, die wie die Medizin, die Tiermedizin oder die Pharmazie eine manuelle Komponente besitzen.“<sup>30</sup> Neben anderen Forschern unterstreicht auch Karady die besondere Rolle der Juden in der europäischen Moderne. Der im Erzähldiskurs aufscheinende, seit Generationen in der Familie des Erzählers lodernde Hass auf Juden, zuvorderst die Verachtung der Intellektuellen unter ihnen, lässt eine besonders tiefe Kluft erkennen. Sie verläuft eigentlich entlang der Begriffe Feudalismus und Moderne. Das Aufeinandertreffen zweier Welten zeigt sich, wie bereits erwähnt, in der Diskrepanz zwischen den von Generation zu Generation weitergegebenen Vorurteilen und den persönlichen Erfahrungen des Erzählers, die mit diesen in vielen Fällen nicht übereinstimmen.

Antisemitische Vorurteile gründen auf binären Oppositionspaaren, die eine markante Abgrenzung von der Alterität deutlich machen sollen. Alle Attribute, die im antisemitischen Diskurs für Juden verwendet werden, implizieren zugleich, dass auf Nicht-Juden das Gegenteil zutrifft. Alles, was *sie* sind, sind *wir* nicht – könnte man den antisemitischen Standpunkt zusammenfassen. Mithilfe dieser Oppositionspaare werden Grenzen konstruiert, die fortan als unüberschreitbar gelten. Die Macht dieser Konstruktionen äußert sich desgleichen darin, dass selbst die auf diese Weise Markierten sie zu akzeptieren und auf sich zu beziehen beginnen und so paradoxerweise für das Fortbestehen der konstruierten Grenzen und Vorurteile sorgen. Der Roman führt aber vor Augen, dass diese Grenzen nur für Menschen wie die Eltern und Verwandten des Erzählers unwiderrufliche Geltung haben, nicht aber für ihn selbst. In seinem Fall kommt es zu Grenzüberschreitungen, wie etwa in der ambivalenten Freundschaft mit Wolf Goldmann. Dieser ersten Begegnung zwischen den zwei Sphären folgen noch weitere, zwar nicht minder problematische, doch immer engere Beziehungen generierende (die Liebesbeziehung mit der jüdischen Witwe, die Freundschaft mit Minka oder die zweite Ehe des Erzählers). Je intensiver die Grenzüberschreitungen werden, umso mehr verlieren die althergebrachten Stereotypen und Vorurteile an Kraft. Der interkulturelle Lernprozess des Erzählers braucht aber seine Zeit und kann nicht von einem Tag auf den anderen vollzogen werden. Für den Erfolg müssen die kulturellen Differenzen stets vor Augen gehalten werden, denn nur durch sie ist das Gemeinsame, Verbindende zu erkennen. Im Roman führt dieser Weg über persönliche Erfolge und mehr noch über Niederlagen, die zur Formung der Identität beitragen und die eigene Position kritisch

zu hinterfragen helfen. Mit der zunehmenden Bewusstwerdung der Wirksamkeit dieser Vorurteile erkennt der Erzähler immer öfter grundlegende Gemeinsamkeiten zwischen sich und den früher als Fremde wahrgenommenen Juden. Dieser Prozess intensiviert sich 1938, als der Erzähler seine Zeit ausschließlich mit jüdischen Freunden verbringt und inmitten der Repressalien gegen seine Bekannten Eigenschaften an sich erkennt, die er früher als typisch jüdisch brandmarkte. Der Höhepunkt wird aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg in London erreicht, als er seine inzwischen sterbenskranke emigrierte Freundin wiedersieht: „Und nachdem ich Minka einen Abschiedskuß gegeben hatte – den letzten, wie wir beide wußten –, ging ich zurück zu meinem schäbigen Hotel und schleppte zwei riesige Handtaschen voller alter Kleider mit mir, wie ein Handale, in der Hoffnung, sie günstig verkaufen zu können, um Minka nach Amerika zu folgen.“ (295) In diesem eindrucksvollen Bild verschmilzt die Figur des Erzählers mit der eines jüdischen Hausierers, der in seiner Familie seit jeher als Inbegriff alles Verabscheuungswürdigen und Verachtenswerten galt. Diese Szene und die in allen Kapiteln des Romans thematisierte lebenslange Wanderung des Protagonisten zwischen den Kulturen führen in aller Deutlichkeit vor Augen, dass hybride Identitäten stets kulturelle Grenzgänger sind. Auch in Bezug auf Rezzoris Roman trifft Oliver Marcharts Feststellung zu: „[J]ede identitäre Formation [schlechthin], wird [...] von ihren eigenen Grenzen durchdrungen und einem konstitutiven Mangel ausgesetzt der nichts anderes markiert als die Unmöglichkeit der Selbstabschließung und Selbsteinschließung.“<sup>31</sup> Im Gegensatz zum Rückzug in eine hermetisch verschlossene Privatwelt wählt der Erzähler die Alternative des Unterwegsseins, das seine Identität flexibel, anpassungsfähig, zugleich aber auch offen und widerstandsfähig macht.

Im letzten Kapitel rückt der Erzähler als alter Mann und als Schriftsteller in den Fokus. Der über 60-Jährige schreibt seine besondere Einstellung zur Wirklichkeit rückblickend und aus der Distanz der Er-Form den formenden und verformenden Erfahrungen in der Vergangenheit zu, mit denen er zugleich seinen lockeren Umgang mit Fakten und der Fiktion begründet. Die konkreten und symbolischen Wanderungen verlangten von ihm, in immer neue Rollen zu schlüpfen. Die „Masken“ (304), wie er sie nennt, versahen seine Persönlichkeit mit jeweils anderen Facetten, ließen ihn zu einem Schriftsteller werden, für den Biographisches und Fiktives beständig zusammenfallen. In diesem Prozess spielen Erinnerungen eine Schlüsselrolle: Nicht ihre Richtigkeit oder ihr Wahrheitsgehalt, sondern ihre Gestaltungskraft ist hier von Belang. So ist es nur logisch, wenn die Grenze zwischen eigenen und fremden Erinnerungen hinfällig wird, denn es

31 Marchart, Oliver: Der koloniale Signifikant. Kulturelle ‚Hybridität‘ und das Politische, oder: Homi Bhabha wiedergelesen. In: Kröncke, Meike / Mey, Kerstin / Spielmann, Yvonne (Hg.): Kultureller Umbau. Räume, Identitäten, und Re/Präsentationen. Bielefeld: transcript 2007, S. 77–98, hier S. 87f.

geht in erster Linie um die Fülle von Möglichkeiten, die sie in sich tragen. Mit ihrer Hilfe lassen sich Welten erträumen, durch sie hat der Künstler einen anderen Zugang zur Wirklichkeit:

So sieht er sich hier zwischen jeder Art von Huren und Luden sitzen: immer bereit, die Welt umher sich zu verklären, immer dabei, sie sich umzuträumen in diejenige, welche ihm in früheren Metamorphosenstadien seiner Existenz verheißen worden war – zwar auch damals nur in seinen weltverklärenden Träumen verheißen, als ewiges Wunschbild nur verheißen – trotzdem: er wird nicht müde, sie sich umzuerfinden. (311f.)

Deshalb ist es nicht von Relevanz, wessen Erinnerungen zum Weltentwurf beitragen, handelt es sich doch nicht um die Ausschmückung der Autobiographie mit fremden Details, sondern um die unaufhörliche Neuerfindung des eigenen Lebens.

# „Identitäten aus dem Menü“

## Identität-Switching in Doron Rabinovici's Romanen

### *Suche nach M. und Andernorts*

#### 1.

Die politischen Ereignisse im Österreich der späten Achtzigerjahre mobilisierten nicht nur die Öffentlichkeit, sondern wirkten sich auch unmittelbar auf das literarische Geschehen aus. Nachdem Kurt Waldheim 1986 zum Bundespräsidenten gewählt worden war, kamen zwei Jahre später seine Mitgliedschaft im SA-Reitercorps und seine Tätigkeit als Ordonnanzoffizier in Saloniki an den Tag. Trotz des massiven politischen Skandals, den diese Affäre auslöste, weigerte sich Waldheim, vom Amt des Bundespräsidenten zurückzutreten. Dies führte zu heftigen Protesten, Demonstrationen und zu einem wachsenden politischen Engagement österreichischer Intellektueller. Auch jüdische Schriftsteller wie Robert Schindel und Doron Rabinovici protestierten nicht nur in ihren Werken, sondern auch öffentlich gegen den Umgang Österreichs mit seiner Vergangenheit, deren Bewältigung immer noch eine unbewältigte Aufgabe zu sein schien. Rabinovici, der 1961 in Tel Aviv geborene und als Dreijähriger mit seiner Familie nach Österreich übersiedelte Schriftsteller, Historiker und Essayist setzt sich seither in seinen Werken immer wieder mit dieser Frage auseinander. In der Besprechung der Essaysammlung *Credo und Credit* hebt sein Schriftstellerkollege Vladimir Vertlib diesbezüglich Folgendes hervor:

Das allen Texten Rabinovici's innewohnende Leitmotiv ist die Erinnerung. In der „Erinnerung bis an den Anfang aller Zeiten“ liege die jüdische Hoffnung auf Errettung, und nicht „im Glauben an ein Ende, an den Opfertod des Sohnes, an den jüngsten Tag...“

Daß Rabinovici immer wieder über die Schwierigkeit, kollektiver Erinnerung eine angemessene Form zu geben, reflektiert, hat aber primär mit dem Land zu tun, in dem er lebt. In Österreich, das sich jahrzehntelang nur als erstes Opfer Hitlers gesehen haben wollte, haben, laut Rabinovici, sogar Denkmäler gegen „Krieg und Faschismus“ mehr der Vertuschung und Verfälschung als der Mahnung gedient. „Das antifaschistische Mahnmal am Wiener Morzinplatz rechnete die jüdischen Ermordeten kurzerhand dem patriotischen Widerstand gegen das Dritte Reich zu“, heißt es. Die Juden seien jedoch nicht für Österreich „gefallen“, sondern von antisemitischen Landsleuten ermordet worden.<sup>1</sup>

Ebenfalls im Zusammenhang mit *Credo und Credit* betont Dagmar Lorenz, „Doron Rabinovici, a younger writer and political activist squarely raises the issue of Jewish iden-

1 Vladimir Vertlib: Erinnerung als Leitmotiv. In: Literatur und Kritik 361 / 362 (2002) Rezension von Rabinovici's *Credo und Credit*, S. 98-99, <http://www.biblio.at/rezonline/ajax.php?action=rezension&medid=11303&rezid=12483> [29.09.2013]



tity and unmasks the widespread Holocaust denial in Austria, emphasizing that denying the Holocaust is a criminal offense. Thus he concludes that the fight against Holocaust denial is not a political issue but a matter for the courts.“<sup>2</sup>

Mit dem übergreifenden Thema der Erinnerung hängt das Problemfeld der Identität aufs Engste zusammen. In Rabinovicis Romanen wird hinter dem ironisch-witzigen Erzählton und überdeckt durch eine oft komplizierte, nicht selten rasante Handlungsführung die ganze Schwere der Einsicht in die Folgen brüchig und labil gewordener Identität präsentiert. Der 2010 erschienene Roman *Andernorts*, dem ich mich im 4. Abschnitt meiner Ausführungen zuwenden werde, führt das zentrale Problem weiter, das Rabinovici schon 1997 in seinem Romanerstling, *Suche nach M.*, auf eindringliche Weise thematisierte und 2004 in *Ohnehin* erneut aufgriff.

In Bezug auf *Suche nach M.* und *Andernorts* gilt mein Interesse einem Phänomen, das ich Identität-Switching nenne und welches in beiden Texten als strukturbildendes Element zum Tragen kommt. Rabinovici operiert mit dem oftmaligen Wechsel von Identitäten, um, so meine These, auf die Problematik des Begriffs Identität, insbesondere auf die jüdische Identität nach dem Holocaust hinzuweisen, indem er mitunter auf groteske und surreale Art vor Augen führt, dass man diese nicht als konstant, fest und gegeben setzen kann, sondern als hybrid und veränderlich, wenn nicht als brüchig und labil betrachten muss. Die Romanhandlungen basieren gerade auf dieser Veränderlichkeit und demonstrieren den Konstruktcharakter aller Identitäten.

## 2.

*Suche nach M.* erzählt in „zwölf Episoden“ die Geschichte von Dani Morgenthau und Arie Fandler, zweier junger Männer, ehemaliger Schulfreunde, deren Schicksale auf vielfache und komplizierte Weise miteinander verwoben sind. Die Eltern, aus Krakau stammende Holocaustüberlebende, siedelten sich nach dem Krieg in Wien an. Beide Kinder erfuhren wenig bis nichts über die Vergangenheit ihrer Eltern, weil diese statt des Erzählens das Schweigen wählten. Die Vergangenheit der Eltern lastet dennoch auf den Söhnen, sie bestimmt ihre Identität und ihr Verhältnis zur Welt. In Danis Familie „schien die Luft geladen mit Erinnerung“<sup>3</sup>, doch er wird nur manchmal und nur von der Großmutter bruchstückhaft in diese Erinnerungen eingeweiht. Weder der Vater noch

2 Lorenz, Dagmar C.G.: „Imagined Identities: Children and Grandchildren of Holocaust Survivors in Literature“. In: Fuchs, Anne [u.a.] (Hg.): *German Memory Contests. The Quest for Identity in Literature, Film, and Discourse since 1990*. Rochester, N.Y.: Camden House 2006, S. 169–192, hier S. 179.

3 Rabinovici, Doron: *Suche nach M.* Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999, S. 28. Im Folgenden zitiert im laufenden Text als M mit Seitenzahl.

die Mutter beteiligen sich an den Gesprächen. Der Vater, heißt es, „saß dann still; er war ein Stein, hielt seinen Sohn fest umfassen. Er war ein Sarg“ (M 29), sooft „einer über die Entbehrungen im Krieg und über die Bedrängnis nach jener Zeit, als der Frieden ausgebrochen war, [klagte]“. (M 28) Arie's Vater bricht sein Schweigen erst, als Arie bereits erwachsen ist und Mathematik studiert. In einem vom Sohn provozierten Gespräch erzählt er über sich und seine Familie, wie er überlebte und andere umkamen. Das Erzählen, die Verbalisierung der Vergangenheit hat eine kathartische Wirkung auf Arie, den „jene Aufgeregtheit“ erfasste, „die er verspürte, wenn er eine Formel kennenlernte, mit der das Unbekannte benannt werden konnte“. (M 58)

Dani und Arie reagieren auf die Vergangenheit ihrer Familien scheinbar unterschiedlich, in Wirklichkeit haben ihre Reaktionen jedoch viel gemeinsam. Beide entdecken besondere Fähigkeiten in sich, mit Schuld und Schuldigen umzugehen. Dani, weil er überkompensiert, nimmt das Gewicht der Vergangenheit seiner Eltern und die Schuld anderer auf sich und gesteht zwanghaft alles, was er nicht verbrochen hat. Sein Körper reagiert mit einem Hautausschlag, der ihn mit der Zeit und der zunehmenden Menge der aufgeladenen Schuld aussatzartig befällt und ihn zur lebendigen Mumie macht, was die Medien später dazu veranlasst, ihm den Namen „Mullemann“ zu geben. Von seiner Fähigkeit, einen Tathergang aus der Perspektive des Täters zu beschreiben, macht schließlich die Polizei Gebrauch, die Dani inkognito für sich arbeiten lässt. Arie wiederum wird vom israelischen Geheimdienst angeheuert, weil er Verbrecher aufspüren kann, indem er sich chamäleonartig zu verändern beginnt und mit den Verfolgten sowohl im Aussehen als auch in den Verhaltensweisen identisch wird. Wie der Titel des Romans programmatisch angibt, sind hier Menschen auf der Suche. Aber nicht nur M., der rätselhafte, mumienartige Mullemann wird gesucht, sondern auch der sich hinter diesem oder präziser hinter dessen Vermummung verbergende Dani Morgenthau sucht sich selbst. Problematisch wird diese Identitätssuche deshalb, weil hinter beziehungsweise in Danis Fall unter den fremden Identitätsschichten, die sich symbolisch in den seinen Körper bedeckenden Mülleichten manifestieren, die eigene nicht auszumachen zu sein scheint. Ebenso bei Arie Fandler, der seinerseits Verbrecher sucht, findet und so zu ihrer Beseitigung beiträgt, aber immer wieder durch ein Identität-Switching zu einer anderen Person wird. In beiden Fällen verläuft also die Suche nach dem Selbst entlang der größtmöglichen Anpassung. Dieser Grad der Identifikation mit anderen ist aber nur möglich, wenn die eigene Identität extrem wandelbar oder labil ist. Die Mimikry führt hier allmählich zur Auflösung oder Multiplizierung der Identität, wobei die Konsequenz in jedem Fall Identitätslosigkeit ist.



### 3.

Wie unsicher vor allem die jüdische Identität nach dem Holocaust sein und wie sie überhaupt konstruiert werden kann, ist, wie einführend bereits festgestellt wurde, das Kernproblem in Rabinovicis Werk. Das Switching zwischen immer neuen Identitäten bildet die Situation der zweiten Generation, der Söhne und Töchter der Überlebenden der Shoah ab. Dani und Ariele wachsen in Familien auf, die ihre Gegenwart von der Vergangenheit strikt zu trennen versuchen, wobei die Erinnerung jedoch trotz hartnäckigen Schweigens nicht zu unterbinden ist. Über Danis Familie heißt es:

Was verschwiegen blieb, wurde nicht, wie etwa in den Familien seiner Klassenkameraden, verschleiert und verdeckt, hier schwelgte niemand in Reminiszenzen der Verleugnung: Woran seine Eltern sich nicht erinnern wollten, wovon zu reden sie mieden, konnten sie in aller Deutlichkeit nicht vergessen. (M 30)

In der anderen Familie legte Arieles Vater, Jakob Scheinowitz, seinen sprechenden Namen zuerst ab, um unter dem falschen Namen Fandler dem Tod zu entkommen. Nach dem Krieg nahm er endgültig den falschen an, was ebenfalls eine auf die Verdrängung der Vergangenheit abzielende Handlung ist.

Der Vater bewahrte das Dunkel seiner Vergangenheit, hellte die Schatten, in denen er Ariele erzog, nicht auf. Der Sohn tappte umher in dieser Finsternis, spürte eine Art Feindseligkeit, die der Alte gegen ihn zu hegen schien und der Junge sich nicht zu erklären wußte. In Ariele saß eine geheimnisvolle Schuld, von der er nichts ahnte, die aber seinem bloßen Dasein, der Gegenwart schlechthin, anhaftete. (M 49)

Die Eltern, die eine Aussprache mit den Kindern verweigern oder sich davor drücken, leben selbst in einer Gesellschaft, die ihrerseits auf Schweigen gebaut ist, auf dem Schweigen der Täter. Rabinovici spricht damit erneut das problematische Verhältnis Österreichs zu seiner Vergangenheit an und kritisiert das hartnäckige Schweigen, das die Nachkriegsgesellschaft bis in die Erzählgegenwart durchdringt.<sup>4</sup> Zwischen diesen Seiten müssten die Kinder einen Weg finden, ihre Identität zu konstruieren. Die von beiden gewählten Wege führen aber zu Anpassung und Angleichung und erweisen sich schließlich als falsch. Solange Dani und Ariele immer nur die Spiegelungen anderer Personen sind, solange sie immer die Schuld anderer zu ahnden, zu korrigieren oder gutzumachen versuchen, können sie sich nicht zu integrierenden Menschen entwickeln.<sup>5</sup>

Nach der Fokussierung auf das Täterschweigen rückt neuerdings, wie Matthias

4 Vgl. Beilein, Matthias: Unter falschem Namen. Schweigen und Schuld in Doron Rabinovicis *Suche nach M*. In: Monatshefte 97 / 2 (2005), S. 250–269, hier S. 250.

5 Vgl. ebd.

Beilein zeigt, eine andere Perspektive in den Vordergrund: das Schweigen der Opfer.<sup>6</sup> Diese Form des Schweigens gründet im Schuldgefühl der Überlebenden, nicht wie die anderen, gestorben zu sein, „und dieses Gefühl geben sie durch ihr Schweigen an ihre Kinder weiter“, denn „sie leben als Unschuldige, aber sich schuldig Fühlende“.<sup>7</sup> Die Folge ist die Unfähigkeit, eine Identität zu entwickeln. Das doppelte Schweigen, nämlich das Schweigen in Österreich und das Schweigen der Überlebenden führt, folgt man Beilein in seinen Ausführungen weiter, zur Bedrohung ihrer Integrität als Juden.<sup>8</sup> Der Romanschluss macht deutlich, dass nur der radikale Bruch mit dieser Lebensform die Chance gibt, sich endlich eine eigene Identität konstruieren zu können. Hinzu kommt, dass das Leben in Israel für die zweite Generation nach dem Holocaust nicht minder problematisch ist.

#### 4.

Der Umgang mit der Vergangenheit provoziert in den Kindern der Überlebenden, wie dies 2010 in *Andernorts* thematisiert wird, auch dort Abwehrreaktionen oder Auflehnung: „[U]m [...] gegen den Fluch der Abstammung, gegen die Vergangenheit zu rebellieren [...] [u]nd auch, um der Enge des Geburtslandes zu entkommen“ verlässt eine der Figuren Israel, „[a]ber Wien und Österreich waren nicht gerade der Inbegriff von weiter Welt und Offenheit. Ausgerechnet hier die Last von Geschichte und Herkunft abstreifen zu wollen war von Anfang an zum Scheitern verurteilt gewesen“.<sup>9</sup> Weder hier noch dort zu Hause zu sein, weder hierhin noch dorthin zu gehören, überall auf Distanz zu gehen, wird auch für die Hauptfigur des Romans Ethan Rosen zu einer Gratwanderung zwischen Kulturen und Identitäten. Ein „Identitätskarussell“, so bringt Helmut Böttiger das teils witzig-ironische, teils befremdende Tohuwabohu der Identitäten im Roman *Andernorts* auf den Punkt.<sup>10</sup> Mit diesem Text greift Rabinovici erneut auf, was er schon mit *Suche nach M.* in den Fokus stellte.

Wie dort, sind auch hier zwei Männer auf der Suche nach ihren Wurzeln und nach ihrer Identität. Die Werke miteinander verbindenden Schlüsselwörter sind wieder Anpassung und Angleichung, da es um die Prüfung der diesem Verhalten innewohnenden Möglichkeiten und Grenzen geht. Ein israelischer und ein Wiener Kulturwissenschaft-

6 Vgl. ebd., S. 251.

7 Ebd., S. 258.

8 Ebd.

9 Rabinovici, Doron: *Andernorts*. Berlin: Suhrkamp 2010, S. 55. Im Folgenden zitiert im laufenden Text als A mit Seitenzahl.

10 Böttiger, Helmut: „Kommisch verzweifelt“. In: *Die Zeit*, 30.9.2010, <http://www.zeit.de/2010/40/L-Rabinovici> [8.9.2013]

ler, Ethan Rosen und Rudi Klausinger, suchen und wechseln ihre Identitäten in einem Prozess, der, wie Katrin Schuster formulierte, „zwei einander entgegengesetzte Wege zum Ich“ repräsentiert, „die Doron Rabinovici in dem ungleichen und sich doch so ähnlichen Männerpaar (freilich nicht die einzigen Doppelfiguren in diesem Roman) vorstellt“.<sup>11</sup>

Das Identität-Switching erfolgt auf mehreren Ebenen. Einerseits beginnt der Roman mit einer Flugreise von Tel Aviv nach Wien, während der Ethan Rosen, nachdem er seinen Sitz gewechselt hatte und später wieder zu seinem ursprünglichen Sitz zurückkehren will, nicht mehr als er selbst erkannt und deshalb am Hinsetzen gehindert wird. Es scheint eine etwas kompliziertere Verwechslungskomödie zu sein, doch Rosen selbst erkennt gewisse Veränderungen an sich, als er auf die Toilette geht und in den Spiegel blickt:

Das Haar, vor wenigen Stunden goldbraun, schien ihm nun im Kontrast zu seiner Blässe erdfarben. Diese Verwandlung konnte nicht nur mit dem Neonlicht zu tun haben, das alle Farben in dem kleinen Waschraum löschte. War es Einbildung? Er ließ Wasser in seine Hände rinnen, spritzte es sich ins Antlitz, feuchtete seine Locken an und strich sie nach hinten. Er merkte, daß sich dadurch sein Gesicht noch mehr veränderte. Es wirkte schmäler, seine Züge waren streng. (A 21)

Die äußere Veränderung ist jedoch eine Konsequenz der inneren, denn Rosen wird während des Fluges bewusst, dass er mit der Bewegung durch den Raum auch permanent seine Einstellung ändert. Je nachdem ob er in Tel Aviv oder in Wien ist und in welcher Sprache er schreibt, nimmt er vor allem in seinen publizistischen Arbeiten andere, sich widersprechende Perspektiven ein. In Israel kritisiert er die nationalistische und konservative Politik, brandmarkt jedoch dieselbe Meinung als antisemitisch, wenn sie von Österreich aus formuliert wird. Er wechselt die Seiten beliebig oft, so lange, bis es schließlich zum Skandal kommt, als er seinen österreichischen Kollegen Rudi Klausinger des Antisemitismus bezichtigt, weil er nicht erkennt, dass dieser in der Trauerrede auf einen der österreichischen Pioniere in Israel in den beanstandeten Zeilen ihn, Ethan Rosen selbst, zitierte. Ethans Vater sagt, er reagiere wie „ein verkehrtes Chamäleon“, „[e]r paßt sich seiner Umgebung nicht an, sondern hebt sich jeweils von ihr ab“. (A 51) Klausinger wiederum, der in Israel ein anderes Aussehen und einen anderen Habitus annimmt, sucht nach seiner Vergangenheit, d. h. nach dem Vater, den er nicht gekannt hatte und glaubt diesen – irrtümlich, wie es sich letztlich herausstellt – in Ethans Vater gefunden zu haben. Er tut dies, indem er sich seiner Umgebung völlig anpasst, in Israel sogar mit dem Gedanken spielt, zum Judentum überzutreten.

11 Schuster, Katrin: „Das verkehrte Chamäleon“. In: Berliner Zeitung, 30.09.2010, <http://www.berliner-zeitung.de/archiv/nominiert-fuer-den-buchpreis--doron-rabinovicis-kafkaeske-verwechslungskomoedie--andernorts--das-verkehrte-chamaeleon,10810590,10745834.html> [29.09.2013]

Es beginnt ein Wechsel der Identitäten, welcher in vieler Hinsicht dem in *Suche nach M.* Dargestellten gleicht. Auch in diesem Roman ist die Annahme fremder Identitäten im Konstruktionsprozess einer eigenen Identität strukturbildend. Klausinger, der Fremde übernimmt allmählich die Rolle des Sohnes und tritt damit zeitweilig in Ethans Position, der durch einen zufälligen Gentest erfahren muss, dass er nicht der Sohn seines vermeintlichen Vaters ist. Der Höhepunkt dieses Durcheinanders von jeweils falsch beanspruchten Identitäten bilden die Stellen, die klar machen, dass weder Ethan noch Rudi der Sohn von Felix Rosen ist. Keiner ist also der, für den er sich hält und noch weniger der, der er zu sein wünscht. Die falschen Annahmen entspringen auch diesmal dem Schweigen. Rudis Mutter hatte ihrem Kind nie verraten, wer dessen Vater war, und Ethans Eltern verheimlichen vor ihm ebenfalls die Identität seines biologischen Vaters. Die Überlebenden können sich von der Vergangenheit nicht befreien, sie erinnern sich, auch wenn sie nicht darüber sprechen. Sie glauben, die Kinder vor den eigenen Erfahrungen bewahren und beschützen zu können, indem sie sie im Unwissen lassen. Die Folgen eines solchen Verhaltens werden in diesem Roman ironisch vor Augen geführt, doch hinter der Ironie lugt immer wieder die dem Schweigen innewohnende Gefahr hervor, dass sie nämlich die Aufarbeitung der Vergangenheit erschwert oder verhindert.

Obwohl die Männer von Identität zu Identität unterwegs sind und streckenweise mehrere gleichzeitig haben, trifft es sie jedes Mal wie ein Schock, wenn eine der gerade angenommenen Identitäten zusammenbricht. Die komplizierte Handlungsführung und der ironisch-satirische Handlungsverlauf reißen den Leser mit in den Strudel der Identitätsverwirrung und Identitätserschütterung. Rabinovici demonstriert auch mit diesem Roman, dass jede Identität eine vorübergehende und gebrochene ist. Dieses Problem überträgt der Autor insbesondere auf die Situation im heutigen Österreich. Die Erinnerung an die Vergangenheit sowie der Umgang mit ihr, das Verhältnis der Österreicher zu den österreichischen Juden, die ambivalente Lage der zweiten Generation, also der Kinder der Überlebenden, all das ist bei Rabinovici immer an den Themenkomplex Identität gebunden. Deshalb gilt sein Interesse dem Prozess der Identitätskonstruktion, was er bezüglich *Andernorts* folgenderweise zusammenfasste: „Ich sage nicht, dass es keine Identität gibt, meine Geschichte will nur die Art zeigen, wie sie konstruiert wird und wie man ihr mit Gentests nicht beikommt.“<sup>12</sup> Hier wird besonders deutlich gemacht, wie wenig Identität mit biologischen Faktoren zusammenhängt und wie eng ihre Konstruktion stattdessen an soziale und persönliche Faktoren gebunden ist. Im Hinblick auf diesen Text ist Susanne Düwells Feststellung über *Suche nach M.* ebenfalls zutreffend: „Das Dilemma, Vorstellungen anderer widerzuspiegeln oder zu verkörpern beziehungsweise

12 Rabinovici im Interview. In: Die Presse, 03.10.2010, [http://diepresse.com/home/kultur/literatur/599308/Rabinovici\\_Waldheim-machte-mich-zum-Oesterreicher](http://diepresse.com/home/kultur/literatur/599308/Rabinovici_Waldheim-machte-mich-zum-Oesterreicher) [08.09.2013]

als Stellvertreter zu fungieren, dominiert die Konstruktion der jüdischen Figuren“.<sup>13</sup> Ethan Rosen und Rudi Klausinger verwandeln sich in andere Personen, weil sie nicht wissen, wer sie sind und die Leerstellen ihres Ich auf diese Weise zu füllen suchen. Auch in diesem Zusammenhang gilt, was Jakob Scheinowiz im Gespräch mit seinem Sohn Arieß sagt: „Wenn du du bist, weil du du bist, und ich ich bin, weil ich ich bin, dann bist du du, und ich bin ich; wenn aber du du bist, weil ich ich bin, und ich ich bin, weil du du bist, dann bist du nicht du, und ich bin nicht ich“. (M 59)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Beschäftigung mit der jüdischen Identität vor allem im Kontext der nicht zu Ende geführten Vergangenheitsbewältigung in Österreich, den Kernpunkt von Rabinovicis literarischem wie essayistischem Schaffen bildet. Um den Prozess der Identitätskonstruktion und die damit verbundenen Schwierigkeiten literarisch darzustellen, wählte der Autor bereits zweimal die Technik der wechselnden Identitäten. In seinem ersten Roman erfolgt das Identität-Switching nicht nur auf der Handlungsebene, sondern erhält auch in Bezug auf die Form eine wichtige Rolle. Die zwölf Episoden sind mit zwölf Namen betitelt, mit den Namen von Personen, die alle in irgendeiner Form an dem Ich-Werdungsprozess der Protagonisten beteiligt sind. In dem zweiten, hier untersuchten Werk legen die Identität-Switchings von Ethan und Rudi nicht nur die Brüchigkeit ihrer eigenen Identität frei, sondern auch die aller anderen Personen um sie. Die Frage, wer die Protagonisten eigentlich sind, kann auch im Hinblick auf alle anderen Figuren mit demselben Recht formuliert werden. Auf diese Art werden Selbstverständlichkeiten in Frage gestellt und dekonstruiert. Wo früher Sicherheit war, setzt sich nun alles in Bewegung und gerät ins Wanken. Ich möchte mit Arießs Satz aus einem an Dani gerichteten, nie abgeschickten Brief schließen, der meines Erachtens mit entsprechend geänderten Namen auch in *Andernorts* stehen könnte: „Du wählst Dir Identitäten aus dem Menü. [...] denn Du fürchtest nur eines: Dich, Dein Sein, Dani Morgenthau“. (M 260)

13 Düwell, Susanne: „Das zwanghaft projizierende Selbst“. Die Reflexion von Bildern des Jüdischen im Werk von Doron Rabinovici. In: Sucker, Juliane / Wohl von Haselberg, Lea (Hg.): Bilder des Jüdischen: Selbst- und Fremdzuschreibungen im 20. und 21. Jahrhundert. Berlin [u.a.]: Walter de Gruyter 2013, S. 281–303, hier S. 285.

„Wer hierherkam, befand sich nicht auf festem Boden.“

Möglichkeiten und Grenzen des Zusammenlebens in einem  
multikulturellen Milieu in Doron Rabinovici's Roman *Ohnehin*

## 1.

„Das jüdische Wien von Freud, Herzl, Schnitzler oder Mahler, es existiert nicht mehr – und es wird nicht mehr existieren. Wer auf jüdische Wurzelsuche geht, wird auf Narben, auf Amputationen und Phantomschmerzen stoßen“<sup>1</sup>, so Doron Rabinovici, in einem Interview mit Ralf Hanselle. Seine Worte lassen sich freilich nicht allein auf Wien beziehen, sie machen mithin klar, dass das 20. Jahrhundert eine völlige Umwandlung, eine unwiederbringliche Veränderung der ganzen Welt mit sich brachte. Dieser Prozess dauert, wenn auch in anderer Form, heute noch an. „Auf Narben, auf Amputationen und Phantomschmerzen“ stößt man in Folge der unzähligen Kriege und des Terrors auch in unseren Tagen. Städte, Länder und Kulturen werden immer noch zerstört, Bewohner der betroffenen Orte und Regionen vertrieben oder getötet. Migranten, ob freiwillig oder nicht, müssen anderswo ein neues Leben beginnen und werden dabei häufig mit großen kulturellen Unterschieden und sprachlichen Barrieren konfrontiert. Diese Erfahrung entsteht allerdings auch auf der Seite der Mehrheitsbevölkerung, in die sich Migranten zu integrieren suchen. Im Optimalfall folgt aus dem Aufeinandertreffen und der gegenseitigen Öffnung von Kulturen ein Dialog, häufiger aber zeitigen Begegnungen mit dem Fremden und Anderen heftige Konflikte.

In seinem 2004 erschienenen Roman *Ohnehin* wendet sich Doron Rabinovici aktuellen Phänomenen des 21. Jahrhunderts zu, wenn er Bedingungen, Möglichkeiten und Grenzen des Zusammenlebens verschiedener Kulturen im Rahmen alltäglich zu nennender Begegnungen mit der Alterität entwirft. Versetzt in die von jeher transkulturelle Metropole Wien, spielt die Handlung im für Österreich politisch turbulenten Jahr 1995. In den folgenden Ausführungen möchte ich zuerst diejenigen politischen Ereignisse skizzieren, die unmittelbar in den Roman eingegangen sind und Rabinovici's Beschäftigung mit Antisemitismus, Rassismus und Fremdenhass besonders stark motiviert haben. Danach untersuche ich den zentralen Schauplatz des Romans, den Naschmarkt, der als symbolischer Ort zu lesen ist, welcher das multikulturelle Wien der Jahrtausendwende repräsentiert. In diesem Kontext möchte ich die im Roman dargestellten Möglichkeiten und Hürden des Zusammenlebens verschiedener Kulturen ausführlicher behandeln. Ob

1 Hanselle, Ralf: „Der KA-Fragebogen für Doron Rabinovici“. In: Kritische Ausgabe 2 (1997), <http://www.kritische-ausgabe.de/archiv/ahanselle.htm> [26.10.2010]

der Naschmarkt die ihm zugewiesene Funktion im Roman überzeugend erfüllen kann, bildet ebenfalls Gegenstand meiner Überlegungen. Schließlich fokussiere ich auf die vom Autor akzentuierte Problematik der Verfolgung und deren Zusammenhang mit der Vergangenheit, mit Erinnern und Vergessen. Dabei konzentriere ich mich auch anhand einiger Parallelen zwischen Vergangenheit und der Gegenwart im Text auf den von Rabinovici thematisierten gemeinsamen Ursprung von gegenwärtigem Rassismus und Antisemitismus.

## 2.

Das Jahr 1995 war in der Geschichte der Zweiten Republik eine gewaltsame und in politischer Hinsicht große Veränderungen bringende Zeitspanne. Am 1. Januar trat Österreich der Europäischen Union bei. Bereits einen Monat später setzte sich eine seit zwei Jahren anhaltende Gewaltserie fort: Nachdem in einem Terroranschlag mit einer Rohrbombe vier Roma getötet worden waren, folgte noch im selben Jahr eine neue Welle der Briefbombenserie. Zwei Menschen, ein syrischer Arzt und eine österreichische Flüchtlingshelferin, wurden dabei verletzt, andere Adressaten entgingen dem Sprengstoffattentat nur knapp. Die Anschläge waren fremdenfeindlich motiviert und richteten sich gegen Privatpersonen, Politiker und Organisationen. Im Dezember des Jahres fanden die Nationalratswahlen statt, nachdem die Regierungskoalition von SPÖ und ÖVP zusammengebrochen war. Dort erreichte die zuvor mit ausländerfeindlichen Parolen werbende FPÖ mit Jörg Haider als Spitzenkandidaten mit 22% der abgegebenen Stimmen den dritten Platz hinter der SPÖ und ÖVP.

Im Interview, das Rabinovici anlässlich der Nominierung seines jüngsten Romans *Andernorts* (2010) für den Deutschen Buchpreis gab, identifiziert er sich als Österreicher in Bezug auf die Waldheim-Affäre:

Dazu muss ich sagen, dass mich Waldheim wirklich zum Österreicher gemacht hat. Ich war vorher primär an östlicher Politik interessiert. Ich war im Februar 1986 als jüngster Volldelégierter zum World Jewish Congress in Jerusalem eingeladen, ich hatte keine Ahnung davon, dass damals bereits von Waldheim gesprochen wurde. Ich habe dort über zwei Themen diskutiert: über Frieden in Nahost und über die Frage, wie man damit global umgeht. Die Auseinandersetzung mit Waldheim hat mir auf paradoxe Art eine Heimat gegeben, und so gesehen stimmt der Satz aus meinem Buch [„In „Andernorts“ wird Heimat einmal als Ort definiert, wo einem fremder zumute ist als an jedem anderen Ort.“ – so Harald Klauhs und Norbert Mayer von *Die Presse*, Sz. R.] auch für mich, nämlich aus dem Grund, weil viele von uns heute Heimat als etwas erleben, was uns nicht nahe ist.<sup>2</sup>

2 Klauhs, Harald / Meyer, Norbert: Rabinovici: „Waldheim machte mich zum Österreicher“. Interview in: *Die Presse*, 3.10.2010, <http://diepresse.com/home/kultur/literatur/599308/index.do> [26.10.2010]



Rabinovicis Interesse an der österreichischen Politik und Geschichte findet auch in *Ohnehin* seinen Niederschlag. So behandelt er im Roman das Problem der ausgebliebenen Vergangenheitsbewältigung, Phänomene wie Antisemitismus, Rassismus und Xenophobie, Krieg, Flucht und Migration. Politische Ereignisse des besagten Jahres wurden geradewegs in die Handlung eingeflochten und bilden den Hintergrund zu den zeitkritischen Reflexionen der Figuren. Dadurch kommt jedoch ein mit kulturwissenschaftlichen Überlegungen und rezenten Diskursen überladener Text zu Stande, dessen stark didaktische Note streckenweise die Literalität des Werkes gefährdet. Der Hang zur Didaktik ist sowohl an den Gesprächen der Figuren als auch an ihren entworfenen Lebensgeschichten deutlich ablesbar. Nicole Streitler bemerkte diesbezüglich: „Das Buch will ein gesellschaftliches Panorama schildern, wirkt aber irgendwie vollgestopft wie die Gemüsestände auf dem Wiener Naschmarkt, den der Autor in immer neuen Anläufen als multikulturellen Mikrokosmos und exotisches Spezialitätengeschäft darzustellen sucht. Vieles steht dort nur nebeneinander und gehört nicht wirklich zusammen.“<sup>3</sup> Ähnliches bemängelt auch Daniela Strigl: „Selten liest man ein Buch, das so klug konzipiert und so gründlich mißraten ist. Mag sein, daß das eine mit dem anderen zu tun hat. Offenbar wollte der Autor alles hineinpacken, was an rot-weiß-rotm Zeitkolorit gut und teuer ist.“<sup>4</sup> Diese Meinungen bestätigt im Roman etwa die erklärende Passage zu Karl Lueger: „Auf dem Platz vor dem Lokal stand das Monument des einstigen Bürgermeister Karl Lueger, der als erster mit einer antisemitischen Massenbewegung Wahlen gewonnen hatte und deshalb vom jungen Adolf Hitler verehrt worden war.“<sup>5</sup> Als zweites Beispiel ist die langatmige Geschichte des Naschmarkts zu nennen, integriert in die kurze architektonische und Sozialgeschichte Wiens – Letztere mutet wiederum wie ein Zitat aus einschlägigen Handbüchern an:

Die Metropole der Doppelmonarchie schmiegte sich um ihre Innere Stadt, doch anders als etwa Paris lief Wien nicht auf einen Mittelpunkt zu. Im Gegenteil; jede große Achse wurde durch Kreise, durch den Gürtel und durch den Ring durchschnitten. Arbeiterbezirke blieben klar von bürgerlichen Vorstädten und die wiederum von den repräsentativen Prachtbauten getrennt. (177)

Die belehrenden Ausführungen über Lueger haben über den Informationsgehalt für in der österreichischen Geschichte weniger bewanderte Leser hinaus noch den Zweck, den gegenwärtigen Antisemitismus in den historisch-politischen Entwicklungen des ausge-

3 Streitler, Nicole: *Ohnehin*, [http://www.literaturhaus.at/buch/buch/rez/rabinovici\\_ohnehin/](http://www.literaturhaus.at/buch/buch/rez/rabinovici_ohnehin/) [28.08.2010]

4 Strigl, Daniela: Fragen Sie Doktor Sandtner. Unter Weißkitteln: Doron Rabinovici verhebt sich an einem Krimi. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 28.06.2006, <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/fragen-sie-doktor-sandtner-1332580.html> [18.10.2016]

5 Rabinovici, Doron: *Ohnehin*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004, S. 80. Die Seitenangaben in Klammern im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.



henden 19. Jahrhunderts zu verorten und mit der Einbeziehung Hitlers als Verehrer von Lueger, einen direkten Zusammenhang zum Holocaust herzustellen. Ebenso ist die recht ausführliche Erzählung der Geschichte des Naschmarkts nur teilweise dadurch motiviert, das nicht österreichische Lesepublikum über diesen bedeutsamen Ort in Kenntnis zu setzen. Sie dient wörtlich der Einführung in einen symbolkräftigen, beinahe mythischen Ort, dem eine zentrale Funktion im Roman zukommt.

### 3.

Der Markt am Rande der Wiener Innenstadt fungiert, wie es scheint, seit seiner Eröffnung als Brennpunkt für das Aufeinandertreffen von Kulturen, es ist „ein Zentrum der Zuwanderung, eine permanente Weltausstellung der kulinarischen Genüsse“. (18) Dieser Ort symbolisiert das multikulturelle Wien, wo unzählige Kulturen in einem bunten, scheinbar chaotischen Durch- und Nebeneinander, in Wirklichkeit aber nach einer inneren Logik und einem internen System organisiert eine Ganzheit bilden. Standbesitzer wie Kunden kennen die Regeln und Funktionsmechanismen des Marktes genau. Ethnische Auseinandersetzungen scheinen hier, abgesehen von vereinzelt Reibungen wie zwischen dem, einen „echt österreichischen“ Namen tragenden Obstverkäufer Rudi Hrdina und seiner slowakischen Angestellten, nicht an der Tagesordnung zu sein, zumal der Markt von den meist ausländischen Händlern dominiert ist. Dieser Eindruck wird durch die Darstellung des Naschmarkts als Stadt in der Stadt zusätzlich verstärkt, es heißt, er sei „eine eigene Insel in der Metropole [...] eine der einzigartigsten Spezialitäten der Stadt und eine eigene Stadt der Spezialitäten“ (18), bewohnt von Fremden. Die meisten Wiener kommen nur für die Dauer ihres Einkaufs hierher, und sind den überwiegend ausländischen „Standlern“ auch räumlich unterlegen, wenn die Verkäufer den Kunden ihre Waren von einem Podest aus feilbieten. Das Nebeneinander vieler Sprachen und Kulturen, von dem der Roman durchwegs gekennzeichnet ist, wird hier am deutlichsten wahrnehmbar. Die Vermittlung von Vielsprachigkeit und kultureller Vielfalt geschieht über die Sinnesorgane: Über die grünen Stände, das bunte Obst und Gemüse hinaus, die das Auge ansprechen, vernimmt das Ohr ein ständiges Stimmengewirr. Wegen des Gedränges und Lärms sowie des schier unendlich scheinenden Warenangebots erhält der Markt eine orientalische Prägung und setzt sich damit deutlich vom Rest der Stadt ab. Wie Anabela Valente Simões betont, ist der Naschmarkt

a world that resembles the mythical Babel where already for centuries not only German, but also Italian, Yiddish, Greek, Turk, Serbian or Polish have been commonly spoken languages. In this polyphonic world the reader meets Polish and Slovakian workers, Brazilian singers and Turk and Greek immigrant salespeople who interact in the narrative with Stefan and his heterogeneous and multicul-

tural group of friends: the Jew Lew Feiniger, the Austrian journalist Sophie Wiesen, the cinema student Tom Wandruschka, the son of a Congo diplomat Patrique Mutabo, the filmmaker from Kosovo Flora Dema and her illegal cameraman, the Serb Goran Bošković.<sup>6</sup>

Der Naschmarkt erweist sich als eine Insel der Transkulturalität, hier mischen sich Sprachen und Kulturen, Mischehen werden geschlossen und Freundschaften geknüpft. Ein Ort der Begegnung, wo alle Probleme des Zusammenlebens friedlich beseitigt werden können, wo Menschen sich lieben und zueinander finden. Ein idyllischer Ort, den es in dieser Form jedoch nicht gibt. Vielmehr entsteht die Impression einer Bühne, was auch Simões hervorhebt: „The international origin of these characters transforms Vienna into a transnational stage, especially this market, pictured here as the epicentre of multiculturalism, as a global village.“<sup>7</sup> Aller Idylle zum Trotz hat der Naschmarkt, der sich im wörtlichen Sinne auf dem Fluss befindet, eine seltsam schwebende Atmosphäre, als stünde er nicht auf festem Untergrund. Auf diesen modernen Turm von Babel, der paradigmatisch für das neue Wien oder mehr noch, für die transkulturelle, hybride Welt steht, verweist das folgende Zitat, dem auch der Titel dieses Beitrags entliehen wurde: „Wer hierherkam, befand sich nicht auf festem Boden. Es war, als flimmere jedes Gespräch im Widerschein der unterirdischen Wellen, als schwanke jede Floskel mit den Gezeiten des Wassers, und dem Wert der Ware.“ (175) Oberflächlich betrachtet ist der Naschmarkt also der Begegnungsraum schlechthin, deshalb zieht es auch den Protagonisten Stefan Sandtner und seine, meist aus Migrantenfamilien stammenden Freunde immer dorthin. Als multikulturell lässt sich dieser Ort in Anlehnung an Heinz Antors Begriffsbestimmung<sup>8</sup> deshalb bezeichnen, weil sich statt eines kulturellen Austausches, der nennenswerte neue Formen oder Praktiken der Kultur hervorbringen würde, bloß ein kulinarischer oder geschäftlicher vollzieht. Für den Naschmarkt gilt auch das Merkmal multikultureller Milieus, „das relativ unverbundene bloße Nebeneinander-Existieren von Kulturen“.<sup>9</sup> Die hier agierenden Figuren kommen aus allen Ecken der Welt, bleiben trotz spürbarer Bemühung des Autors auf Grund ihrer typischen Lebensgeschichten dennoch schematisch. Als Typen eignen sie sich jedoch für die Präsentation wiederkehrender Probleme, die Migranten der ersten und zweiten Generation betreffen können. So wird etwa die Dichotomie zwischen den kulturellen Gepflogenheiten in Anatolien und in Wien am Beispiel der türkischen Marktfamilie Ertekin vor Augen geführt, ebenso wie der Gegensatz zwischen dem Festhalten an alten Gewohnheiten und dem Willen zur

6 Simões, Anabela Valente: Fragmented identities in Doron Rabinovici's novel *Ohnehin*, <http://www.inter-disciplinary.net/wp-content/uploads/2009/10/simoespaper.pdf>, S. 7. [27.08.2010]

7 Ebd.

8 Vgl. Antor, Heinz: „Multikulturalismus, Interkulturalität und Transkulturalität: Perspektiven für interdisziplinäre Forschung und Lehre.“ In: Ders. (Hg.): *Inter- und Transkulturelle Studien. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Praxis*. Heidelberg: Winter 2006, S. 25–39.

9 Ebd., S. 30.

Modernisierung, Letzteres am Konflikt zwischen dem türkischen Vater und der bereits in Wien aufgewachsenen Tochter. Der Grund für die Migration war im Falle der Ertekins eine von den heimischen Traditionen abweichende Einstellung, die in Anatolien als zu modern galt. Rückblickend konstatiert Ertekins Frau Yelda:

Wie anders war er ihr damals erschienen, jener verwegene junge Mann, der beschlossen hatte, das Geburtsdorf hinter sich zu lassen, ebenso die ganzen überkommenen Traditionen, die begrenzten Möglichkeiten und unmöglichen Begrenztheiten, über die er, der Revoluzzer, gelästert hatte, denn, so Mehmet in jenen Jahren, der Mensch, Yelda, braucht keine Heimat, sondern ein Zuhause, und zwar mit Fernsehen und Waschmaschine, bitte sehr. (185f.)

In Wien mussten sie erkennen, dass man dort nicht differenziert: Sie werden stets als dieselben Türken betrachtet, wie jene, denen sie entkommen wollten, und werden allmählich in eine für sie fremde Rolle gedrängt. Wegen der kulturellen Unterschiede bleibt ihnen ein Zuhause, wie Ertekin es sich erhoffte, versagt. Stattdessen leben sie von den Wienern isoliert in einem türkischen Ghetto mit vielen anderen Landsleuten. Nostalgisch stattet Ertekin die einstige Heimat mit einer symbolischen Bedeutung aus, sie wird zum Letzten, was einem noch bleibt. Ohne zu merken internalisiert er die von außen zugeschriebene Rolle, kauft sich ein Haus im Geburtsdorf, reist jährlich nach Anatolien und geht bei den Geschenken für die Verwandten weit über seine Möglichkeiten, um nicht als Verlierer abgestempelt zu werden. Seine Geschichte entspricht weitgehend den Lebensläufen der sogenannten Gastarbeiter, der ersten Generation von Migranten.

Für die zweite Generation beziehungsweise für Menschen, die von ihrer Kindheit an in einem anderen Land leben, erhält die Mehrsprachigkeit ein besonderes Gewicht. Das Aufwachsen zwischen oder mit zwei Sprachen beeinflusst auch die Herausbildung der Identität. Ertekins Kinder kommunizieren im Roman auf Deutsch, wechseln nur gelegentlich zu Türkisch. Der Vater, als er seine Tochter wegen einer ungewollten Schwangerschaft zur Rede stellt, wählt in seiner Wut und Erschütterung das seinen Emotionen mehr entsprechende Türkisch und klagt in seiner Muttersprache, wenn er sich auf die ihm zugefügte Schande, auf die Familie und auf die Meinung der Anderen beruft. Şirin, die Tochter, antwortet ihm auf Deutsch, verwendet die Sprache, in der sie sozialisiert wurde, die sie täglich benutzt und die ihre Identität sichtlich mitbestimmt hat. Selbst Ertekins Identität ist nicht eindeutig definierbar, im Vergleich zu seinen Landsleuten in Anatolien ist er nämlich europäischer als diese, dennoch gilt er in Wien als der Prototyp eines Türken. Er gehört weder zu der einen, noch zu der anderen Gruppe. Die bereits in Wien geborenen Söhne kämpfen ebenfalls mit der Selbstzuordnung und mit der Bestimmung ihrer Identität. Bülent, der ältere kann sich in Österreich nicht integrieren, denn für sie bleibe er „ein Kümmeltürke“, solange er lebe, weil es in Österreich nicht einmal einen muslimischen Friedhof gebe. (189) Er repräsentiert jene Migranten der zweiten

Generation, die sich weder der einen noch der anderen Kultur zuordnen können und über eine brüchige, labile Identität verfügen. Zafer, der jüngere dagegen scheint sich mit Erfolg integriert zu haben, war „ein Primus“, studiert Germanistik und ist angehender Schriftsteller. Er verkörpert also die intellektuelle Schicht, welche aus der Zwei- oder Mehrsprachigkeit, aus den unterschiedlichen kulturellen Einflüssen und aus der hybriden Identität Kreatives hervorbringt und die dadurch gegebenen Möglichkeiten positiv für sich umsetzt.

#### 4.

Am Naschmarkt, in diesem Sammelbecken typischer Einzelschicksale wie sie in einem transkulturellen Milieu vorkommen können, werden die vielfachen Gründe für Migration transparent. Außer Türken gibt es dort griechische Zyprioten, die Zypern nach dem Einmarsch der Türken verlassen haben, an diesem Ort lernt Stefan Sandtner die bosnische Videokünstlerin Flora Dema kennen, die scheinbar als illegaler Kriegsflüchtling aus dem Kosovo, doch eigentlich mit den nötigen Dokumenten ausgestattet, mit ihrem serbischen Kameramann, dem Deserteur Goran Bošković, Videos über Xenophobie in Wien dreht. Da Floras Aufenthaltserlaubnis abzulaufen droht und Stefan seine Kontakte im Ministerium zu spät für die Verlängerung einsetzt, verlässt sie Wien und geht nach Paris, wo sie zur gefeierten Künstlerin wird. Goran, den papierlosen Illegalen, dagegen nimmt die Polizei bei einer Razzia fest und er wird sofort nach Serbien abgeschoben. Die individuellen Schicksale, die Rabinovici Revue passieren lässt, skizzieren das, was hinter dem schönen Schein ist und von dem das Buch weitestgehend handelt: das Verfolgtsein. Sei es politische Verfolgung, wie bei Flora und Goran, oder die Verfolgung durch die traumatische Vergangenheit, wie im Falle des jüdischen Großhändlers und Holocaust-Überlebenden Paul Guttman oder das Verfolgtwerden von einer nicht abgeschlossenen Beziehung, wie etwa bei Stefan Sandtner. Alle werden von der Vergangenheit eingeholt. Verfolgung erhebt sich damit zu einem allgemeinen Daseinszustand, der jeder Zeit jeden treffen kann.

In Bezug auf den eingangs zitierten Satz und im Kontext des Romans muss wiederholt deutlich gemacht werden, dass nicht ausschließlich Juden vom Antisemitismus und Rassismus betroffen sind. Gefährdet sind alle Fremden, Illegalen, Heimatlosen und Asylsuchenden, die im Zuge der tagespolitischen Ereignisse im Jahr 1995 in Österreich, aber in Folge bestimmter Machtverhältnisse auch in vielen anderen Ländern, nicht mehr auf Hilfe, Unterstützung und Toleranz hoffen durften und dürfen. Francis Michael Sharp ist zuzustimmen, wenn er meint: „The living lesson of the Holocaust that his novel proposes is that the ‚Jews‘ of late twentieth century Austria are its political and economic

refugees, its asylum seekers from areas in Europe torn by war, racial and ethnic intolerance, its Gorans.“<sup>10</sup>

Das multikulturelle Wien ist mehr als bloße Staffage für die Entfaltung theoretischer und für die Migrantenliteratur charakteristischer Fragestellungen. Es ist in erster Linie ein historischer Ort – um noch einmal auf Rabinovicis einführenden Gedanken zu verweisen sowie Aleida Assmanns Unterscheidung zwischen „Ort“ und „Raum“<sup>11</sup> aufzugreifen –, an dem „Geschichte immer schon stattgefunden [...] und ihre Zeichen in Form von Spuren, Relikten, Resten, Kerben, Narben, Wunden hinterlassen [hat]“.<sup>12</sup> Deshalb erhalten Erinnern und Vergessen solch ein Gewicht in diesem Roman. Immer wieder erinnern sich die Figuren, obwohl sie am liebsten vergessen möchten, oder aber sie können sich auf Grund eines Gedächtnisschwundes nur noch an denselben Ausschnitt der Vergangenheit erinnern. So ist der Lebensmittelgroßhändler und Holocaust-Überlebende Paul Guttman nicht in der Lage, die Zeit des Holocaust zu vergessen. Er floh auf abenteuerlichen Wegen aus der Bukowina nach Wien, musste sich dort aber immer die Frage stellen, was der oder jener wohl im Krieg gemacht hatte, bis er eines Tages beschloss, diese Frage endgültig aus seinem Leben auszuklammern. Dennoch wird er in seinen Träumen von den vergangenen Erlebnissen heimgesucht: Am Naschmarkt

ließ [er] sich von diesem Anblick des Überflusses begeistern, zumindest beruhigen, denn zuweilen schmolz die Erinnerung, schwoll heran und überflutete ihn; hoffentlich nicht heute nacht, nachdem er sich um Kerber hatte kümmern und an Ada denken müssen, doch wäre es kein Wunder, wenn er sich nach solch einem Tag aus dem Schlaf brüllte, nach Luft ränge, ihm das Herz davonlief wie so oft. Ein Wunder wäre ein stiller Traum. (42)

Ebenso wie die Ertekins fühlt auch er sich trotz geschäftlicher Erfolge, eines konsolidierten Lebens und als Kunstsammler nicht als Wiener anerkannt, „[i]n Wahrheit [...] würde er in den Augen der Wiener Szenerie ohnehin nie zu einem wahren Kenner werden, sondern letztlich ein kleiner Ostjude bleiben“. (152)

Dr. Kerber, ehemaliger SS-Untersturmführer, späterer praktischer Arzt, verlor auf Grund einer Degeneration im Hirn seine Gegenwart und lebt nur noch in der Vergangenheit, im Jahr 1945: „Er sagt nun, was er [...] bisher verschwiegen, weil er sich nicht mehr erinnert, woran er sich nicht mehr erinnern darf; weil er vergaß, was er vergessen machen wollte.“ (66) Auch Gorans Nächte sind gezeichnet von Alpträumen über die Gräu-

10 Sharp, Francis Michael: „Doron Rabinovici's Ohnehin: Selective Memory and Multiple Pasts“. In: Trans. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften 16 (2006), [http://www.inst.at/trans/16Nr/05\\_2/5\\_2inhalt16.htm](http://www.inst.at/trans/16Nr/05_2/5_2inhalt16.htm) [27.08.2010]

11 Vgl. Assmann, Aleida: „Geschichte findet Stadt“. In: Csáky, Moritz / Leitgeb, Christoph (Hgg.): Kommunikation – Gedächtnis – Raum. Kulturwissenschaften nach dem „Spatial Turn“. Bielefeld: transcript Verlag 2009, S. 13–27.

12 Ebd., S. 16.

el des Krieges und der Flucht. In einem Gespräch über den Kosovo-Krieg fragt er Lew Feininger, einen Freund von Sandtner: „Was weißt du? Von Flucht ... Du machst eine Ausstellung über Kriegsverbrechen? Ich habe eine eingehende Führung erhalten. Ausstellung? Jede Nacht gehe ich durch meine persönliche Ausstellung. So eine Ausstellung wie meine wird dir nie gelingen. Ich finde ja überhaupt nicht mehr hinaus.“ (83f.) Diese Romanfiguren können mit ihrer Vergangenheit, die ihre Gegenwart bestimmt, nicht umgehen. Keine Strategie, die sie in ihrem Leben erprobt hatten, erwies sich als wirksam, sie von den Traumata zu befreien. Guttmanns Versuch, die eventuelle Schuld der Anderen zu ignorieren, schlug ebenso fehl wie Kerbers Verdrängung der eigenen Untaten oder Gorans physische Flucht vor der Gewalt des Krieges.

Die Bedeutung der Vergangenheit hebt Rabinovici auch in seinem Essay *Wie es war und wie es gewesen sein wird* hervor, insbesondere in Bezug auf die Gegenwart, die er stets im Blickfeld behält:

Ich schreibe vom Umgang mit der Vertreibung, der Verfolgung und der Vernichtung. Ich spreche hier vom Umgang mit diesen Fragen, und meine nicht bloß die historische Auseinandersetzung mit der Shoah, sondern ebenso die aktuelle, die politische Handhabung von Flucht und Genozid in der Gegenwart. Dabei geht es mir keineswegs um eine Gleichsetzung dessen, was einst geschah, und was heute sich ereignet. Vielmehr will ich sehen, welche Parallelen sich uns aufdrängen und warum. Ich schaue mir an, was Menschen nun geschieht, im Lichte, nein, vielmehr im Schatten des Vergangenen, und ich rätsle, wie es gewesen sein wird.<sup>13</sup>

Die Vergangenheit kann für den Historiker Rabinovici also nicht der ausschließliche Orientierungspunkt sein, diese Funktion hat für ihn die Gegenwart. Als Ausgangspunkt für Vergleiche mit der Gegenwart lässt er sie allerdings gelten, sofern die Beschäftigung mit der Vergangenheit nicht von dem, was wirklich interessiert, dem Hier und Jetzt, ablenkt. „Es geht allemal bloß um die Gegenwart. Was erörtert, aufgedeckt und verhandelt, was verdrängt, verleugnet und ausgeblendet wird, bestimmen allein die aktuellen Machtverhältnisse, nie die früheren“, so Rabinovici weiter in seinem Essay.<sup>14</sup> Die Vergangenheit vermag das, was in der Gegenwart vor sich geht, freilich nicht zu begründen, sie kann aber dazu beitragen, gegenwärtige Prozesse, Konstellationen und Mechanismen durch das Aufzeigen früherer Modelle besser nachvollziehbar zu machen. Von dieser Einstellung ausgehend lässt sich auch das Konzept hinter der allzu didaktischen Romanhandlung besser erkennen und begreifen: All die typischen Schicksale weisen Parallelen zwischen vergangenem und gegenwärtigen „Vertreibungen“ und „Verfolgungen“ sowie ähnliche Umgangsweisen „mit diesen Fragen“ auf. Nicht nur die Umstände der Aggression, auch die Reaktionen sind ähnlich. Immer noch sehen Menschen weg, wenn andere

13 Rabinovici, Doron: *Wie es war und wie es gewesen sein wird*. In: Wespennest 128 (2002), S. 20–25, auf der Homepage des Autors, [http://www.rabinovici.at/texte\\_wieeswar.html](http://www.rabinovici.at/texte_wieeswar.html) [26.08.2010]

14 Ebd.



Hilfe suchen, immer noch finden sie Begegnungen mit dem Fremden peinlich, weil sie die Situation nicht handhaben können. Goran wirft Lew, der an einer Ausstellung über Todesmärsche mitarbeitet, sich aber weigert, den Krieg auf dem Balkan einzubeziehen, vor, einen ausschließlichen Blick für die Vergangenheit zu haben und gegenwärtige Kriegsverbrechen ebenso wie den Rassismus der Österreicher außer Acht zu lassen:

Darauf Goran: „Aber jetzt ist Krieg. Jetzt... Verbrechen...“, er sprach nicht weiter, nahm einen Schluck Bier, dann: „Könnt ihr immer nur von der Vergangenheit reden?“

„Wer »ihr«? Wen meinst du mit »ihr«?“ fragte Lew.

„Na, ihr hier. Unser Video handelt vom heutigen Rassismus! Von eurem Rassismus!“ (82f.)

Selbst Stefan Sandtners Freunde, junge liberale Intellektuelle, die stets über gegenwärtige Krisen und Kriege diskutieren und für Toleranz, Menschlichkeit und Menschenwürde plädieren, bleiben mithin völlig passiv und benehmen sich wie Teilnehmer eines Podiumsgesprächs über Identität, Fremdheit oder Tagespolitik. Keiner von ihnen wird aktiv, leistet den illegalen Flüchtlingen wirkliche, brauchbare Hilfe. Sie sind Fremden gegenüber zwar sehr offen und tolerant, berufen sich dabei häufig auf ihre eigene (Migranten-)Herkunft, scheuen aber jede Verantwortung, die über Worte hinausgeht.

## 5.

Rabinovicis Roman präsentiert ein Bild von Wien, das die traditionelle Vorstellung von einer offenen, kulturell und sprachlich jedoch weitgehend homogenen Stadt, wo das Fremde höchstens als exotisches Element auf den Naschmarkt verbannt wird, unterläuft und diese als Konstruktion entlarvt. Mit der Einführung von Figuren wie beispielsweise Patrique Mutabo, Sohn eines kongolesischen Diplomaten, österreichischer Staatsbürger, der sich mit dem ironischen Zusatz „[e]in echter. Ein waschechter.“ (163) als Österreicher definiert, dekonstruiert Rabinovici althergebrachte Denkschemata. Die von der Videokünstlerin dokumentierte Irritation der Wiener, ihre ablehnende, mitunter feindliche Haltung einer Hilfe suchenden Illegalen gegenüber beweist, dass trotz der Allgegenwärtigkeit der Alterität die Strategien für den Umgang mit ihr fehlen. Reaktionen wie Rückzug, Schweigen oder Teilnahmslosigkeit sind die falschen Umgangsweisen und -formen. Als politischer Aktivist plädiert Rabinovici für Engagement und führt am Beispiel seiner Wiener Intellektuellen vor Augen, dass ein guter Wille, grundsätzliche Offenheit und Diskussionen über akute Probleme und Krisen zwar einen Anfang bedeuten, für eine Lösung aber nicht ausreichend sind. In einem Interview verwies er darauf, dass der alltägliche Rassismus seine Wurzeln in der problematischen, nicht bewältigten österreichischen Vergangenheit hat:

Was aber in Österreich auffällt, ist, daß der Antisemitismus beiläufiger vorkommt und daß er einem richtiggehend freundlich gegenübertritt, beinahe naiv. Das ist Ausdruck unterschiedlicher Mentalität und öffentlicher Kultur. Die Deutschen schauen mit Pessimismus in die Zukunft. Die Österreicher schauen mit Optimismus in die Vergangenheit.<sup>15</sup>

Solange eine solche Einstellung oder „Mentalität“ die maßgebliche ist – und dies gilt selbstverständlich nicht nur für Österreich –, bleiben auch die unreflektierten, zweipoligen, *schwarz-weißen* Denkmuster wirksam, gegen die die jungen Intellektuellen des Romans *Ohnehin* in den Wiener Cafés und am Naschmarkt, entschlossen, aber nur verbal und stets unter sich bleibend, letztlich mit bescheidenem Erfolg wiederholt anrennen.

15 Rabinovici, Doron: Sie sollten es merken. Interview mit Doron Rabinovici (2003). In: haGalil OnLine, <http://www.hagalil.com/archiv/2003/10/rabinovici.htm> [26.08.2010]





## **Fiktionale Texte | 2. Grenzüberschreitungen**



# „Wir wissen verdammt wenig von den Eintagsfliegen.“

## Grenzüberschreitung und Wahrnehmungsveränderung

### in Arthur Schnitzlers Novellette *Ich*

#### 1.

Die den Tagebucheinträgen nach 1917 begonnene, jedoch erst 1927 wieder aufgenommene<sup>1</sup> und schließlich 1968 posthum veröffentlichte kurze Erzählung *Ich* gehört zu den weniger bekannten und „untypischen“ Prosawerken Arthur Schnitzlers. Thematische Anknüpfungspunkte rücken sie in die Nähe der letzten Erzählung *Flucht in die Finsternis*, doch Erzählweise, Kürze, Prägnanz und Komplexität machen diese bislang kaum beachtete Novelle zu einem Glanzstück des Spätwerks. Die Zahl der vorhandenen wissenschaftlichen Untersuchungen ist äußerst gering, meist wird die Novelle im Vergleich mit anderen Werken Schnitzlers oder seines literarischen Umfeldes untersucht.<sup>2</sup> Magdolna Orosz und Peter Plener setzen den Text in einen sprachphilosophischen Kontext und stellen darüber hinaus einen Zusammenhang zu der Kusmitsch-Episode von Rilkes *Malte-Roman* her.<sup>3</sup> In der Einzelinterpretation Michael Winklers<sup>4</sup> verbindet sich die Persönlichkeitsauflösung der Hauptfigur mit den sozialen und politischen Verhältnissen um und nach der Auflösung des Habsburgischen Reiches sowie mit den verzerrenden Wirkungen der Moderne. Die Ambivalenz der Moderne sieht Winkler darin, dass sie zwar den Zugang zur Seele frei lege, jedoch durch die intensive Erfahrung der eigenen gesellschaftlichen und kulturellen Verletzungen zugleich zu pathologischen Störungen führe.<sup>5</sup> Er liest Schnitzlers Novelle mit dem sozialpädagogischen Blick als Sozialisationsprozess, genauer „als Theorie ihrer möglichen Pathologien“.<sup>6</sup>

Im Folgenden möchte ich im Rahmen einer textnahen Untersuchung auf das Moment der Grenzüberschreitung eingehen, das auf allen Ebenen der Erzählung erscheint. Es betrifft gleichermaßen Inhalt und Form wie die konzeptuelle, narrative und sprach-

1 Vgl. Orosz, Magdolna / Plener, Peter: Sprache, Skepsis und Ich um 1900. Formen der belletristischen Ich-Dekonstruktion in der österreichischen und ungarischen Kultur der Jahrhundertwende, [http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/MOrosz\\_PPlener1.pdf](http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/MOrosz_PPlener1.pdf) [03.01.2013]

2 Vgl. auch Ritz, Szilvia: Der Österreich-Begriff in Schnitzlers Schaffen. Analyse seiner Erzählungen. Wien: Praesens Verlag 2006, S. 60-65.

3 Vgl. ebd.

4 Winkler, Michael: Professionalität allein genügt nicht. Anmerkungen zu einem Text der Wiener Moderne. In: Meyer, Christine / Tetzer, Michael / Rensch, Katharina (Hg.): Liebe und Freundschaft in der Sozialpädagogik. Personale Dimension professionellen Handelns. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2009, S. 87-101.

5 Vgl. ebd., S. 89.

6 Vgl. ebd., S. 94.

liche Dimension und macht das knapp acht Seiten lange Prosawerk zu einem vielschichtigen, äußerst komplexen Text. Der Plot ist leicht zusammenzufassen: Huber, ein Angestellter in der Herrenmodeabteilung eines Vorstadtwarenhauses erblickt bei seinem sonntäglichen Spaziergang im Schwarzenbergpark eine Tafel mit dem Wort *Park*. Dies zwingt ihn zum Nachdenken über den Sinn des Schildes und der darauf stehenden Bezeichnung. Je länger er darüber nachgrübelt, umso mehr verwirrt ihn die Tatsache, dass er keine sinnvolle Erklärung findet. Seine Verwirrung steigert sich schließlich so weit, dass er alles um sich herum benennen zu müssen glaubt und innerhalb eines Tages dem Wahnsinn verfällt. Dem Arzt, den seine Frau gerufen hat, tritt er mit einem Zettel auf der Brust gegenüber, auf dem steht: Ich.

## 2.

Der Text berichtet gattungsgemäß knapp von einem folgenschweren Tag im Leben der Hauptfigur. Dies erfolgt in vier Abschnitten, von denen die ersten drei von etwa gleicher Länge sind (der Schilderung von Hubers gewöhnlichem, routinemäßigem Tagesablauf folgen die entscheidende Szene im Park, wo seine Verwirrung beginnt und der Nachmittag des gleichen Tages in der Wohnung sowie im Kaffeehaus) und der letzte, kürzeste Teil schließlich dem Ausbruch des Wahns im eigenen Heim gewidmet wird. Erzählt wird durchweg in der dritten Person, lediglich ein einziger Satz steht in der direkten Rede. Dieser wird als scherzhafte Bemerkung zur eigenen Tochter, die vor der Einschulung steht, apostrophiert, im Gesamtzusammenhang liest er sich aber eher wie eine Warnung an den Leser: „Ja, nächstes Jahr kommst du auch dran.“<sup>7</sup> Mit Winkler ist der Satz auch als Signal für den nahenden, unabänderlichen Eintritt des Kindes in den Prozess der Sozialisation zu verstehen, in die „Maschinerie der Normalisierung, des Verlangens nach Identität und ihrer Zerstörung durch die Einführung in die Welt der Etiketten und Kategorien“.<sup>8</sup> Für den Rest dominiert die erlebte Rede, eingesetzt zur Wiedergabe der Gedanken der Hauptfigur. Bis auf einen Nebensatz, in dem statt *er* plötzlich *ich* steht, bleibt die konsequent verwendete Er-Form beibehalten. Auf diesen Satz mit dem Personenwechsel komme ich später noch zurück.

Bleibt man zunächst bei der Konzipierung, beim Entwurf der Erzählung eines ausbrechenden Wahnsinns, begegnet einem gleich die Schwierigkeit, eine Grenzlinie zwischen Gesundheit und Krankheit zu ziehen. Das Problem der Durchlässigkeit oder Un-

7 Schnitzler, Arthur: Ich. Novellette. In: Ders.: Ich. Erzählungen. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1992, S. 99–106, hier S. 99. Die Seitenangaben in Klammern im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

8 Winkler 2009, S. 99.

bestimmtheit dieser Grenze beschäftigte Schnitzler nicht nur in diesem Falle, sondern bildet einen nicht unwesentlichen Teil der Erzählstrategie der ebenfalls 1917 begonnenen, jedoch erst im Sterbejahr des Autors, 1931, erschienenen längeren Erzählung *Flucht in die Finsternis*. Wie Huber kämpft auch Robert mit dem Umgang mit Zeichen, die er vielfach falsch interpretiert und auf diese Weise zu wirklichkeitsverzerrenden Einsichten gelangt. Harald Schmidt konstatiert in seinem Aufsatz über Schnitzlers letzte Erzählung, dass eine „doppelte Verfehlung im Umgang mit den Zeichen“ stattfindet, was „die mangelnde Grenzziehung zwischen Möglichem und Wahrscheinlichem und die Tilgung der Kontingenz im Wahnsystem“ verursacht.<sup>9</sup> Bis zum letzten Kapitel halte Schnitzler „im Bewusstsein seines nun manifest paranoid gewordenen Protagonisten den ‚Überstieg‘ ins normale System der anderen, der Alltagsbedeutung“ offen.<sup>10</sup> Schmidts Frage, wie groß der Abstand „zwischen paranoider Systematisierung und den Deutungsschablonen des Alltags“ sei, ist auch in Bezug auf die Novelle *Ich* durchaus relevant.<sup>11</sup>

Der Text beginnt mit dem Satz: „Bis zu diesem Tage war er ein völlig normaler Mensch gewesen.“(99) Diese Aussage stellt den Leser sogleich vor die Aufgabe, zu entscheiden, um wessen Behauptung es sich hier handele.<sup>12</sup> Eine naheliegende Antwort wäre, es spreche hier ein auktorialer Erzähler. Ist dies der Fall, so wäre seine Aussage nur glaubhaft, wenn der Erzähler vom Anfang bis zum Ende seine Souveränität behielte. Seine Narration wird jedoch immer wieder, immer öfter von der figuralen, also von Hubers Perspektive gebrochen, wodurch die gesamte Erzählung eine ambivalente und eigentümlich schwankende Note erhält.<sup>13</sup> Eine zweite Möglichkeit ist demnach, dass auch die Behauptung der Normalität aus der Figurenperspektive kommt, dann müssen wir allerdings fragen, warum dies gleich im ersten Satz mitgeteilt, betont und mit der minutiösen Wiedergabe des Tagesablaufs quasi belegt werden muss. Vielleicht, weil diese Normalität zur Zeit der Erzählung überhaupt nicht mehr besteht? Oder weil sie nie bestanden hat?

Während des Mittagessens berichtet Huber im Kreis der Familie, so der Erzähler, über „geringfügige Erlebnisse“ im Warenhaus, die allem Anschein nach einen erheb-

9 Schmidt, Harald: Grenzfall und Grenzverlust. Die poetische Konstruktion des Wahns in Arthur Schnitzlers *Flucht in die Finsternis* (1917/31). In: Rossbacher, Karlheinz / Beutner, Eduard / Tanzer, Ulrike (Hg.): *Literatur als Geschichte des Ich*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000, S. 185-204, hier S. 191.

10 Ebd.

11 Vgl. ebd., S. 192.

12 Orosz und Plener lesen den Eingangssatz als Verweis auf ein wichtiges Element der Novellentheorie, auf die unerhörte Begebenheit. Vgl. [http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/MOrosz\\_PPPlener1.pdf](http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/MOrosz_PPPlener1.pdf) [03.01.2013]

13 Vgl. in Bezug auf *Flucht in die Finsternis* auch Harald Schmidts Ausführungen zur erzählerischen Ambiguität bei Schnitzler: Schmidt 2000, S. 192.

lichen Teil des täglichen Gesprächs bilden. An diesem Punkt überlässt der Erzähler das Wort Huber, dessen Perspektive in der dritten Person wiedergegeben wird:

erwähnte die besondere Trägheit des Chefs, der meist erst um zwölf im Geschäft erschien, [sprach] von irgendeiner komischen Erscheinung unter den Kunden, von einem eleganten Herrn, der weiß Gott durch welchen Zufall sich in das Vorstadgeschäft verirrt, sich zuerst etwas hochnäsiger benommen, dann aber von irgendeinem Krawattenmuster gerade zu entzückt gewesen, erzählte von Fräulein Elly, die wieder einmal einen neuen Verehrer hatte, **aber ihn ging das eigentlich nichts an, sie war Verkäuferin in der Abteilung für Damenschuhe.** [Hervorhebung von Sz. R.] (99)

Das Zitat zeigt, dass Huber seine Umwelt kritisch und aus einer vermeintlich festen sozialen und moralischen Position heraus wahrnimmt. Er behält sich das Recht vor, wertend zu urteilen und Klatsch über Kollegen zu verbreiten (wie über Fräulein Elly etwa), doch relativiert er seine Aussage sogleich, indem er den Eindruck der Gleichgültigkeit und bescheidenen Zufriedenheit erweckt, wenn er die Grenzen seines Zuständigkeitsbereiches festlegt. Nach dem Motto des Gärtnergehilfen Plutzerkern in Nestroys *Talisman*, „[i]ch gieß den Winterradi, mehr Einfluß verlange ich mir nit“<sup>14</sup>, begnügt sich Huber mit dem ihm zugewiesenen Raum, sei es das einfache Vorstadtwarenhaus, sein „mäßiger Rang“ als „Abteilungsmitglied“ (99) oder die eigene Familie. Die Rahmung dieses bequemen und geordneten Daseins besteht jedoch ausschließlich aus routinemäßigen, habitualisierten Handlungen. Huber führt das Leben eines Durchschnittsmenschen, der ohne besondere Vorkommnisse und Erschütterungen seine gleichförmigen Tage in vermeintlicher Geborgenheit verbringt. Paradoxerweise macht seine Normalität die seelenlose Routine aus, die den Menschen einer Maschine gleich funktionieren lässt. Hubers Welt ist in Ordnung – und gerade das macht es für Außenstehende so gruselig: Zu Hause gab es jeden Morgen „eine harmlose Unterhaltung“, die mitunter „sogar recht vergnügt und immer ruhig“ verläuft. Er führt „eine gute Ehe, ohne Mißverständnisse und ohne Unzufriedenheiten, sie hatten sich gegenseitig nichts vorzuwerfen“. (99) Die Arbeit verlangt nicht viel Einsatz von ihm, „denn was er zu tun hatte, war weder sehr anstrengend noch sehr verantwortungsvoller Natur“, sogar „die Kinder [...] waren brav und hübsch“. (99) Das Fehlen von Missverständnissen in der Ehe deutet aber nicht nur auf Harmonie hin, sondern impliziert insgesamt, dass keine Fragen gestellt werden, weil alles Gesagte als evident akzeptiert oder eben ignoriert wird. Eine Quelle der der Erzählung innewohnenden Ironie ist die Dichotomie zwischen der erschreckenden Gleichförmigkeit des Daseins und Hubers sichtlicher Überzeugung, dass gerade darin die Ordnung der Welt bestehe. Da die Unerschütterlichkeit seiner Welt nicht von innerer Haltung, von der Existenz sinnvoller Orientierungspunkte herrührt, sondern von schierer Monotonie und von sinnentleerten sich wiederholenden Handlungen nur vorgetäuscht wird, vermag schon

14 Nestroy, Johann: *Der Talisman. Posse mit Gesang in drei Akten*. Stuttgart: Reclam 1993, S. 7.



ein zunächst nebensächlich erscheinender Vorfall den Zusammenbruch seiner Existenz herbeizuführen.

Dem traumatisierenden Ereignis der Grenzüberschreitung zwischen Normalität und Wahnsinn geht eine kleine Episode im Eheleben der Hubers voraus. Nach dem gerade fälligen zweiwöchentlichen Theaterbesuch ist Huber am Abend offensichtlich gut aufgelegt. So gut, dass „Anna bemerkte, ob er sie nicht vielleicht mit Frau Constantin verwechsle, die heute die Hauptrolle gespielt und ihm so besonders gut gefallen hatte.“ (100) Dieses im Privatleben der Eheleute offensichtlich seltene Vorkommnis, das Frau Huber eigens erwähnt, signalisiert eine unerwartete Wendung im rituellen Ablauf des Tages und kündigt zugleich weitere Veränderungen an. Der endgültige Bruch mit der Wirklichkeit erfolgt schließlich im Rahmen einer weiteren ritualisierten Handlung, während des allsonntäglichen Ausfluges. Indem Huber eine physische Grenze, eine kleine Brücke überschreitet, tritt er in eine andere Welt ein. Wie alles andere nimmt er auch diesen Akt nicht bewusst wahr, weil „er es schon hundert Mal vorher getan“ hatte. (100) Doch auf der anderen Seite der Brücke erblickt er plötzlich das ominöse Schild mit der Aufschrift *Park*, das ihn wenig später völlig aus der Bahn werfen und seinen Wahnsinn hervorrufen wird.

### 3.

Die Überschreitung der Grenze zwischen Normalität und Wahnsinn wird von narrativen Grenzüberschreitungen begleitet. Der ambivalente Erzählmodus unterstreicht nicht nur die Verunsicherung und Erschütterung der Hauptfigur, sondern führt ebenso zur Irritation des Lesers. Auf der einen Seite sind Hubers Spekulationen mitreißend und lassen die Tragik seiner Situation erkennen. Auf der anderen scheint aber stets die Ironie durch. Das Wort des auktorialen Erzählers wird nur an wenigen Stellen unterbrochen: einmal von dem bereits erwähnten Satz in direkter Rede „Ja, nächstes Jahr kommst du auch dran“, gefolgt von der Erzählung Hubers über die Vorkommnisse auf seinem Arbeitsplatz beziehungsweise an zwei weiteren Stellen, wo nicht eindeutig zu entscheiden ist, wer spricht. Ob es sich dabei um die auktoriale oder um die Figurenperspektive handelt, ist deshalb unklar, weil die Sätze „Gegen acht aß man zu Abend“ (100) und „aber zuweilen sah man sich auch ein ernstes Stück an“ (100) zwar die Perspektive des auktorialen Erzählers andeuten, doch sind es Aussagen über die Gewohnheiten der Familie beziehungsweise des Ehepaars Huber, und Huber selbst bezieht sich im Späteren immer wieder mit dem unpersönlichen *man* auf gemeinsame Handlungen. Der Erzählfluss wird in einem längeren Abschnitt fortgesetzt, in dem der auktoriale Erzähler den weiteren Tagesablauf der Nachmittage und der Wochenenden beschreibt. Die Über-

schreitung der Parkbrücke verbindet sich mit der Veränderung der Narration, von da an dominiert nämlich die figurale Perspektive, in die sich der allwissende Erzähler nur noch hie und da, mit wenigen Sätzen einschaltet. Diese Einwürfe dienen weitgehend der Leserorientierung, sie geben Auskunft über den Standort der Hauptfigur, verweisen auf den Verlauf der Zeit und auf äußere Ereignisse, auf welche die Figur in Gedanken reflektiert. Parallel zu der vorschreitenden Wahrnehmungsveränderung und zu dem daraus folgenden allmählichen Wirklichkeitsverlust der Figur zieht sich der auktoriale Erzähler immer mehr zurück. Das Erzähltempo passt sich dieser narrativen Strategie an, wenn die anfangs sehr langen Sätze deutlich kürzer werden. Vor allem die den Tagesablauf beschreibenden Sätze sind extrem lang, eigentlich sind sie durch Kommata getrennte Aufzählungen, welche die furchtbare Monotonie des beschriebenen Lebens sichtbar machen. Das Erblicken der Tafel mit der Aufschrift *Park* markiert den Übergang von der auktorialen zur personalen Erzählweise. Die personale Erzählweise distanziert sich aber deutlich von der Person. Huber denkt über sich, seine Familie und seine Umwelt, wie gesagt, in unpersönlichen Kategorien:

Man sah es ihr an, daß es eine ganz alte Tafel war. (101); [m]an sah doch, daß es ein Park war (101); [d]enen mußte man es freilich in Erinnerung bringen, daß dies ein Park war (101); es kam nur darauf an, wie man ihn ansah (101); [f]ür solche Eintagsfliegen sollte man auch eine Tafel aufhängen (101); [m]an setzte sich zu Tisch (103); [f]ür ihn mußte man keine Bezeichnungen hinschreiben. (103); [d]ie Frage war jetzt nur, was für einen Zettel man ihr ankleben sollte. (105); [m]an sollte die Kleinen rechtzeitig daran gewöhnen (105); überall soll man Zettel hinspendeln (106); sogar die Farben muß man bezeichnen (106)

Das Pronomen *man* wird indes in unterschiedlichen Bedeutungen verwendet. Winkler interpretiert diese Stellen als Versachlichung und Entpersonalisierung des Raumes und der lebenspraktischen Beziehungen mit anderen.<sup>15</sup> Das unpersönliche Pronomen lässt sich aber auch im Sinne von *Alle* lesen, wie etwa „[m]an sah es ihr an, daß es eine ganz alte Tafel war“, dann bezeichnet es Menschen wie Huber in einer verallgemeinernden Bedeutung. Andererseits bezieht sich *man* auf eine undefinierte Obrigkeit, eine höhere Instanz, die z. B. befugt ist, Tafeln und Hinweisschilder aufzustellen. Eine abstrakte Ordnung also, die unpersönlich und undurchsichtig ist. Auf der Suche nach einem Sinn, der in dem Aufhängen der Tafel gefunden werden könnte, behilft sich Huber in seiner wachsenden Verunsicherung damit, dass er davon ausgeht, die Welt sei logisch eingerichtet, von dieser Logik bewegt und so seien einzelne Vorkommnisse erklärbar: „Immerhin mußte es seinen Grund haben.“ (101) Dementsprechend überlegt er sich plausible Gründe, die zugleich der Bekräftigung der Gültigkeit seiner Sicht der Dinge und der impliziten Beteuerung seiner „Normalität“ dienen: „Vielleicht gab es Leute,

<sup>15</sup> Winkler 2009, S. 95.

die nicht so sicher waren, wie er, daß das ein Park war. Vielleicht hielten sie es für ganz gewöhnlichen Wald [an der] Wiese, wie den Wald und die Wiesen, von denen er eben herunterkam. Denen mußte man es freilich in Erinnerung bringen, daß das ein Park war.“ (101) Seine Gedanken kreisen um die scheinbar überflüssige Aufschrift *Park* und suchen nach einem Sinn. Die Bemühung um diesen Sinn generiert eine, auf den ersten Blick abwegige, weil absurde Erklärung:

Ein schöner Park übrigens, herrlich. – Vielleicht gab es Leute, die es für ein Paradies gehalten hätten, wenn die Tafel dort nicht gehangen wäre. Haha, ein Paradies. Und da hätte vielleicht einer sich danach benommen – seine Kleider abgeworfen und öffentliches Ärgernis erregt. Wie sollte ich [denn] wissen, sagte er auf der Polizei, daß es nur ein Park war und nicht das Paradies. (101)

An dieser einzigen Textstelle schlägt die Er-Form unvermittelt in Ich-Form um, wird danach aber sofort wieder, innerhalb desselben Satzes auf die gewohnte Weise fortgesetzt. Das Einschmuggeln des Personalpronomens *ich* gibt der narrativen Struktur noch einen Dreh, indem das *ich* sich sowohl auf irgendjemand, der sich im Paradies wähnt und selbstvergessen öffentliches Ärgernis verursacht, als auch auf Huber beziehen kann, der damit selbst zum Verletzer, Übertreter geltender Normen würde. Der abrupte Wechsel zurück in die Er-Form suggeriert demnach das einstweilige Bestehen der Selbstkontrolle über die geistige Verwirrung. Wie dünn jedoch der Faden ist, mit dem Huber an der Wirklichkeit und an der Normalität hängt, verdeutlicht die Wiedereinschaltung des auktorialen Erzählers, der mitteilt, dass Huber im Anschluss an den vorherigen Gedankengang beim Anblick eines „nicht mehr sehr jungen wohlbeleibten Paares“ (101) laut auflacht und damit unangenehm auffällt.

Die Wahrnehmungsveränderung Hubers wird auf der narrativen Ebene durch die Ambiguität der Erzählweise sichtbar gemacht. Das Schwanken zwischen den Perspektiven, die Beschleunigung des Erzähltempos, die Kürzung der Sätze und der am Schluss erfolgende Tempuswechsel von Präteritum zu Präsens, als Hubers Wahn schon ausgebrochen ist und er alles, Menschen und Gegenstände mit beschrifteten Zetteln versieht – all dies führt den Leser zusammen mit Huber in die Verunsicherung. Das Wechselspiel zwischen Außen- und Innenperspektive bietet jedoch auch reichlich Raum für Ironie und lässt die Erzählung zwischen Tragik und Komik in der Schwebe.

#### 4.

Je mehr Huber sich in die Entschlüsselung des vermeintlichen Sinns verstrickt, umso unwahrscheinlicher werden seine Erklärungsversuche. Die schrittweise Einsicht in die Relativität der Dinge zwingt ihn zur Konstruktion neuer Sinnzusammenhänge, die seine Verwirrung aber nur weiter vertiefen. Er versucht die Welt zu verstehen, indem er sich

in die Perspektive anderer hineinversetzt. Dass es ausgerechnet die Perspektive von Eintagsfliegen ist, für die der Teich im Park ein Meer war und die am Ende des Tages bereits tot sein werden, führt diesen Sinnstiftungsversuch ad absurdum. Die Übernahme der Perspektive der kleinen Insekten beeinträchtigt Hubers Zeitgefühl: Wie den ephemeren Wesen ein menschlicher Tag das ganze Leben bedeutet, so glaubt Huber statt drei Minuten mehrere Stunden auf einer Parkbank verbracht zu haben. Er verinnerlicht die Zeitrechnung der um ihn schwirrenden Eintagsfliege, fliegt wie diese nach Hause und misst die Zeit mit den zunehmenden Jahren des Insekts: „Es war halb zwei. Nun feierte die Eintagsfliege ihren fünfundfünfzigsten Geburtstag.“ (102) Für seine Bewegungen und in Bezug auf seine nachfolgenden Handlungen stehen Verben des Fliegens, „er schwebte“, „[e]s kam immer der Bruchteil einer Sekunde, in der keiner seiner Füße den Boden berührte“, die Straßenbahn „flog noch rascher als er“ (102), „[m]öglich, daß er heraufgeflogen war“, [d]as Wort flatterte durch die Luft“ (103), was wiederum die Überschreitung der Grenzen der Realität und zugleich auf allmählichen Realitätsverlust hindeutet. Infolge seines neuen Bewusstseinszustandes sieht Huber plötzlich alle an- und abwesenden Gegenstände überdeutlich vor sich und benennt sie als Beweis der Uneingeschränktheit seiner geistigen Kräfte. Seinen Zustand verrät jedoch, dass er in seiner Erzählung über die Eintagsfliege am Mittagstisch ein Wort verwendet, das er vorher nie ausgesprochen hat.

Die Beschriftung des Parks als Park ist die Feststellung einer Evidenz und zugleich deren Infragestellung. Das Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten stößt Huber immer tiefer in den Wirbel einer zerfallenden Wirklichkeit, die er mit aller Kraft zusammenzuhalten sucht. Seine Welt gerät dadurch aus den Fugen, dass er alles als immer schon gegeben und daher automatisch als richtig und logisch voraussetzt. So fällt es ihm nicht auf, dass er eine Brücke überschreitet, weil er es schon unzählige Male getan hat; auch die Tafel, die seine Verstörung verursacht, obwohl sie ihm nie vorher auffiel, muss immer schon dort gehangen haben; und wenn etwas grundlos erscheint, dann muss es laut Huber ein Traum und kann unmöglich die Wirklichkeit sein.

Die Aufschrift *Park* setzt die bis dahin stabile Welt in Bewegung. Bedeutungen verschieben und relativieren sich. Signifikant und Signifikat driften auseinander, ohne eine für Huber erkennbare Beziehung aufzuweisen. Die Zeichen tanzen in seinem Kopf wie Eintagsfliegen, deren Blickwinkel er übernommen hat. Er benutzt ein neues Wort, über dessen Herkunft er nichts weiß und es „flattert durch die Luft“ (103), verliert sich spurlos, ebenso wie Eigennamen ihre Beziehung zu den Trägern verlieren. So stellt sich die Identität der Person, die mit einem Namen bezeichnet wird, in Frage. Die Namen einer Person können, je nachdem, von wem und in welchem Zusammenhang sie benannt wird, von Kontext zu Kontext variieren. Beim Anblick der Dame hinter der Kaffeekassette denkt Huber: „Die Frage war jetzt nur, was für einen Zettel man ihr ankleben

sollte. Magdalene? Fräulein Magdalene? Oder Sitzkassiererin?“ (105) Der neue Blick lässt ihn über Dinge und Sachverhalte nachdenken, die bis dahin nicht in sein Blickfeld geraten waren. Die Unsicherheit, die der Schwund der Bedeutungen verursacht, reißt ihn mit und zerstört seine vermeintlich heile Welt, weil sie von Grund auf in Frage gestellt wird. Seine Wirklichkeit verändert sich radikal. Nach dem Erlebnis im Park ist sie nur noch eine aus Worten konstruierte virtuelle Wirklichkeit, von deren Existenz Huber sich nicht überzeugen kann.<sup>16</sup> Die Signifikationen werden undurchsichtig, weil die Bezeichnungen und Bedeutungen keinen Zusammenhang mehr zeigen. Es beginnt ein Spiel der Signifikanten, in dem sie sich verselbständigen, der Sinn verloren geht und in Buchstaben zerfällt. So gilt nicht einmal mehr ein Artikel in der Zeitung als sinnvolle Einheit: „Er sah nichts als die gedruckten Buchstaben.“ (104)

## 5.

Hubers Scheitern an der Vieldeutigkeit der Welt ist tragisch und komisch zugleich. Komisch, weil der Auslöser des Scheiterns und die Situation, in die die Hauptfigur in Folge des plötzlichen Verstehenwollens gerät, absurd ist. Komisch ist es außerdem, weil hier ein Mensch, überfordert von einer banalen Kleinigkeit, falsch reagiert. Tragisch, weil die ganze Welt eines Menschen aus den Fugen gerät und er jedweden Halt im Leben verliert. Tragisch ist es fernerhin, weil ihm damit seine Lebensgrundlage genommen wird und er untergehen muss. Im Gegensatz zu Winkler sehe ich Huber nicht als Opfer der Normalität, das reflexiv zu bleiben versucht<sup>17</sup>, sondern als Opfer der Normalität, das sie zu verlieren glaubt und sie durch die zwanghafte Benennung ihrer Elemente wieder herstellen will. Durch Benennung glaubt er die Dinge und Personen ordnen zu können. Dabei wird er mit der Erfahrung konfrontiert, die Hugo von Hofmannsthal 1895, noch vor der Entstehung des Chandos-Briefes festgestellt hatte:

Denn die Worte haben sich vor die Dinge gestellt. Das Hörensagen hat die Welt verschluckt. Die unendlich komplexen Lügen der Zeit, die dumpfen Lügen der Tradition, die Lügen der Ämter, die Lügen der einzelnen, die Lügen der Wissenschaften, alles das sitzt wie Myriaden tödlicher Fliegen auf unserem armen Leben. Wir sind im Besitz eines entsetzlichen Verfahrens, das Denken völlig unter den Begriffen zu ersticken. Es ist beinahe niemand mehr imstande, sich Rechenschaft zu geben, was er versteht und was er nicht versteht, zu sagen, was er spürt und was er nicht spürt.<sup>18</sup>

16 Vgl. Schmidt 2000, S. 192.

17 Vgl. Winkler 2009, S. 93.

18 Hofmannsthal, Hugo von: Eine Monographie. „Friedrich Mitterwurzer“ von Eugen Guglia. In: Ders.: Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Reden und Aufsätze I. 1891-1913. Hg. von Bernd Schoeller in Beratung mit Rudolf Hirsch. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 1979, S. 479-483, hier S. 479.

Dieser kleine Text von Schnitzler zeigt eine verstörende Tiefe, die auch den Leser schwindeln macht. Er gewährt einerseits einen Einblick in die Wirbel der Sprache und lässt zugleich das ganze Gewicht von Hubers Feststellung deutlich werden: „Welche ungeheure Verwirrung war in der Welt. Niemand kennt sich aus.“ (105) Mit dem Verlust der Bedeutung bricht die Kommunikation zusammen, ohne die der Mensch aber nicht existieren kann. Obwohl Schnitzler sich zwar immer wieder mit den Grenzen sprachlichen Ausdrucks konfrontiert sah und der Sprache skeptisch gegenüberstand, verfiel er nie in eine Sprachkrise und versuchte stets, das Meistmögliche mithilfe von Worten auszudrücken. Deshalb steckt vielleicht ein kleiner Trost in der Ironie dieser Erzählung: Pfllegt man von vornherein einen reflektierten Umgang mit sich, mit der Sprache und der Umwelt, bleibt einem das Schicksal eines Huber womöglich doch erspart.

# Radikale Erfahrungen des Fremden und des Eigenen in Christoph Ransmayrs *Die Schrecken des Eises und der Finsternis*

Lucida nube da l'estrema parte  
De l'emisfero balenando emerge,  
Che, quasi un duplicato sol, comparte  
Immensa luce né molt' alto s'erger.

(Orazio Ariosti: *Alfeo*)

To any one accustomed only to an English landscape, the novel aspect of an utterly sterile land possesses a grandeur which more vegetation might spoil.

(Charles Darwin: *The Voyage of the „Beagle“*)

Die Grundgesetze der Natur gelten hier nicht mehr. [...] Wir sind in eine Welt eingedrungen, in der unbekannte unheimliche Einflüsse regieren und der Kompaß kein Führer mehr zu sein vermag. Führt uns zurück, Colón, bevor wir alle verloren sind!

(Juan de la Cosa, 1. Offizier an Christoph Columbus)

## 1.

Sich auf den Weg zu machen, um heroische Taten zu vollbringen, Neues zu entdecken und dabei auch extreme Anstrengungen zu ertragen, gehört zu den ältesten Abenteuerspielen der Menschheit. Auf solchen Reisen wird der Wanderer mit unterschiedlichen Formen der Fremdheit konfrontiert. Sei es die strukturelle Fremdheit, die ihm begegnet, wenn er eine, ihm nicht vertraute Ordnung, fremde Sprachen, fremde Sitten vorfindet, oder in besonderen Fällen die radikale Form der Fremdheit, nämlich jene Phänomene, die „niemals kulturell gebändigt werden können“, wie der Schlaf, der Tod, Eros oder der Rausch.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Die Unterteilung nimmt Bernhard Waldenfels in seinem Aufsatz *Phänomenologie des Eigenen und des Fremden* vor. Der Hinweis auf diese Unterscheidung stammt aus dem Aufsatz von Bü-



Die Begegnung mit dem Fremden wird im interkulturellen Diskurs meist als die Begegnung zweier oder mehrerer Kulturen verstanden, wobei sich das Interesse auf die jeweiligen Formen und Modi der Erfahrung und Wahrnehmung des Anderen richtet. Wenn wir dieses Erkenntnisinteresse jedoch erweitern und auf die Erscheinungsformen des Fremden fokussieren, kommen wir an einem Punkt an, an dem dieses radikal Andere nicht mehr zu steigern ist und als absolut genommen werden muss. Eine ganz spezielle Begegnung dieser Art bildet den Kern von Christoph Ransmayrs Romanerstling *Die Schrecken des Eises und der Finsternis* (1984).<sup>2</sup> Erzählt wird darin einerseits die Geschichte der Österreichisch-Ungarischen Nordpolexpedition von 1872–1874 unter der Doppelkommandantur von Julius von Payer und Carl Weyprecht, die 1873 das Franz-Joseph-Land entdeckte, und parallel dazu versucht ein Ich-Erzähler, unter ständiger Bezugnahme auf den Prozess der Textentstehung, die Geschichte des Verschwindens von Josef Mazzini in der Arktis zu rekonstruieren. Josef Mazzinis Arktisreise erfolgt ungefähr hundert Jahre nach der Österreichisch-Ungarischen Nordpolexpedition und wird durch die Lektüre der Berichte und Aufzeichnungen der Mannschaft der *Tegetthoff* motiviert. Der Nordpol, das Ziel beider Unternehmungen, steht als Metapher für das absolut Fremde, dem man sich immer nur nähern kann, ohne es jemals wirklich zu erreichen, geschweige denn zu betreten. Gerade seine Unergründlichkeit, die darin besteht, dass er nur eine geographische Fiktion und kein wirklicher Ort ist, macht den Nordpol zur geeigneten Metapher. Der Ort der absoluten Fremde und Leere erscheint gleichzeitig als ein Ort der unendlichen Möglichkeiten und wird so zum Entfaltungs-Terrain von Mazzinis Wirklichkeitskonstruktionen.

Für die Teilnehmer der Nordpolexpedition von 1872 war die Welt durch den damaligen Stand der Technik bedingt noch sehr groß, auf ihrer Reise konnten sie sich entweder mit dem Schiff, mit Hundeschlitten oder zu Fuß fortbewegen. Auf der anderen Seite befand sich aber die Welt für den Menschen des ausgehenden 19. Jahrhunderts ganz offensichtlich im Schrumpfen. Die Zeit der großen Entdeckungen war längst Geschichte geworden, die Erde war geographisch weitgehend vermessen und unter den großen Kolonialmächten (zu denen Österreich-Ungarn wohl kaum gezählt werden konnte) bereits zur Gänze aufgeteilt. Auf diesen Sachverhalt und die hintergründigen Interessen verweist Edward Said in seinen Ausführungen zum Imperialismus:

ker, Petra / Kammler, Clemens: Das Fremde und das Andere in der Kinder- und Jugendliteratur. In: Dies. (Hg.): Das Fremde und das Andere. Interpretationen und didaktische Analysen zeitgenössischer Kinder- und Jugendbücher. Weinheim / München: Juventa Verlag 2003, S. 7–27.

- 2 Alle Zitate aus dem Werk sind folgender Ausgabe entnommen: Ransmayr, Christoph: *Die Schrecken des Eises und der Finsternis*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2004. Die Seitenangaben in Klammern im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

sogar in Europa selbst gegen Ende des 19. Jahrhundert war so gut wie keine Lebensnische von den faktischen Zugriffen des Imperialismus verschont geblieben. Die Volkswirtschaften hungerten nach überseeischen Märkten, Rohstoffen, billigen Arbeitskräften und Höchstprofite verheißenden Ländern; Verteidigungsministerien und Auswärtige Ämter waren mehr und mehr von der Verwaltung entlegener Territorien und großer Zahlen unterworfenen Völkerschaften in Anspruch genommen.<sup>3</sup>

Imperialismus bedeutet in Saids Definition „die Praxis, die Theorie und die Verhaltensstile eines dominierenden großstädtischen Zentrums, das ein abgelegenes Territorium beherrscht.“<sup>4</sup> Den Kolonialismus sieht er als eine Folgeerscheinung des Imperialismus und versteht ihn als „die Verpflanzung von Siedlungen auf entlegenes Territorium“.<sup>5</sup>

Für die österreichisch-ungarische Expedition blieb in dieser Konstellation, in einer fast gänzlich „besetzten“ Welt also wenig zu entdecken. Eine der verbleibenden Möglichkeiten war, in das Wettrennen um die Suche nach der Nordostpassage einzusteigen. Die Entdeckung der schon vielfach gesuchten und bis dahin noch immer nicht gefundenen Route über das Eismeer nach Indien war einer der großen Träume der Menschheit und der Entdecker, und das Projekt rückte im 19. Jahrhundert wieder ins Zentrum des Interesses.<sup>6</sup> Initiiert zunächst von englischer Seite, um die Flotte nach den Napoleonischen Kriegen weiterhin zu beschäftigen, und unterstützt von den Massenmedien, wurden im 19. Jahrhundert 50 Schiffe und 10 Landexpeditionen in die nördliche Region entsandt.<sup>7</sup> Aber wie im Hintergrund einer jeden Entdeckungsreise der wirtschaftliche Nutzen stand, war auch in diesem Fall der erhoffte finanzielle Vorteil der Hauptantrieb/Movens für die immer wieder gestartete Suche, den der mühsam verdiente Ruhm des Entdeckens nur bedingt zu verschleiern vermochte.

Zum Zeitpunkt der Nordpolexpedition der *Tegetthoff* waren diese Ziele aber lediglich ein Wunschdenken, was auch in dem, die Passagensuche als eine sinnlose Bemühung, als einen mörderischen Wahn entlarvenden Ersten Exkurs von *Die Schrecken des Eises und der Finsternis* gleich klargestellt wird.<sup>8</sup> Die Suche nach der mythischen Nordostpassage kommt

3 Said, Edward W.: Kultur und Imperialismus. Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht. Aus dem Amerikanischen von Hans-Horst Henschen. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 1994, S. 42.

4 Ebd., S. 44.

5 Ebd.

6 Menke, Bettine: Polarfahrt als Bibliotheksphänomen und die Polargebiete der Bibliothek: Nachfahren Petrarcas und Dantes im Eis und in den Texten. In: Engel-Braunschmidt, Annelore / Fouquet, Gerhard / Hinden, Wiebke von / Schmidt, Inken (Hg.): *Ultima Thule. Bilder des Nordens von der Antike bis zur Gegenwart*. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag 2001, S. 145–172, S. 146. Menke untersucht die Mehrstimmigkeit des Romans und die Funktion der intertextuellen Bezüge.

7 Ebd., S. 146.

8 Vgl. Fröhlich, Monica: Europadiskurse im Werk Christoph Ransmayrs. In: Braun, Michael / Lermen, Birgit (Hg.): *Begegnung mit dem Nachbarn. Aspekte österreichischer Gegenwartsliteratur*. Sankt Augustin: Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. 2003, S. 115–132, hier S. 123.

Columbus' Suche nach dem Korridor nach Indien gleich. Diese beiden Phasen der Entdeckungsreisen waren allerdings von sehr verschiedenen Interessen geleitet. Während Columbus noch von Eldorado, von unendlichem Reichtum, von großem Ruhm und nicht zuletzt von der Christianisierung der ‚Wilden‘ träumte, ging es im wissenschaftlichen Zeitalter um das nahezu systematische Tilgen von weißen Flecken auf der Landkarte, um die Erweiterung des Wissens aber auch um den Beweis für die Macht des Menschen über die Natur. Das schier unendliche Vertrauen in die eigene Größe und Leistungsfähigkeit trieb die Waghalsigen in den Wahn der Allmacht und zu immer extremerem Kräfteressen mit der Natur.

Ransmayrs Roman zeigt eine solche Machtdemonstration, aus dem Zweikampf zwischen Mensch und Natur geht Ersterer jedoch nur bedingt erfolgreich hervor. Ihm ist es zwar gelungen, eines der letzten unbekannten Gebiete zu entdecken, zu vermessen und zu beschreiben (und zu zeichnen), aber am Ende ist es doch die Natur, die den Sieg davonträgt. Sie bleibt von der Entdeckung völlig unberührt, nimmt diesen Fakt unbeeindruckt hin und lässt Gnade walten, wenn sie ihre wahre Kraft nur teilweise und temporär demonstriert und nicht allen Expeditionsteilnehmern das Leben nimmt. Verbildlichen lässt sich dieses Verhältnis von Natur und Mensch an der Perspektive Gullivers während seiner Reise in das Land der Riesen oder an der Perspektive der Bewohner von Lilliput, als Gulliver, von der See angeschwemmt, den Einheimischen wie ein Ungeheuer erscheint und jede seiner Bewegungen den kleinen, aber ziemlich aggressiven Menschen Schaden zufügen kann. Die Rettung der Arktis-Reisenden ist also nicht ausschließlich ihrer außerordentlichen Widerstandsfähigkeit und ihrem Heldentum, sondern in erheblichem Maße auch dem Zufall und der Gunst der Natur zu verdanken. Die Unendlichkeit der Eiswüste und des Meeres unterstreicht die Hilflosigkeit und Lächerlichkeit des Menschen. In dieser Hinsicht gleichen sich, wie der Chronist vermerkt, alle in arktische Regionen ausgerichteten Expeditionen:

Irgendwo entlang der sibirischen Polarküste, immer nordöstlich, mußte ein kurzer, packeisgesäumter Seeweg nach Japan, China und Indien zu finden sein, eine Durchfahrt vom Atlantischen in den Stillen Ozean – die *Nordostpassage*. Aber bis zum Jahre 1872 waren schon ganze Flotten im Packeis verschwunden, ohne eine nordöstliche Durchfahrt gefunden zu haben. [...] – Die Statistik des Untergangs blieb stets widersprüchlich und unvollständig, ein vergeblicher Versuch, das Entsetzen und die Ungeheuerlichkeit dieses mythenverzauberten Weges in Zahlen zu fassen. [...] Die Schiffe versanken. Die Chronisten schrieben. Der arktischen Welt war es gleich. (50)

Das Wüten der Natur erscheint im Roman umgeben von „einer Bildlichkeit der Gewalt und des Kampfes“, die bereits vor dem Antritt der Arktis-Reise der österreichisch-ungarischen Expedition in der Rede von Weyprecht beschworen wird, als er von der „Gewalt“ (12) der Eispressungen spricht.<sup>9</sup> Hoffmann interpretiert die Gewalt- und

9 Hoffmann, Torsten: Konfigurationen des Erhabenen. Zur Produktivität einer ästhetischen Kategorie in der Literatur des ausgehenden 20. Jahrhunderts (Handke, Ransmayr, Schrott, Strauß). Berlin / New York: Walter de Gruyter 2006, S. 130. Hoffmann interpretiert den Roman im Hin-

Kampfmetaphorik als die Evozierung eines „intentional handelnde[n] Gegner[s]“, der sich dem Menschen widersetzt und diesen wie ein Raubtier angreift.<sup>10</sup> An anderen Stellen erscheint die Szenerie eines Schlachtfeldes, vor allem beim Rückzug der Besatzung auf dem Festland.<sup>11</sup>

Nicht nur die rohe Gewalt der Natur, sondern auch ihre Labyrinthhaftigkeit erschwert die Sache der Expedition. Die Ohnmacht des Menschen ist eindeutig, wenn er den sonst verlässlichen Instrumenten nicht mehr vertrauen kann und die Orientierung verliert. Die Erfindungen des menschlichen Geistes erweisen sich in dieser Gegend angesichts der Macht der Natur als unbrauchbar. Diese zeigt sich entweder von ihrer gewalttätigen Seite durch das Ausüben extremen Drucks auf die Besatzung der *Tegetthoff* (in Form der bereits erwähnten Eispressungen auch im wörtlichen Sinn) oder in ihrer faszinierenden, zugleich aber eiskalten Schönheit, die den Menschen völlig beeindruckt und ihn zu andächtiger Bewunderung hinreißt. Diese schöne Seite demonstriert aber wieder nur die bezwingende Kraft der Natur, der sich der Mensch letztlich doch ergeben muss.

## 2.

Die waghalsigen Seefahrten haben eine lange Tradition und der neuzeitliche Chronist des Romans dokumentiert sie retrospektiv bis in die Antike zurück. Um die europäische Gier nach Gold zu veranschaulichen, zitiert er einen Text der Azteken, der die „Kalkgesichter“ beschreibt, wie sie in ihrer Ungezügelterheit Affen und Schweinen gleichen. (52) Aus der Perspektive der Azteken erscheinen gerade die nach eigener Einschätzung hochzivilisierten, den ‚Wilden‘ kulturell überlegenen Europäer als die echten Wilden, die in ihrer Maßlosigkeit ihre menschliche Qualität verlieren und zu Tieren werden. Diese Passage zeigt einen anderen Blickwinkel als gewohnt. So gut wie alle Berichte und Aufzeichnungen über die Entdeckungen und Eroberungen sind aus der europäischen Perspektive geschrieben und verzichten völlig auf die Perspektive der Anderen. Das Fremde wird zwar wahrgenommen, nicht aber die Reziprozität der Fremdheit. Die Tatsache, dass die Europäer den von ihnen ‚entdeckten‘ (aber schon viel früher dort gewesenen) ‚Wilden‘ ebenso fremd sind wie diese ihnen, wird ignoriert. Erst angesichts der vielen Untaten von europäischer Seite entstand die Vorstellung vom edlen Wilden, die Gerd Stein jedoch als eine „Beteuerung“ betrachtet, „daß es auch unter den Wilden wahre Menschen gäbe oder daß sich gar *alle* Wilden im Gnadenstand der allgemeinen Gotteskindschaft

blick auf die Repräsentation des Erhabenen, das sich in der „Leere, Finsternis, Einsamkeit und Stille“ (Edmund Burke) der Natur manifestiere.

10 Ebd.

11 Vgl. ebd., S. 131.

befänden.“<sup>12</sup> Diese humane Einstellung gegenüber den Fremden berge aber ein hohes Maß an latenter „Arroganz der Weißen gegenüber den Wilden“ in sich, so Stein, denn die Feststellung, dass sie *auch* Menschen sind, setze die Annahme voraus, es könne zwischen „Menschen“ und „Auch-Menschen“ unterschieden werden<sup>13</sup>, was wiederum die grundsätzliche Ungleichheit von Menschen sichtbar macht. Der Bericht des Chronisten von *Die Schrecken des Eises und der Finsternis* fokussiert die Unmengen von Verbrechen, die Jahrhunderte hindurch für Gold und Reichtum begangen wurden. Damit steht die Österreichisch-Ungarische Polarexpedition als exemplarischer Fall in der langen Reihe dieser Unternehmen, ein weiterer Teilnehmer des seit dem Ende des 16. Jahrhunderts andauernden „Totentanzes“. (Vgl. 61) Der Vergleich mit den vergangenen Reisen hinkt jedoch ein wenig, da der Chronist es versäumt, auf die Vielfalt der Gründe für die Entdeckungsfahrten einzugehen. Wie Monika Fröhlich betont, geschehe dies mit der Konzeption, eine Entsprechung aufzustellen, die unter Berücksichtigung der sehr deutlichen Unterschiede, wohl nicht bestehen würde: „Dass die Träger des Kolonialismus wie deren Motive zu unterschiedlichen Zeiten verschieden waren, wird zugunsten der strukturellen Analogie unterschlagen. Nur so kann die Payer-Weyprecht-Expedition zum Exemplarfall für europäischen Kolonialismus werden.“<sup>14</sup> Edward Saids Definition des Kolonialismus vor Augen haltend, ist Fröhlichs Feststellung zuzustimmen. Neben der Unterschlagung der Verschiedenheit der kolonialistischen Absichten passt die Österreichisch-Ungarische Nordpolexpedition aus einem weiteren Grund nicht in die Kette des europäischen Kolonialismus: Sie hatte es nicht geschafft, ein bewohntes Territorium unter die Herrschaft der österreichisch-ungarischen Krone zu bringen. Lediglich in ihren Absichten, neues Land zu entdecken, nicht aber im Ergebnis dieser Entdeckungsreise lässt sich eine Analogie zu den kolonialistischen Aktivitäten der früheren sowie der damaligen Zeit aufstellen.

Der neue Zug der wissenschaftlichen Expeditionen gegenüber der ersten Phase der Entdeckungsreisen ist die aufklärerische Absicht dieser, während früher noch die Versorgung der Könige mit Gold und die Christianisierung der ‚Wilden‘ im Vordergrund standen. Die österreichisch-ungarische Expedition unterscheidet sich von den vergangenen Entdeckungsreisen auch im Hinblick darauf, dass es dabei nicht zur Ausrottung fremder, als minderwertig betrachteter Kulturen kam. Ob im Falle der Entdeckung bis dahin unbekannter, bewohnter Gebiete das Aufeinandertreffen der Kulturen ebenso verheerende Folgen gehabt hätte wie Jahrhunderte davor oder ungefähr zur gleichen Zeit in Amerika, bleibt offen.

12 Stein, Gerd (Hg.): Die edlen Wilden. Die Verklärung von Indianern, Negern und Südseeinsularen auf dem Hintergrund der kolonialen Greuel. Vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1984 (= Ethnoliterarische Lesebücher, Bd. 1), S. 9.

13 Ebd.

14 Fröhlich 2003, S. 124.

Die Besatzung der *Tegetthoff* trifft statt Kultur auf Natur pur. Die Entdecker des neuen Zeitalters nahmen sich vor, die unbekannten Stellen auf der Landkarte und damit die mentalen weißen Flecken der Menschen zu verringern und sie mit Informationen zu versorgen. Zu dieser Absicht nimmt der Chronist des Romans eine ambivalente Stellung ein. Einerseits kritisiert er die Ziele der neuzeitlichen Expedition und insistiert auf eine Gleichsetzung mit der Frühphase der Kolonisation, andererseits unterstreicht er durch die Zitate aus den authentischen Tagebucheinträgen Payers und Weyprechts gerade das aufklärerische Moment dieser Reise und die Faszination des Betretens von Neuland. Auf diesen Zwiespalt in der Haltung des Chronisten macht auch Fröhlich aufmerksam: „sie [die Kritik, Sz. R.] vermittelt zusätzlich zur aufklärungskritischen Position des Chronisten auch die historische Faszination und Begeisterung der Forscher für ihre Aufgabe, neue Länder und (See-)Wege zu finden.“<sup>15</sup>

Die Entdeckung des Franz-Joseph-Landes markiert eine entscheidende Wende in der Haltung der Expeditionsteilnehmer. Bis zu diesem Zeitpunkt drifteten sie dem Ungewissen und der Unfassbarkeit des Nordpols entgegen. Mit der Entdeckung eines physisch greifbaren, betretbaren und vor allem sichtbaren geographischen Gebildes erhält die Expedition für alle Teilnehmer plötzlich einen Sinn. Das gesichtete Land erscheint als ihr (aber vor allen des Kaisers) Eigentum, das einen Fixpunkt nach dem langen Treiben im Packeis darstellt. Der Enthusiasmus an Bord ist so groß, dass sich sogar die Sterbenskranken für eine kurze Zeit wieder erholen. Der Entdeckung ging eine Fata Morgana voraus: das Erscheinen eines Eisbergs mit Steinen und Felsen, darin glänzenden, von den Matrosen für Gold gehaltenen Schwefelkies. Diese Stelle verweist eindeutig auf den im Ersten Exkurs dargestellten Goldrausch der Europäer im Land der Azteken und auf eine frühere Polarexpedition im 16. Jahrhundert, deren Teilnehmer Unmengen von wertlosem Schwefelkies nach Hause transportierten. (Vgl. 52 und 158) Einen umso größeren Kontrast bedeutet das sich als physische Wirklichkeit offenbarende völlig kahle Franz-Joseph-Land, das jedes sichtbaren Zeichens von Leben entbehrt. Dennoch kehrt die Mannschaft, die angesichts der andauernden körperlichen Leiden und Qualen bereits begonnen hat, die Zivilisation von sich abzustreifen, in diesem Augenblick durch den rituellen Akt der Taufe vorübergehend in diese zurück.<sup>16</sup> In der Namensgebung äußert sich das grundlegende Bedürfnis des Menschen, nichts namenlos zu lassen. Durch die Benennung verändert sich der Charakter des bis dahin unbenannten Gegenstandes, selbst das Franz-Joseph-Land, ein äußerst unwirtliches Fleckchen Erde wird zu „ihrem Land“,

15 Fröhlich, Monica: Literarische Strategien der Entsubjektivierung. Das Verschwinden des Subjekts als Provokation des Lesers in Christoph Ransmayrs Erzählwerk. Würzburg: Ergon Verlag 2001 (= *Literatura. Wissenschaftliche Beiträge zur Moderne und ihrer Geschichte*, Bd. 13), S. 77.

16 Zum Prozess des Verlusts der Zivilisation vgl. Wemhöner, Karin: *Paradiese und Sehnsuchtsorte. Studien zur Reiseliteratur des 20. Jahrhunderts*. Marburg: Tectum Verlag 2004, S. 131f.



zu einer „betörende[n], gewaltige[n] Dame“. (161) Die Namensgebung macht das Land zu einem Lebewesen, das sich anfangs noch gegen die Eroberung wehrt, aber allmählich nachgibt und sich wie ein domestiziertes Tier benimmt: „[D]as Land bleibt bei ihnen, wechselt nur noch zögernd seine Gestalten, liegt oft lange und still und gezähmt da und wird ihnen vertraut.“ (162) Die Namensgebung bedeutet aber auch die Unterwerfung des Benannten, und in ihrem Verhalten dem Entdeckten gegenüber zeigt sich das Gebaren der Kolonialherren: Zunächst erscheint die Insel als das geheimnisvolle Objekt der Begierde, die Entdecker sind gezwungen, ihr Land von Weitem zu bewundern, weil die Witterung ein näheres Heranfahren und das Anlegen nicht zulässt. Als sich die Elemente aber beruhigen und sie endlich das mythische Land betreten können, beginnen sie sofort mit dem Erkunden, Vermessen, Benennen und mit der Aufteilung. Solche Akte sind, wie Alexander Honold ausführt, Machtdemonstrationen und Aneignungsversuche des Raumes durch eine Kolonialmacht.<sup>17</sup> Das Bestreben, den Raum nach den aus der eigenen Kultur bekannten Mustern zu gliedern und einzuteilen, bildet einen Teil der Bekundung der eigenen Stärke und Macht. Zur selben kulturellen Praktik gehören auch „Grenzziehungen, Städtegründungen, Linienführungen von Eisenbahnstraßen, usw.“<sup>18</sup> Die Feststellung, „die Undurchdringlichkeit eines Kontinents (wie z. B. Afrika) stachelte das colonial desire im Sinne eines Begehrens der Raumerschließung, des Raumgewinns an“, trifft auch in diesem Fall zu.<sup>19</sup> Ein weiteres Beispiel für diesen Akt der Inbesitznahme ist die Bemühung der auf einer Eisscholle festgefrorenen Mannschaft, auf Payers Befehl eine „Kunststraße“ [Hervorhebung im Original, Sz. R] zu errichten, die „über Viadukte und durch Tunnels führt, an den Gestaden von Schmelzwasserseen entlang, die österreichische Namen tragen, und vorüber an Poststationen, Tempeln, Statuen und Schenken aus Eis.“ (154) Auch Holger Mosebach betont, dass „[d]ie Bauten im Eis [...] Ausdruck eines Superioritätsgefühls [sind], das die Männer aus der Zivilisation zu Manipulationen der Natur animiert. Sie stellen den Siegeswillen der Besatzung und den Willen zur Herrschaft über die Natur heraus.“<sup>20</sup> Diese Handlung unterscheidet sich nicht von der Unterwerfung bewohnter Gebiete durch das Oktroyieren der eigenen Kultur. Die gegebenen Verhältnisse werden so lange umgeformt und auf die eigenen Gewohnheiten zugeschnitten, bis sie diesen entsprechen. Auch wenn ein Raum menschenleer

17 Honold, Alexander: Flüsse, Berge, Eisenbahnen: Szenarien geographischer Bemächtigung. In: Ders. / Scherpe, Klaus R. unter Mitarbeit von Stephan Besser, Markus Joch, Oliver Simons (Hg.): Das Fremde. Reiseerfahrungen, Schreibformen und kulturelles Wissen. 2. überarb. Aufl. Bern [u.a]: Peter Lang Verlag 2003, S. 137-161, hier S. 139.

18 Ebd.

19 Ebd., S. 144.

20 Mosebach, Holger: Anthropologische Zweifel: Zum Erzählwerk Christoph Ransmayrs. In: Trans. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften Nr. 15 (2004), [http://www.inst.at/trans/15Nr/05\\_16/mosebach15.htm](http://www.inst.at/trans/15Nr/05_16/mosebach15.htm) [18.09.2016]



ist, trimmen die Eindringlinge ihn nach ihren Vorstellungen, um zumindest die Illusion einer Kulturlandschaft herbeizuführen. Der Illusion verfallen selbst die Bauherren, denn

[d]ie Tempel werden prachtvoller und die Türme höher gebaut, als Payer es verlangt. Sie gehorchen nicht, sie *spielen* mit. An einem Junisonntag sieht man den Matrosen Vincenzo Palmich als Burgfräulein verkleidet am Söller einer Turmes stehen und am Fallgatter der Schneeburg, eine Blechbüchse auf dem Kopf, mit wehendem Helmbusch, Lorenzo Marola. Er singt mit seinem von Frostbeulen entstellten Knappen Pietro Fallesich Serenaden. [Hervorhebung im Original, Sz. R.] (154)

Der Anblick des Landes schließlich, über welches sie Herr geworden sind, lässt alle Strapazen und Qualen vergessen. Die große Erwartung gleicht den Gefühlen des Columbus vor dem Erreichen des neu entdeckten Festlandes: „Ich habe den Befehl gegeben, die Segel einzuziehen und die Schiffe langsam treiben zu lassen. Was werden wir zu sehen bekommen? Marmorbrücken? Tempel mit goldenen Dächern? Gewürzhaine? Menschen, die uns gleichen, oder irgendein fremdartiges Geschlecht von Riesen?“<sup>21</sup> Eine ähnliche Ungeduld und Ungewissheit sowie anschließende Freude verspürt auch Payer:

*und als wir auch den Eisfuß überwunden hatten und es wirklich betraten, sahen wir nicht, daß es nur Schnee, Felsen und festgefrorene Trümmer waren, die uns umgaben, und daß es kein trostloseres Land auf der Erde geben könnte als die betretene Insel; für uns war sie ein Paradies... Es liegt etwas Erhabenes in der Einsamkeit eines noch unbetretenen Landes, wemgleich dieses Gefühl nur durch unsere Einbildung und den Reiz des Ungewöhnlichen geschaffen wird, und das Schneeland des Poles an sich nicht poetischer sein kann, als Jütland.* [Hervorhebung im Original, Sz. R.] (162)

Die Benennung des entdeckten Landes sowie seiner Landschaft widerspiegelt die Sitte, durch die Namensgebung die Größe und Macht der erobernden Nation zu betonen. So taufen sie Inseln auf die Namen *Wiener Neustadt*, *Klagenfurt*, *Erzherzog Rainer*, Caps benennen sie nach *Grillparzer*, *Kremsmünster*, *Fiume*, *Triest*, *Buda Pest* (sic!) und *Tyrol*.

### 3.

Wie bereits oben angeführt, bleibt die Begegnung der Kulturen im Augenblick der Entdeckung aus, umso mehr findet sie aber an Bord des Segelschiffes statt. Die detaillierte Liste der Teilnehmer zeigt, dass die Mannschaft keineswegs homogen war, die Besatzungsmitglieder kamen aus den verschiedensten Teilen der Monarchie. Außer Weyprecht, dem Deutschen, stammten die Offiziere und Maschinisten zum überwie-

21 Columbus, Christoph: Das Bordbuch 1492. Leben und Fahrten des Entdeckers der Neuen Welt in Dokumenten und Aufzeichnungen. Hrsg. und bearbeitet von Robert Grün. Mit 28 Abbildungen, Karten, Faksimiles. Tübingen / Basel: Horst Erdmann Verlag 1970, S. 94.

genden Teil aus Böhmen und Mähren, mit Ausnahme des Schiffsarztes, der ein Ungar war. Zwei Tiroler Jäger repräsentieren das streng genommene Österreich, die Matrosen wurden allesamt aus dem heutigen Italien und Kroatien angeheuert. Die Zusammensetzung der Mannschaft trägt die Konfrontation von Norden und Süden in sich. Die horizontale, geographische Trennlinie wird an Bord zu einer vertikalen, hierarchischen: Die Offiziere entstammen nämlich den nördlichen, die Matrosen den südlichen Teilen des Reiches. Die mentalen und geographischen Unterschiede manifestieren sich im unterschiedlichen Vorstellungsvermögen der Seefahrer. Die Matrosen erfahren den Norden und den Aufbruch zum Polarkreis als etwas völlig Fremdes, von dem man nicht einmal eine Vorstellung besitzt. Das Meer und die Schifffahrt sind in ihrer Praxis mit ganz anderen Qualitäten ausgestattet. Die Tiroler Bergjäger dagegen kennen Eis und Schnee, sie kommen sogar unter extremen Wetterbedingungen gut zurecht, Wind, Frost und Kälte sind nichts Neues für sie. Ihnen bedeutet die Reise an den Nordpol zunächst nur einen graduellen Unterschied zum Gewohnten und Bekannten. (Dennoch ist es schließlich einer der Tiroler, Alexander Klotz, der eine vorübergehende, aber völlige – physische und psychische – Erstarrung erleidet.) Der österreichische (böhmische) Kommandant zu Lande, Julius Payer, sieht und kommentiert die Dichotomie zwischen Vorstellung und Wirklichkeit beim Auslaufen auf das offene Meer: *„Abends trägt ein leichter Wind die heiteren Gesänge der Italiener fort oder es erweckt der gleichmäßige Rhythmus des Ludro der Dalmatiner die Erinnerung an ihre sonnige Heimat, welche sie bald mit einem Gegensatz vertauschen sollen, der selbst ihrer Phantasie noch ein Geheimniß ist.“* [Hervorhebung im Original, Sz. R.] (41) In der südlichen Vorstellungswelt erscheint der Norden als ein mythischer Ort, als die Insel Thule, die den äußersten Rand der bewohnten Welt darstellt. In der Literatur werden Thule und alle Länder, die sich in dieser Gegend befinden, seit jeher mit Kampf, Krieg und Friedlosigkeit assoziiert.<sup>22</sup> Petrarca stellte sich die im Norden lebenden Menschen als tierähnliche, am ganzen Körper behaarte Kreaturen vor, die zwar äußerst kriegerisch, dafür aber völlig unzivilisiert seien. Sie führten eine weiße Flagge ohne Embleme und Bilder, weil sie noch keine ruhmreichen Taten vollbracht hätten, „[s]ie haben keine Geschichte, sie gehören noch ganz und gar zur wilden Natur.“<sup>23</sup> Ariost setzt die in der Antike als die nördliche Grenze der Welt betrachteten Riphäischen Berge in Skythien mit dem Nordpol und dem Eismeer gleich.<sup>24</sup> Zwischen der Vorstellungswelt der Antike und der der italienischen und dalmatinischen Matrosen gibt es kaum einen nennenswerten Unterschied. Letztere verfügen

22 Die Untersuchung der Gedichte Petrarcas oder Ariosts im Hinblick auf das in ihnen erscheinende Bild vom Norden. In: Boccignone, Manuela: Der Norden ist die äußerste Grenze, der Norden ist jenseits der Alpen. Poetische Bilder des Nordens von Petrarca bis Tasso. Berlin: Duncker & Humblot 2004, u.a. S. 70.

23 Ebd., S. 71.

24 Ebd., S. 78.

über einen nicht wesentlich größeren Wissensstand als der Mensch des Mittelalters, ihre Kenntnisse beschränken sich auf die von ihnen befahrenen südlichen Teile der Welt. So wird die Fahrt durch arktisches Gewässer für sie zur elementaren Erfahrung. Den beiden Tirolern ergeht es wiederum beim Anblick des Meeres ähnlich. Die Mythen wirken bis ins 19. Jahrhundert weiter und die vorausdeutenden Worte Payers über die unvorstellbaren Verhältnisse im hohen Norden weisen darauf hin, dass frühestens die Überfahrt in die arktische Region und die damit verbundenen Alteritätserfahrungen die mythischen Vorstellungen der Reisenden zerstören werden. Wie schmerzhaft und im wahrsten Sinne ins Fleisch schneidend dieser Moment der Aufklärung sein wird, verdeutlicht der Chronist, der die Erkenntnis zuerst im geistigen, dann im körperlichen Bereich verortend beschreibt: „Ich habe mir vorzustellen versucht, was ein Einfältiger empfinden muß, der, auf einem festgefrorenen Schiff dahindriftend, umgeben von allen Schrecken des Eises und der Finsternis, plötzlich erkennt, daß sein Ziel ohnedies unsichtbar ist, ein wertloser Punkt, ein Nichts.“ (43) Und an einer späteren Stelle heißt es: „Aber es wird eine Zeit kommen, in der es keine Tische und kein Schiff mehr geben wird; gemeinsam werden sie im Eis hocken, mit schwarzen Händen und vom Frost aufgerissenen Gesichtern, und rohen Seehundspeck kauen.“ (85)

Die kulturellen und sozialen Unterschiede sind auch an den Tagebucheintragungen abzulesen, für die es gilt, dass die Aufzeichnungen der Offiziere wesentlich stärker im geistigen Bereich verbleiben als die der anderen Schreiber, deren Einträge im Körperlichen verhaftet sind und die Erfahrungen auf diese Weise viel direkter artikulieren. Die lakonische Kürze von Hallers und Klotz' „sprachlosen“ (20) Mitteilungen wird durch Payers stilistisch anspruchsvollere, manchmal ins Poetische abgleitende Diktion kontrastiert. Während Haller den Einbruch der Polarnacht ins Zentrum seiner Eintragung stellt („Dem Herrn Oberleutnant ein Paar Filzstiefel weiter gemacht. Am 30. Oktober habe ich das letztmal die Sonne gesehen und am 31. Oktober habe ich die letzte Möwe gesehen“ [Hervorhebung im Original, Sz. R.] (112)), räsoniert Payer über die beeindruckende Schönheit des sterbenden Lichtes:

*Schon Anfang November umgab uns tiefe Dämmerung; magische Schönheit verklärte unsere Einöde, das frostige Weiß der Takelage des Schiffes zeichnete sich gespenstisch ab von dem graublauen Himmel. Das tausendfach gebrochene Eis mit seiner schneeigen Hülle hatte die Reinheit und das kalte Aussehen des Alabasters, die zarte Schattierung von Eisenblüte angenommen. Nur gegen Süden sah man Mittags noch violette Schleier des Frostdampfes emporsteigen. [Hervorhebung im Original, Sz. R.] (112)*

Dieser Kontrast macht auch den Unterschied zwischen den Aufgeklärten und den im Wissensstand des Mittelalters Verbliebenen sichtbar. Wo der „Einfältige“ (43) nur Dunkelheit sieht, erkennt der „Aufgeklärte“ die Nuancen der Dämmerung, wo der „Einfältige“ nur das Materielle und Körperliche vor Augen hat, öffnen sich dem „Aufgeklär-

ten“ die Weiten höherer Ziele. Während der „Einfältige“ in der mythischen Dunkelheit verhaftet ist, tun sich dem „Aufgeklärten“ lichte Regionen auf, die er zu erkunden hat, um sein Wissen zu erweitern und die anderen aus der Dunkelheit herauszuführen. So kann die weiße, unbeschriftete/ungebildete Flagge, die Petrarca als ein Zeichen für fehlende Ruhmestaten interpretiert, auf Ransmayrs Roman bezogen auch als ein Symbol für das Unbekannte, Unentdeckte, für das von Menschen noch nicht betretene Neuland verstanden werden. Die endlosen weißen Flächen, das grelle, weiße Licht (wenn es nicht gerade ewige Nacht ist) sind auch in *Die Schrecken des Eises und der Finsternis* dominante Bilder. Bezeichnenderweise ruft beim ersten Sonnenaufgang nach der dunklen Periode gerade einer der sonnenverwöhnten Italiener leise: „*Benedetto giorno!*“ [Hervorhebung im Original, Sz. R.] (146) Die Freude ist aber trügerisch, denn das Weiße und das Unbekannte verbinden sich nach den langen Monaten der völligen Dunkelheit zu einem gewaltigen Bild der menschenfeindlichen, blendenden Helle: „Ihr Frühling ist stürmisch und manchmal so gleißend weiß, daß sie die Wüste nur durch die Sehschlitze der Gletscherbrillen nach günstigen Zeichen, nach Kanälen und Rissen, absuchen können.“ (149) Wieder einmal demonstriert die Natur dem Menschen gegenüber ihre Macht, indem die sonst lebensspendende Sonne zu einer bedrohlichen, blind machenden Kraft wird.

#### 4.

In der vorangegangenen Unterscheidung der einzelnen Phasen von Entdeckungsreisen wurden die Motivationen solcher Reisen bereits genannt. Im Gegensatz zur österreichisch-ungarischen Expedition, die politisch, wissenschaftlich und für die Matrosen in erster Linie finanziell motiviert war, liegt die Begründung für Josef Mazzinis Unternehmen in der Spuren- und Identitätssuche. Die Spurensuche bedeutet die Rekonstruktion einer Wirklichkeit, die Mazzini erfindet, ohne zu wissen, ob es seine Erfindung in der Wirklichkeit gibt. Um zu prüfen, ob es ihm gelungen ist, die Wirklichkeit zu erfinden, muss er die Reise in die Arktis unternehmen. Andererseits wird die Erfindung ausgerechnet dieser Wirklichkeit von den Erzählungen seiner italienischen Mutter über die österreichisch-ungarische Expedition angeregt, die ihn zunächst veranlassten, Bücher über die arktische Welt zu verschlingen und schließlich die Aufzeichnungen der Expeditionsteilnehmer fasziniert zu lesen. Der Reise ging also eine Begeisterung voran, die die Erfindung der zu prüfenden Wirklichkeit überhaupt erst möglich machte. Das Erfinden von Wirklichkeiten beschäftigte Mazzini immer schon und seine Geschichten spielten sich stets in entlegenen Teilen und öden Landschaften ab. Die Erklärung für die Verlagerung der erfundenen Wirklichkeit in die Arktis sieht Hoffmann in Mazzinis Anliegen,

optimale Bedingungen für sein Erzählprojekt zu finden, was auf produktionsästhetische Gründe zurückzuführen sei. Denn der leere Raum der Arktis bietet der Vorstellungskraft unendliche Möglichkeiten, d. h. eine gelungene „Erfindung der Wirklichkeit“ ist umso wahrscheinlicher, je mehr Freiraum der Phantasie bleibt.<sup>25</sup>

Während seiner Reise auf den Spuren der Payer-Weyprecht Expedition trifft Mazzini auf ähnlich besessene Menschen wie er. Jeder hat einen anderen Grund für seine Begeisterung, aber alle verbindet das Festhalten am Mythos Nordpol. Alexander Jerochin zählt diese „Künstlerfiguren“ auf<sup>26</sup>: Die Liste beginnt mit Payer, dem begeisterten Maler, der mit Besessenheit seine monumentalen Bilder von der Arktis-Landschaft anfertigte. Mazzinis Mutter, eine Miniaturmalerin, erzählt wunderbare Geschichten über die Expedition und über den italienischen Nationalhelden Nobile, der, in seinem Vorhaben von Mussolini unterstützt, mit einem Luftschiff in die Arktis gereist war.<sup>27</sup> Ole Fagerliens, der Direktor des Polarinstituts in Oslo, ist seinerseits besessen von der Pflege des Andenkens an Roald Amundsen, dem er in seinem Arbeitszimmer einen Altar errichtet. (Vgl. 66) Malcolm Flaherty, der Abenteurer, der sich in Longyearbyen sesshaft gemacht hat, spielt Harmonium und singt, und der Polarforscher Kjetil Fyrand spielt Tenorsaxophon und musiziert gelegentlich mit Flaherty. Nebenbei beschäftigt er sich auch mit der Zusammensetzung von Landschaftsmosaiken aus selbst emaillierten Kupferstücken.<sup>28</sup>

Die Mythen der Polarfahrten interpretiert Bettine Menke als „Modellierungen der Grenze, der durch Modelle der Grenzen gedachten Topographie und der Überschreitung“.<sup>29</sup> In den neuzeitlichen Polarfahrten dominiere nicht mehr die Suche nach dem unbekannten Land, sondern man suche „die Übertretung selbst (als das Neue, dem ein Terrain unterstellt wird) [...] in ihrem Aufschub, der die Grenze verschiebt, wird sie auf Dauer gestellt (die ihr Ende und ihre Grenze an den Polen findet).“<sup>30</sup> Gerade die Unerreichbarkeit des (Nord-)Pols hält die Expeditionen überhaupt noch am Leben, denn er stellt den letzten noch unentdeckt gebliebenen Raum für geographische Erkundungen dar.

Mazzinis Spurensuche und die Prüfung seiner erfundenen Wirklichkeit können auch als eine Identitätssuche gelesen werden, die nach der Reise in die Vergangenheit ins Verschwinden im ewigen Eis mündet. Mazzinis Identität ist keineswegs unproblema-

25 Vgl. Hoffmann 2006, S. 136.

26 Jerochin, Alexander: Der Künstler zwischen Isolation und Tod: Paradoxe des Ästhetizismus in den Romanen Patrick Süskinds und Christoph Ransmayrs. In: *Orbis Litterarum* 51 (1996), S. 282–299.

27 In Mazzinis Mutter sieht Jerochin die etwas ruhigere Fortsetzung von Payers Besessenheit weiterleben. Vgl. ebd., S. 286.

28 Ebd.

29 Menke 2001, S. 156.

30 Ebd.

tisch. Seine halb italienische, halb österreichische Herkunft, seine seltsam altertümlich anmutende Sprache und die Orientierung an der Vergangenheit statt an der Gegenwart oder Zukunft kennzeichnen ihn als einen Menschen, der auf der Suche nach seiner Identität ist. In Wien fällt er durch sein Benehmen und seine Sprechweise auf, in Oslo und Longyearbyen durch seine stille Verbissenheit, die dort den Eindruck der Begeisterung eines Amateurs, eines Dilettanten erweckt. Was an Mazzini immer wieder auffällt, ist, dass er nicht in die Gegenwart passt. Sogar in einer Gemeinschaft wie die der Bewohner von Longyearbyen, die allesamt Sonderlinge sind, fällt er aus dem Rahmen. Mazzini, der einsame Spurensucher, reist in die völlige Einsamkeit der arktischen Landschaft, um darin restlos – spurlos – aufzugehen. Die wenigen Spuren, die er hinterlässt, reichen nicht aus, um daraus seine ganze Geschichte rekonstruieren zu können. So missglückt der Versuch des Chronisten, Mazzini durch eine Rekonstruktion aus der Welt zu schaffen und sich von der von Mazzini ausgehenden Wirkung endgültig zu befreien.

Ransmayr definiert den Menschen als Fußgänger und Läufer und diesem Bild entspricht auch Josef Mazzini. Er repräsentiert das Gegenstück zu denjenigen, die vor allem mit modernen Transportmitteln unterwegs sind, glauben und verkünden, dass durch die Errungenschaften der Technik die Welt immer kleiner werde. Für Mazzini öffnete sich die Welt im Gehen, sie vergrößerte sich, anstatt sich zu verkleinern, sie wurde „so groß, daß er schließlich in ihr verschwand“. (9)



## „Wissen war schmerzhaft.“

### Modi der Erkenntnis in Raoul Schrotts *Finis terrae* und Daniel Kehlmanns *Die Vermessung der Welt*

#### 1.

Raoul Schrott und Daniel Kehlmann fügen sich mit ihren Reise- oder Abenteuerromanen in eine gegenwärtige Tendenz der österreichischen Literatur, die sich mit den Möglichkeiten und Grenzen der Erkenntnis auseinandersetzt und diese prüft, indem die Romanhandlung „ans Ende der Welt“ versetzt wird. Eine wichtige Rolle erhält dabei der Körper als Dreh- und Angelpunkt aller menschlichen Erfahrung. Die im Folgenden zu entfaltende zentrale These ist, dass in diesen Texten der menschliche Körper den Mittelpunkt des Kosmos bildet und das Verhältnis des Menschen zur Welt sich nur durch dessen (Fehl-)Funktionen beschreiben lässt.

Raoul Schrott ist als Komparatist, Altphilologe und Neuübersetzer antiker Texte und nicht zuletzt als Verfasser mehrerer Romane ein echter poeta doctus in der österreichischen Literatur der Gegenwart. *Finis terrae* ist sein Romanerstling, der 1995 erschien und sofort zur literarischen Sensation wurde. Daniel Kehlmanns *Die Vermessung der Welt* steht ihm, was die Sensation betrifft, in nichts nach: Das in 40 Sprachen übersetzte und inzwischen auch verfilmte Buch gilt als einer der erfolgreichsten Romane der Nachkriegszeit.<sup>1</sup>

Einige unverkennbare Ähnlichkeiten zwischen *Finis terrae* und Ransmayrs *Die Schrecken des Eises und der Finsternis* riefen in Kritikerkreisen heftige Reaktionen hervor. Dem Autor wurde vorgeworfen, bei Ransmayr abgeschrieben zu haben, als er sich für die Kombination authentischer Dokumente und fiktiver Handlungsstränge in Form eines Reiseromans entschied. Das andere Lager feierte Schrotts Sprachkunst und seine klassische Bildung sowie die Tatsache, dass er sich der geläufigen modischen Tendenz in der Literatur widersetzte, oberflächliches Wissen leserfreundlich und amüsant zu präsentieren. Dieses letzte Argument auf Kehlmanns Erfolgsroman anzuwenden wäre sicherlich verfehlt, steht doch bei ihm die Unterhaltung an vorderster Stelle, wenn er den Wissenschaftsdiskurs mit den Mitteln der Satire in die Literatur integriert.<sup>2</sup>

- 1 Zur Rezeption des Romans siehe Zeyringer, Klaus: Vermessen. Zur deutschsprachigen Rezeption der *Vermessung der Welt*. In: Nickel, Gunther (Hg.): Daniel Kehlmanns *Die Vermessung der Welt*. Materialien, Dokumente, Interpretationen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2008, S. 78-94; Stein, Julia: „Germans and humor in the same book.“ Die internationale Rezeption der *Vermessung der Welt*. In: Ebd., S. 136-150.
- 2 Ottmar Ette moniert den allzu leichtfertigen Umgang Kehlmanns mit Klischees und Stereotypen bei der Ausarbeitung der Figuren, um der Erwartung des Publikums nachzukommen, und kontrastiert die Romanfigur mit dem historischen Alexander von Humboldt, um die Schablo-



## 2.

In *Finis terrae* wird ein beliebtes Erzählmuster des 19. Jahrhunderts, die Herausgeberfiktion, aktualisiert, indem die höchste Erzählinstanz sich im Vorwort Raoul Schrott nennt und ankündigt, die Aufzeichnungen des Archäologen, Ludwig Höhnel zu veröffentlichen.<sup>3</sup> Er sei durch Höhnels Frau, die er nie zuvor gesehen habe, an den Nachlass gekommen. Im Folgenden würde er die vier Hefte ordnen, redigieren und in Buchform präsentieren. Der fiktive Herausgeber skizziert den Aufbau des Textes, geht genauer auf die einzelnen Kapitel und deren Zeitstruktur ein und versieht seine Kommentare mit Fußnoten. Damit erweckt er einerseits den Anschein der Authentizität, andererseits distanziert er sich auch vom Erzählten. Höhnels fiktiver Nachlass bestehe demnach aus mehreren Teilen, die nicht alle von Höhnel selbst stammten. So enthalte das erste Heft Höhnels Übersetzung des verloren geglaubten Logbuchs des griechischen Seefahrers Pytheas von Massalia, welches er bei seinen Ausgrabungen am Rudolfsee gefunden haben will. Die Reihe der fremden Texte setzt sich fort mit Aufzeichnungen aus dem 19. Jahrhundert, von Höhnels angeblichem Großvater, dem Entdecker des Rudolfsees in Kenia, sowie mit den Aufzeichnungen späterer Expeditionsteilnehmer.

Nach dem Vorwort verschwindet der fiktive Herausgeber. Es folgen die Übersetzung des antiken Logbuchs und Höhnels Briefe an den Freund, den Archäologen Ghjuvan Schiaparelli, aus den Jahren 1987 und 1988, seine fiktive Autobiographie und schließlich einige Aufzeichnungen von Höhnels Großvater und von Expeditionsteilnehmern aus den Jahren 1934 und 1975. Die komplizierte Struktur lockt den Leser in ein Labyrinth aus Realität und Fiktion, was auch Karin Fleischer festgestellt hat.<sup>4</sup> Das fragmen-

nenhaftigkeit der literarischen Gestalt aufzuzeigen. Siehe dazu: Ette, Ottmar: Alexander von Humboldt in Daniel Kehlmanns Welt. In: *HiN – Humboldt im Netz. Internationale Zeitschrift für Humboldt-Studien* (Potsdam / Berlin) XIII / 25 (2012), S. 34–40, [http://www.uni-potsdam.de/romanistik/hin/pdf/hin25/hin\\_25\\_komplett.pdf](http://www.uni-potsdam.de/romanistik/hin/pdf/hin25/hin_25_komplett.pdf) [10.08.2016] Ein ähnliches Vorhaben sehen wir in Frank Holls Aufsatz über den historischen und Kehlmanns literarischen Humboldt mit dem Titel „Die zweitgrößte Beleidigung des Menschen sei die Sklaverei...“ – Daniel Kehlmanns neu erfundener Alexander von Humboldt. In: *HiN – Humboldt im Netz. Internationale Zeitschrift für Humboldt-Studien* (Potsdam / Berlin) XIII / 25 (2012), S. 46–62, [http://www.uni-potsdam.de/romanistik/hin/pdf/hin25/hin\\_25\\_komplett.pdf](http://www.uni-potsdam.de/romanistik/hin/pdf/hin25/hin_25_komplett.pdf) [10.08.2016]

- 3 Dominik Hagmann spricht von einer doppelten Herausgeberfiktion, weil außer dem fiktiven Herausgeber Raoul Schrott auch Ludwig Höhnel, dessen Aufzeichnungen Schrott veröffentlicht, Texte von anderen Autoren, wie etwa das Logbuch des Pytheas, übernommen hatte. Vgl. Hagmann, Dominik: Raoul Schrotts *Finis terrae*. Das Ende einer Selbstlüge am Ende der Welt. In: *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* 5, H. 1 (2014), S. 69–84, S. 70, s. auch S. 72–73.
- 4 Fleischer, Karin: Raoul Schrott: *Finis terrae*. „[E]r spielt mit dem Leser, verwirrt ihn, überläßt es ihm, die komplexen Beziehungen zwischen den Figuren aufzudecken.“ <http://www.literaturhaus.at/index.php?id=3058> [29.05.2015] Der Bedeutung des Labyrinths für die Romanstruktur widmet Aura Heydenreich einen Teil ihres Aufsatzes über die Zusammenhänge zwischen Platons, Eudoxos' und Keplers Theorie und *Finis terrae*. Vgl. dazu Heydenreich, Aura: Kosmos oder Chaos? Die Rettung der Phänomene im Text-Labyrinth. Platons Kosmologie und Eudoxos'

tarische Logbuch von Pytheas hält die Schiffsreise entlang der Westküste Europas bis nach Island, die damit verbundenen Beschwerden und die Beobachtungen des Seefahrers fest. Die Reise führte ihn am Rand der Oikumene, d. h. der bewohnten Welt, vorbei in den Norden nach Thule, das dem damaligen Wissensstand nach irgendwo im Norden, am äußersten Rand der Welt liegen musste.

Die mehrfach zusammengesetzte Narration basiert auf Wiederholungen und Parallelisierungen: Höhnel übersetzt das Logbuch von Pytheas, integriert einiges davon in seine eigenen Aufzeichnungen und macht sich mit Schiaparelli auf den Spuren des griechischen Seefahrers auf den Weg. Das Verfahren der Parallelisierung dient der Wiederherstellung der durch die „Heterogenität des Materials“ subvertierten Literarizität, hält Aura Heydenreich fest.<sup>5</sup> Im Roman werden traditionelle Erzählformen wie das fiktive Tagebuch, der Briefroman und die Rahmennovelle, die alle nach einem personalen Erzähler verlangen, kombiniert.<sup>6</sup> So entsteht eine neue Erzählung, welche die äußere Reise zur Dokumentation einer inneren macht. Der Wunsch nach Erkenntnis richtet sich also weniger auf die materiale Welt, als vielmehr auf die Erfassung des innersten Wesens des Menschen. Diese Reise ist nicht weniger abenteuerlich und beschwerlich als die von Pytheas nach Thule. „Ultima Thule“ und „finis terrae“ bleiben daher weiterhin abstrakte und fiktive Orte, die mit dem unerreichbaren Endpunkt einer endlosen Reise ins Innere des Ich gleichzusetzen sind.

Folglich ist auch Höhnels Reise in sein Selbst eingebettet in eine reale Reise, die er mit Ghjuvan Schiaparelli unternimmt, indem sie dem Weg von Pytheas auf dem Festland folgen. Sie bewegen sich dabei stets an der Peripherie der Erde und der menschlichen Welt und überschreiten immer wieder physische ebenso wie seelische und körperliche Grenzen.<sup>7</sup> Die Selbsterkenntnis ist eine gefährliche Gratwanderung, bei der sich die Suchenden schwere Verletzungen zuziehen. Diese manifestieren sich nicht zuletzt in ganz konkreten körperlichen Anzeichen: Höhnel leidet an einer nicht näher definierten, mit Fieber verbundenen unheilbaren Krankheit. Schiaparelli bleibt infolge einer Schussverletzung gelähmt und an den Rollstuhl gefesselt, an seinem Lebensende kämpft er zudem mit den Symptomen eines

Astronomie in Raoul Schrotts *Finis terrae* (1995). In: Heydenreich, Aura / Mecke, Klaus (Hg.): *Quarks and Letters: Naturwissenschaften in der Literatur und Kultur der Gegenwart*. Berlin / Boston: Walter de Gruyter 2015, S. 203–241, hier S. 229ff.

5 Heydenreich 2015, S. 206f.

6 Aura Heydenreich untersucht im oben zitierten Aufsatz eingehend auch die hybride Gattungszugehörigkeit des Textes. Vgl. dazu ebd., S. 204.

7 Zu den Grenzüberschreitungen im Roman siehe Platen, Edgar: *Erhabenheit und Transitorik. Postmoderne Romane historischer Arktisexpeditionen in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* (Nadolny, Ransmayr, Köhlmeier, Schrott, Mosebach). In: Unzeitig, Monika (Hg.): *Grenzen überschreiten – transitorische Identitäten. Beiträge zu Phänomenen räumlicher, kultureller und ästhetischer Grenzüberschreitung in Texten vom Mittelalter bis zur Moderne*. Bremen: Lumen 2011, S. 31–44.

Gehirntumors. Ihre tödlichen Krankheiten bilden ihr Verhältnis zur Welt klar ab: Schiaparelli, der den Kosmos im Kopf erforscht und nach seiner Verletzung bewegungsunfähig ist, wird an einem Gehirntumor sterben; dem Leben von Höhnel, der ständig unterwegs ist und durch Bewegung an seine eigenen Grenzen und an die der Welt zu kommen versucht, setzt eine langsame, den Körper nach und nach verzehrende Krankheit ein Ende.

Der Drang nach Erkenntnis ist bestimmend für alle zwischenmenschlichen Beziehungen der beiden Figuren; keiner von ihnen kann sich in den traditionellen Geschlechterverhältnissen bewegen. Zwischen Höhnel und Schiaparelli besteht eine homosexuelle Beziehung, überdies haben beide ein Verhältnis mit Sofia, die in den Augen der Welt als Schiaparellis Frau erscheint, in Wahrheit aber seine Schwester ist. Dieses komplizierte, zum Teil inzestuöse Dreiecksverhältnis ist ein geometrisches Muster, dem der Lebensweg Höhnels unterstellt ist, wie auch die Entdeckungsreise des griechischen Seefahrers auf geometrischen Formen basiert, da er nach den Sternen und Sternbildern navigiert. Schiaparelli seinerseits kontrolliert die Berechnungen von Pytheas und versucht, die Bewegungen der Planeten zu beschreiben, indem er sich teils auf die Erkenntnisse der Mechanik, teils auf das Modell des Eudoxos von Knidos, also auf die antike Geometrie und Astronomie stützt. Die Romanwelt selbst, in deren Mittelpunkt Höhnel steht, konstituiert sich aus einem großen Netzwerk von fremden Texten. Wie sich die Narration in Form konzentrischer Kreise wiederholt, so wiederholt sich die Form des Dreiecks in Höhnels zwischenmenschlichen Beziehungen. Seine autobiographischen Aufzeichnungen, so das Vorwort, zeigen ein tiefes ödipales Trauma.<sup>8</sup> Dieses wird einerseits vom gefürchteten Vater verursacht, der die Mutter mit einer Magd betrügt, andererseits von der gehassten Mutter, deren Eheprobleme Höhnel als Kind mit ansehen muss. Um seine Ängste zu reduzieren, stellt er sich die Menschen wie Sterne vor, als Teile eines ungeheuren, in seiner Bewegung nicht beeinflussbaren Mechanismus, „der nichts Rätselhaftes mehr an sich hatte, wenn man einmal seiner Funktion gewahr geworden war, auch sie waren berechenbar, ließen sich berechnen“.<sup>9</sup> Ihn interessiert aber immer der Ursprung, „das Wesen der Dinge im Kern [...] die immer gleiche Frage nach dem Wo und dem Woher“ (FT 173), so wird er Archäologe.<sup>10</sup>

8 Eine psychoanalytische Interpretation des Romans liefert Dominik Hagmann, der Höhnel und Schiaparelli als ein und dieselbe Person auffasst und Schiaparelli als die tiefere Bewusstseins-schicht, das Innere von Höhnel deutet, zu dem Höhnel, der Archäologe, langsam vordringen muss. Vgl. Hagmann 2014, hier insbesondere S. 77.

9 Schrott, Raoul: *Finis terrae*. Innsbruck: Haymon 1995, S. 172. Im Folgenden zitiert im laufenden Text als FT mit Seitenzahl.

10 Vgl. auch Plath, Jörg: Ein Leben aus eigenen und fremden Texten. Rezension vom 14.10.1995. „Die Frage nach dem Ursprung aber, in dem alles seine Erklärung findet, lässt ihm keine Ruhe, und so wird der Heimatlose Archäologe.“ <http://www.berliner-zeitung.de/archiv/der-erste-roman-des-begabten-lyrikers-raoul-schrott-ein-leben-aus-eigenen-und-fremden-texten,10810590,9018596.html> [28.05.2015]

Einführend wurde schon festgehalten, dass in diesem Roman ein enger Konnex zwischen der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Erkenntnis und dem menschlichen Körper besteht.<sup>11</sup> Nach seiner Lähmung reduziert sich die Welt für Schiaparelli auf die Proportionen des menschlichen Körpers: „Er setzte sie auf ihre alten Längen herab, die Elle, die Handbreite und den Arm, als könnte man alles wieder von vorn beginnen und einen anderen Kosmos mit ihnen konstruieren, einzig mit den Maßen, die ihm sein verkrüppelter Körper erlaubte.“ (FT 204) Der in seiner Bewegung behinderte Schiaparelli entwirft eine, seinem Körper gerechte statische Welt, die mit Diagrammen beschreibbar ist und sich im Wesentlichen an dem Weltbild der griechischen Philosophen und Mathematiker orientiert. Er will jedes Phänomen auf einer Karte festhalten, zu guter Letzt versucht er auch die Umlaufbahnen der Planeten aus Gesetzmäßigkeiten abzuleiten und in einem Schema zu platzieren. Die verlorene Vollkommenheit des Körpers scheint mit dem Wunsch einherzugehen, die empirische Welt so präzise wie möglich zu erfassen und erweckt außerdem die Illusion, dass die Kenntnis von Daten und Tatsachen der Welt Endlichkeit verleiht und das Leben in ihr möglich macht. „Er wollte es einfach nicht wahrhaben, daß es die vollkommenen Kurven seiner Trajektorien und die Geraden seiner Durchmesser gar nicht gab, daß der Illusion der Geometrie hinter dem Komma unendlich viele Stellen folgten und eine Welt enthüllten, die ein Abgrund war.“ (FT 205), sagt Höhnel über Schiaparelli, während er mit dem ständigen Ortswechsel vor seiner sich verschlimmernden Krankheit auf der Flucht zu sein scheint.

### 3.

In Kehlmanns satirischem Roman finden wir zwei einander ausschließende Versuche, einen Zugang zur Welt zu finden. Die Hauptfiguren sind zwei Wissenschaftler der Aufklärungszeit, Alexander von Humboldt und Friedrich Gauß. Humboldts Figur ist die Karikatur des Entdeckers und Reisenden, der so vielseitig begabt ist, dass man sich fragen muss, wer und was er in Wirklichkeit ist. Als ein Wahrsager ihm seine Zukunft prophezeien will, stellt er bestürzt fest, dass in Humboldts Hand keine Linien zu sehen sind: „Da sei nichts. Keine Vergangenheit, keine Gegenwart oder Zukunft. Da sei gewissermaßen keiner zu sehen. Der Wahrsager blickte aufmerksam in Humboldts Gesicht. Niemand!“<sup>12</sup> Trotz seiner Begabung kann er sich den Herausforderungen der Realität nicht stellen und flieht daher in das Reich des Messbaren, der exakten Zahlen und Daten. Er will die Welt auf Messergebnisse reduzieren und wird mit Heinz-Peter Preußers

11 Vgl. dazu auch Heydenreich 2015, S. 221f.

12 Kehlmann, Daniel: *Die Vermessung der Welt*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2008, S. 125. Im Folgenden zitiert im laufenden Text als VW mit Seitenzahl.

Worten zum „Medium der Erkenntnis“, d. h. es steht nicht das erkennende Subjekt, sondern das objektive Wissen im Vordergrund.<sup>13</sup> Humboldts Identität ist an dieses Wissen gekoppelt.<sup>14</sup>

Humboldts wichtigstes Mess- und Versuchsobjekt ist sein Körper, dessen biophysische Reaktionen er analysiert. Um zur Erkenntnis zu gelangen, erduldet er fürchterliche Schmerzen und instrumentalisiert seinen Körper mit der Absicht, die geistige von der körperlichen Sphäre abzulösen.<sup>15</sup> Abgesehen von wenigen Andeutungen auf seine Pädophilie und Homosexualität, die er zu bekämpfen sucht, bleibt er völlig asexuell. Auch in diesem Fall führt also der Weg zur Erkenntnis über den Körper, aber das Verhältnis zu ihm ist ein anderes als in *Finis terrae*. Humboldt geht es um die totale Beherrschung des eigenen Körpers, um die Ausschaltung seiner wichtigsten Funktionen. Dahinter verbirgt sich aber der Wille zur Beherrschung der Natur durch den Menschen, um sie nach seinen Vorstellungen umzuformen.

Humboldts Messungen machen die empirische Natur zu einer Abstraktion. Obwohl Gauß Humboldts Kontrapunkt zu sein scheint, steht es mit seinen Berechnungen nicht anders: „Manchmal war ihm, als hätte er den Landstrich nicht bloß vermessen, sondern erfunden, als wäre er erst durch ihn Wirklichkeit geworden. Wo nur Bäume, Moos, Steine und Graskuppen gewesen waren, spannte sich jetzt ein Netz aus Geraden, Winkeln und Zahlen. Nichts, was einmal jemand vermessen hatte, war noch oder konnte je sein wie zuvor.“ (VW 268) Gauß ist vielleicht weniger fanatisch als Humboldt, doch ebenso ein Sonderling. Im Gegensatz zum Naturforscher vermisst er die Welt im Kopf, indem er mathematische Formeln aufstellt, Hypothesen beweist oder widerlegt. Wie Humboldt entwirft auch er ein System, allerdings ohne sein Haus zu verlassen. Für ihn ist jede Reise eine Kraftprobe, er erleidet physische Qualen, sooft er in eine Postkutsche steigen muss. Die Funktion seiner inneren Organe prägt seine tägliche Befindlichkeit, er ist streitsüchtig und unausstehlich, wenn ihm die Federung der Kutsche Rückenschmerzen bereitet oder wenn er von Koliken geplagt wird. Geistige Arbeit ist für ihn mit körperlichen Schmerzen verbunden: Während er sein Opus magnum, die *Disquisitiones Arithmeticae*, schreibt, verlässt er kaum die Wohnung und reduziert die zwischenmenschlichen Kontakte auf ein Minimum. „Zweimal hatte er Durchfall, dreimal Zahnweh und eines Nachts so heftige Koliken, daß er meinte, nun sei es soweit, Gott gestatte es nicht, das Ende sei hier.“ (VW 92) In jeder Lebenslage ist er imstande, neue Erkenntnisse zu machen, leicht verschämt unterbricht er sogar seine Hochzeitsnacht, weil „ihm ausge-

13 Preußner, Heinz-Peter: Zur Typologie der Zivilisationskritik. Was aus Daniel Kehlmanns Roman *Die Vermessung der Welt* einen Bestseller werden ließ. In: Cambi, Fabrizio (Hg.): *Gedächtnis und Identität: die deutsche Literatur nach der Vereinigung*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 111–124, hier S. 120.

14 Ebd.

15 Ebd.

rechnet in diesem Moment klar wurde, wie man Meßfehler der Planetenbahnen approximativ korrigieren konnte“ (VW 151) und es unbedingt notiert werden muss, bevor er es vergisst. Seine theoretische Arbeit wird aber vom Alltag beeinträchtigt, der Erhalt seiner Familie zwingt ihn, der reinen Theorie den Rücken zu kehren und einen, in der österreichischen Literatur wohlbekannten Beruf zu ergreifen: Er wird Landvermesser.<sup>16</sup> Mit zunehmendem Alter verschiebt sich seine Tätigkeit von der Theorie zur Praxis und er kann sich mit nützlichen Erfindungen rühmen. Aber weiterhin interessieren ihn in erster Linie die Phänomene des Raumes. Ebenso wie Humboldt vernachlässigt er die zwischenmenschlichen Beziehungen zugunsten der Wissenschaft. Außer seiner Mutter gibt es für ihn keine emotionale Bezugsperson, seine spätere Frau fällt ihm wegen ihres Verstandes auf, die Geburt seiner Kinder lässt ihn kalt, ihre Namen kann er sich nicht genau merken und er hält sie einfach für dumm. Bei der Geburt des ersten Kindes „tat [es] ihm leid, daß es ihm so schwer viel, den Kleinen zu mögen. Man hatte ihm gesagt, das komme von selbst. Aber noch Wochen nach der Geburt, wenn er das hilflose Wesen, das aus irgendeinem Grund Joseph hieß, in den Händen hielt, [...] fühlte er nichts als Mitleid und Scheu.“ (VW 155) Körper, Geist und Seele sind bei Gauß streng getrennt, Freude und Zufriedenheit bringt ihm nur der Geist, den Körper empfindet er als Qual, die Seele bleibt für ihn bis zuletzt eine *terra incognita*.

Im Gegensatz zu Humboldt – und deshalb kann der Leser vielleicht mehr Sympathie für seine Figur aufbringen – strebt er nicht nach Ruhm. Er ist sich der Bedeutung seiner wissenschaftlichen Tätigkeit vollkommen bewusst, er weiß, dass man ihn für einen der größten lebenden Wissenschaftler hält, und er fühlt sich auch immer ein wenig gekränkt, wenn jemand nicht von ihm gehört hat. Dennoch ist sein Engagement für die Wissenschaft eine persönliche. Viele seiner Ergebnisse publiziert er nicht einmal, er arbeitet nicht für die Nachwelt. Er kennt und verachtet Humboldts Forschertätigkeit, er ist überzeugt davon, dass man Deutschland nicht verlassen muss, um Großes zu leisten. Was ihn an der Arbeit als Landvermesser am meisten stört ist, dass er in schmutzigen Stiefeln, mit einem Sextanten und dem Theodolit ausgerüstet, von Messpunkt zu Messpunkt marschieren muss, obwohl er genau weiß, dass auf diese Weise bloß ungenaue Messungen möglich sind, die allein mit den Mitteln der abstrakten Mathematik korrigiert werden können: „Noch nie hatte es eine genaue Karte dieser oder irgendeiner Gegend gegeben.“ (VW 192)

Humboldt wiederum konkurriert ständig mit seinem Bruder Wilhelm und strebt nach persönlichem Ruhm. Jeden wichtigen Schritt hält er schriftlich fest und schickt alles nach Hause, um den Bruder und die Welt davon in Kenntnis zu setzen. Vor der Beste-

16 Vgl. dazu Kehlmann, Daniel: Diese sehr ernsten Scherze. Poetikvorlesungen. Göttingen: Wallstein Verlag 2007, S. 34.



gung des Chimborazo, des damals bekannten höchsten Berges, verfasst er für den Fall seines Todes einen Abschiedsbrief an die Öffentlichkeit. In diesem präsentiert er seine wissenschaftlichen Ergebnisse und berichtet über die Gefahren seines Unternehmens. Als er unversehrt zurückkehrt, gilt es als erstes, den nunmehr überflüssigen Abschiedsbrief zu zerreißen.

Während Gauß die Sterne beobachtet und die Bewegung der Planeten erkundet, vermisst Humboldt die Erde. Gauß arbeitet im Kopf und auf dem Papier, Humboldt mit Messgeräten, aber beide bewegen sich am Rand der bekannten Welt. Sie erstellen dasselbe System, nur mit anderen Methoden, der eine theoretisch, der andere empirisch. Ein wiederkehrendes Erlebnis von Gauß ist, dass die Realität, in der er lebt, eigentlich nicht die ist, in welche er gehört. Ihm ist, als ob er infolge eines Rechenfehlers in eine falsche Wirklichkeit geraten wäre. Gauß ist derjenige, der einsieht, dass man die Welt nicht erkennen kann. Humboldt glaubt stur an die Allmacht der positivistischen, Daten anhäufenden Methode.<sup>17</sup> „Das Ende des Wegs sei in Sicht, die Vermessung der Welt fast abgeschlossen“ (VW 238), sagt Humboldt. „Die Welt könne notdürftig berechnet werden, aber das heiße noch lange nicht, daß man irgend etwas verstehe“ (VW 220), meint dagegen Gauß. Humboldt verbindet die Erkenntnis mit dem Ortswechsel, Gauß hingegen bemüht sich, Geräte und Verfahren zu erfinden beziehungsweise zu entwickeln, die genau diesen überflüssig machen. Mit Recht stellt Katharina Gerstenberger fest, dass Gauß' Einsicht in das Ungenügen der Messungen zu der Feststellung führen muss, dass „space in the end must be imagined and is never purely empirical.“<sup>18</sup>

#### 4.

In seinem Aufsatz über die österreichische Literatur um und nach 2000 zitiert Klaus Zeyringer die französische Literaturwissenschaftlerin Erika Tunner, die ein wichtiges Phänomen der österreichischen Gegenwartsliteratur treffend formulierte: „Gerade der ‚Tanz auf den Rändern‘ [...] sei ‚vielleicht eine Chiffre für das Österreich-Paradigma‘.“<sup>19</sup> Neben Christoph Ransmayrs *Die letzte Welt* und *Der fliegende Berg* nennt er Raoul Schrotts *Finis terrae* und *Tristan de Cunha* als Beispiele für diese literarische Tendenz.

17 Vgl. auch Gerstenberger, Katharina: Historical Space: Daniel Kehlmann's *Die Vermessung der Welt* [Measuring the World, 2005] In: Fisher, Jaimey / Mennel, Barbara Caroline (Hg.): Spatial Turns: Space, Place, and Mobility in German Literary and Visual Culture. Amsterdam: Rodopi 2010, S. 103-120, hier S. 111.

18 Ebd., S. 112.

19 Zeyringer, Klaus: Österreichische Literatur 2000: Erzählen an den „Rändern“, „Neues Erzählen“. In: Hipfl, Iris / Ivanova, Raliza (Hg.): Österreichische Literatur zwischen den Kulturen. St. Ingbert: Röhrig 2008, S. 13-48, hier S. 15.



Und tatsächlich hat man den Eindruck, dass in den letzten 20-25 Jahren mehrere bedeutende Romane der österreichischen Literatur die Frage der Erkennbarkeit der Welt vom Rande der Welt aus stellen. Die symbolischen Reisen führen immer nach innen und beschreiben den Prozess der Selbsterkenntnis des Reisenden. Es ist, als ob man zuerst ans Ende der Welt kommen müsste, um über sich sprechen zu können. Es ist, als ob das Unbewusste sich aus dem Inneren des Menschen gelöst hätte, nach außen gelangt und nur auf einer beschwerlichen Reise wiederzufinden wäre. Die Reisen führen allerdings – wie am Beispiel von Gauß und Humboldt gezeigt wurde – zur Deformierung der Persönlichkeit oder – wie bei Höhnel und Schiaparelli – zur Selbstauflösung oder zum Verschwinden des Individuums. Kehlmanns Programm einer „illusionistischen Ästhetik“ bestehe laut Markus Gasser darin, dass „die Wege durch die erzählten Welten als Wege in das Innere der Figuren erscheinen [...], so dass der Eindruck entsteht, diese Welten seien die Seele der Protagonisten und verräumlichen ihre Psychen, als ob in deren Abgründen und Dunkelheiten tatsächlich das Unbewusste zu Hause sei.“<sup>20</sup> Das Leben von Schrotts auf den Rändern tanzenden Subjekten steht im Zeichen der Suche. Ihre Tragik ist, dass diese Suche sie weder der Welt noch sich selbst näher bringt.

Kehlmann behauptet in Bezug auf *Die Vermessung der Welt*, dass man gerade dann „die Form wichtig nehmen müsse“, „wenn man darüber schreiben wolle, dass der Kosmos chaotisch sei und sich der Vermessung verweigere“.<sup>21</sup> Und das tut Kehlmann auch, behauptet Zeyringer, handle es sich hier doch um einen historischen Roman und zugleich um seine Problematisierung.<sup>22</sup> Die im Roman durchgängig verwendete indirekte Rede soll „den falschen Eindruck historischer Exaktheit“ zerstreuen und ironische Distanz bewirken, bezeichnenderweise werden nur dem „alten Kant und Goethe [...] kurze Sätze direkt in den Mund gelegt“.<sup>23</sup> Preußner sieht den Erfolg des Romans darin, dass der Autor einen wohlbekannten Diskurs in neuer Form präsentiere: Es handle sich um eine Zivilisationskritik, die auf unübliche Weise als Komödie erscheint.<sup>24</sup> Da die Zivilisationskritik nicht tragisch, sondern komisch formuliert werde, bräuchten sich die Leser weder um die Folgen zu kümmern noch sich eine Meinung zu bilden.<sup>25</sup>

Beide Autoren griffen auf eine dem Leser bekannte Romanform zurück. Der Reise- oder Abenteuerroman fasst traditionellerweise auch die Persönlichkeitsentwicklung der Hauptfigur in sich. Die äußeren Handlungsmomente tragen zur Entwicklung der Figur

20 Zit. nach: Ruf, Oliver: Transzendenz->Kanäle<: Medienphilosophie und Memoria bei Daniel Kehlmann. In: Gansel, Carsten / Herrmann, Elisabeth (Hg.): Entwicklungen in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur nach 1989. Göttingen: V&R unipress 2013, S. 265.

21 Zeyringer 2008, S. 23f.

22 Ebd., S. 26.

23 Ebd., S. 26.

24 Preußner 2008, S. 113f.

25 Ebd.

bei, so haben die Abenteuer- und Reiseromane im 18. Jahrhundert, als sie ihre Blütezeit erlebten, meist einen positiven Ausklang. Am Ende des abenteuerlichen und erlebnisreichen Lernprozesses wird die Figur zum wertvollen und nützlichen Mitglied der Gemeinschaft. Die Abenteuer- und Reiseromane des 21. Jahrhunderts widersetzen sich dem klassischen Muster gerade durch ihr Ende. Die Vervollkommnung des Individuums erweist sich als unmöglich, was sich vielfach darin artikuliert, dass der Schauplatz der Identitätssuche „ans Ende der Welt“ verlegt wird, von wo es keine Rückkehr gibt. Der Begriff des selbstbewussten Subjekts ist dem zeitgenössischen Roman unbekannt, die Welt trägt nicht zur Formung einer harmonischen Persönlichkeit bei, im Gegenteil, sie beschleunigt den Zerfall des Individuums. Zwischen Welt und Individuum besteht keine Harmonie mehr, sie verschließt sich der Vermessung und der Erkenntnis gleichermaßen. Wie weit das Individuum sich auch an den Rand der Welt vorwagt, die Selbsterkenntnis bleibt in jedem Fall aus.

## „Flucht-Linien eines Lebens“

### Annäherungen an Christoph Ransmayrs *Geständnisse eines Touristen*

#### 1.

Der 2004 erschienene Text *Geständnisse eines Touristen. Ein Verhör* weckt mit seinem Titel die Erwartung, unfreiwillige, vielleicht sogar erzwungene Äußerungen eines Menschen vorgelegt zu bekommen. Kennt man Ransmayrs skeptische bis negative Einstellung zu Journalisten und Interviews, überrascht diese Titelwahl nicht wirklich, handelt es sich doch um eine Art Montage seiner unzähligen Interviews zu einem großen Redefluss. Diesen Eindruck scheint auch das spöttische, Heinrich Heine entlehnte Motto zu bekräftigen:

Ich habe die friedlichste Gesinnung. Meine Wünsche sind: eine bescheidene Hütte, ein Strohdach, aber ein großes Bett, gutes Essen, Milch und Butter, sehr frisch, vor dem Fenster Blumen. Vor der Tür einige schöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, läßt er mich die Freude erleben, daß an diesen Bäumen etwa sechs bis sieben meiner Feinde aufgehängt werden.<sup>1</sup>

Das Ineinandermontieren geschieht recht unauffällig, die Fragen der nicht anwesenden Journalisten – oder das Verhör leitenden Beamten? – wurden nahtlos in den Monolog integriert. Sie markieren jeweils den Anfang eines neuen Themas oder die Überleitung zu einem anderen Aspekt des gerade Diskutierten und tragen so zur Strukturierung des Monologs bei. Die häufig nachgestellten Rückfragen richten sich an die Interviewer, an fiktive Gesprächspartner oder an die Leser. Je nachdem, ob man einen engen oder eher laxen Realitätsbezug dieses Textes annimmt, ob man Christoph Ransmayr oder einen fiktiven Autor als Erzähler setzt, ändert sich die Richtung einer möglichen Gattungszuweisung. Dementsprechend kann man die *Geständnisse* als autobiographischen, poetologischen oder als fiktionalen Text lesen, in den unzählige autobiographische Details Eingang gefunden haben.

Im Folgenden möchte ich mich aber nicht auf Gattungsfragen, sondern auf zwei wesentliche Aspekte dieses Textes konzentrieren, die sich miteinander verbinden lassen: Zunächst erfolgt eine Fokussierung auf die Figur des Touristen und anschließend befasse ich mich näher mit dem Problem des authentischen Erzählens. Es wird zu zeigen sein, wie Ransmayr das enge Verhältnis von Reisen und Erzählen in *Geständnisse eines Touristen* gestaltet und poetisch rechtfertigt.

1 Ransmayr, Christoph: *Geständnisse eines Touristen. Ein Verhör*. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag 2004. Die Seitenangaben in Klammern im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

## 2.

„...ich dachte, Schreiben, schon gar das Schreiben von Überschriften und natürlich auch das von Untertiteln hätten immer auch mit der genauen Bedeutung von Worten zu tun.“ (54) Nehmen wir doch Ransmayrs Forderung nach Genauigkeit ernst und gehen wir der genauen Bedeutung des Wortes Tourist nach. Im Grimmschen Wörterbuch findet sich dazu der folgende Eintrag:

letzten endes bildung zu frz. tour ‚reise‘, das schon in me. zeit ins engl. gedungen war, als engl. wort aber im verlauf des 19.jh.s grundform einer reihe von neubildungen wurde; tourist ist im engl. zuerst 1800 belegt, im frz. 1816 nachgewiesen; ins deutsche im 3./4. jahrzehnt des 19.jh.s wohl aus dem engl. unmittelbar übernommen und rasch bekannt geworden.

1) in älterer bedeutung ‚reisender‘; der zu seinem vergnügen, ohne festes ziel, zu längerem aufenthalt sich in fremde länder begibt, meist mit dem nebensinn des reichen, vornehmen, unabhängigen mannes<sup>2</sup>

In dieser wie in anderen Definitionen wird die Bedeutung des Wortes zumeist negativ konnotiert, weil der Tourist im Gegensatz zum Entdecker aber auch zum Reisenden lediglich oberflächliche Begegnungen und Erfahrungen mit dem Fremden macht. Seine Erlebnisse sind an künstlich geschaffenes, als indigen und authentisch wirkendes Ambiente gekoppelt. Schon aufgrund der Kürze seiner Aufenthalte kann der Tourist nicht unter die Oberfläche einer Kultur vordringen. Ihm liegt daran, unangenehme Überraschungen zu vermeiden und daher bleibt er lieber auf dem sicheren, ausgetretenen Pfad. Der Untertitel von Ransmayrs Text stellt diese in der Fachliteratur eher negative Figur in den Mittelpunkt, vielleicht gerade deshalb, weil der europäische Reisende von heute, frei von jeder Illusion, ganz genau weiß, dass er in der Welt höchstens als Tourist unterwegs sein kann. Nur noch als Romanfigur kann er in erzählten Welten als Entdecker oder Kulturreisender auftreten.

Der ‚homo touristicus‘ ist laut Hasso Spode ein spezifischer Repräsentant der Moderne: „Er ist nicht einfach nur ein Reisender, der die Eisenbahn und Tourismusorganisationen in Anspruch nimmt, er ist ein zivilisationsmüder Flüchtling der neuen Zeit. Erholung wird ihm zum Mythos, das Reiseziel wird sekundär, entscheidend ist die innere Befindlichkeit, die ihn – aus dem Gefühl des Mangels heraus – nach Echtheit, Natur und Freiheit suchen lässt.“<sup>3</sup> In diesem Sinne ist Ransmayrs Tourist, wie Annegret Heitmann

2 Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm, <http://woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GT07183> [07.03.2014]

3 Spode, Hasso: Der Tourist. In: Frevert, Ute / Haupt, Hans-Gerhard (Hg.): Der Mensch des 20. Jahrhunderts. Frankfurt am Main / New York: Campus Verlag 1999, S. 113-137, S. 113. Zit. nach: Heitmann, Annegret / Schröder, Stephan Michael: Tourismus als literarische und kulturelle Praxis – zur Einführung. In: Dies. (Hg.): Tourismus als literarische und kulturelle Praxis. Skandinavistische Fallstudien. München: Herbert Utz Verlag 2013, S. 7-21, hier S. 9.

und Stephan Michael Schröder in Bezug auf die Moderne feststellen, eine typische Erscheinung, denn: „In seiner Dynamik birgt der Tourismus so einen Anfangsdiskurs, der durch die Suche nach dem stets Neuen einerseits und die Sehnsucht nach Ursprünglichkeit und Authentizität andererseits die Doppelgesichtigkeit der Moderne treffend repräsentiert.“<sup>4</sup> Tourist sein bedeutet, sich in einem räumlich, zeitlich und sozial marginalen Zustand zu befinden. Meeresküsten und Strände als Übergänge zwischen Land und Wasser, die vorübergehende Dauer des Aufenthalts sowie der Status des Nicht-Dazugehörens sorgen für den marginalen Zustand.<sup>5</sup> Nicht nur ‚Orte des Transits‘ wie Hotels, Bahnhöfe und Flughäfen gehören aufs Engste zum Tourismus, der Tourismus „favorisiert [...] ebenfalls Orte, die der Zeit enthoben scheinen – wie einsame Strände und entlegene Inseln –, und strebt gewissermaßen einen Ausstieg aus der Zeit an, versucht also einen Übergang von ‚Chronologie in Topologie‘ zu erreichen“.<sup>6</sup>

Der Tourist lässt Vieles hinter sich, gewinnt aber durch seine Ankunft und seinen Aufenthalt an einem anderen Ort mitunter einen anderen Blick auf das, was er zurückließ:

Wer in Bombay, in Lhasa oder Phnom Penh aus dem Flugzeug steigt, spürt doch, riecht doch, daß er etwas hinter sich gelassen hat, nicht die wichtigsten Dinge seines Lebens, aber doch vieles, das nur, nur! dort Bedeutung hat, wo er herkommt [...] Lächerlich jeder Versuch, auf einem verschneiten Paß in Sichuan darauf zu bestehen, daß man in einem anderen Irgendwo dieser Welt unter Applaus auf einer Bühne oder einem Podest Platz nehmen und einen bedeutenden Preis oder Orden am Band entgegennehmen durfte. (86)

Es verlangt kritische Reflexion und eine gewisse Bereitschaft, das Künstliche und Unechte einer Kultur beziehungsweise deren Ideologiegehalt wahrzunehmen. Vom Einheimischen erfordert dies insofern eine größere Anstrengung als vom Touristen, weil Ersterer in den gegebenen Verhältnissen aufgewachsen ist und in diesen lebt. Der Tourist hingegen verfügt über den Vorteil des Von-außen-Kommenden, dessen Blick noch nicht – höchstens von den eigenen Ideologien – verstellt ist. Im Optimalfall kehrt der Tourist also mit einem veränderten Bewusstsein oder geschärftem Sinn zurück, der ihm „eine gewisse Immunität gegen Ideologien und alle Arten von Dogmen“ gewährt. (87)

In Ransmayrs Darstellung wird der Tourist im Vergleich zu der in der Fachliteratur weitgehend mit negativen Attributen ausgestatteten Figur differenzierter gesehen, und zwar als einer, der die grundsätzlich als positiv erlebte Erfahrung der Vergänglichkeit, des Vorübergehens in sich aufnimmt und sie in das Schreiben einfließen lässt. (Vgl. 87)

4 Ebd., S. 10.

5 Vgl. Ryan, Chris: Stages, gazes and constructions of tourism. In: Ders. (Hg.): The Tourist Experience. 2. Aufl. London: Thomson 2005, S. 1-26, hier S. 3.

6 Vgl. Heitmann / Schröder 2013, S. 16f.

## 3.

Der zweite Punkt dieser Ausführungen fokussiert darauf, welche Rolle den Reflexionen über das Erzählen in den *Geständnissen eines Touristen* zukommt. Der Text ist als eine Art Poetik zu lesen, er kreist um die Macht der Sprache und des Erzählens und setzt sich mit nichts Geringerem auseinander als mit der Frage, wie das Erzählen mithilfe der Sprache Welten entwirft und generiert. Denn allein die Sprache vermag es, „Mögliches, zumindest Plausibles – und Notwendiges, Tatsächliches, kurz: *alles, was der Fall ist* – bloß durch hauchdünne, oszillierende Membrane getrennt nebeneinander“ zu setzen. (14) Hauchdünn und oszillierend ist auch die Grenze zwischen Tod und Erzählen, die sich bei Ransmayr nicht diametral verhalten, sondern das Erzählen wird dem Tod an die Seite gestellt, als Begleiter, der den Tod erst „erträglich macht“. (16) Immer wieder erscheint das Erzählen als ein Grundbedürfnis des Menschen, als eine ontologische Notwendigkeit, die sich in ihrer ursprünglichen Form primär mündlich artikuliert,<sup>7</sup> der alphabetisierten europäischen Kultur jedoch nur mehr schriftlich zugänglich ist. Das Medium beeinflusst aber nicht unbedingt die Funktion, egal ob mündlich oder schriftlich, sowohl das Verfassen als auch die Rezeption lässt die Fundamente des Lebens aufscheinen. Mit dieser Einstellung wird der Erzählkunst eine transzendente Macht und Wirkung zugeschrieben und die Wortkunst in metaphysische Regionen erhoben, was wiederum an das ästhetizistische Anliegen gemahnt, der Kunst eine nahezu religiöse Bedeutung zu verleihen. Überhaupt wird ein Dilemma der Literatur des frühen 20. Jahrhunderts indirekt evoziert, indem Ransmayrs Text stellenweise ähnliche Selbstzweifel und Unsicherheit an den Tag legt, wie Rilkes Malte sie angesichts der Angst vor dem eigenen Ungenügen als Schriftsteller formuliert. Malte reklamiert einen Erzähler, der noch in der Lage ist, Geschichten richtig zu erzählen. Als der Tod des falschen Zaren Grischka Otrepjow erzählt werden soll, ruft Malte aus: „Bis hierher geht die Sache von selbst, aber nun, bitte, einen Erzähler, einen Erzähler: denn von den paar Zeilen, die noch bleiben, muss Gewalt ausgehen über jeden Widerspruch hinaus.“<sup>8</sup> Ransmayr verbindet den Wunsch, etwas in Sprache zu verwandeln und so zum Ausdruck zu bringen, mit dem Größenwahn, daran zu glauben, dass das Leben einen Sinn hat:

7 Die „Sehnsucht nach einem mythischen Ursprung des Erzählens ‚vor‘ jeder Geschichte der Menschheit“ sieht auch Bernhard Judex in *Die Verbeugung des Riesen* aus dem Jahr 2003 artikuliert. In: Mittermayer, Manfred / Langer, Renate (Hg.): *Die Rampe*. Porträt: Christoph Ransmayr. Linz: StifterHaus 2009, S. 118–125, hier S. 122.

8 Rilke, Rainer Maria: *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*. Köln: Anaconda Verlag 2005, S. 142.

Aber hat nicht jeder Anspruch, etwas zu benennen, zur Sprache zu bringen, mit diesem Wahn zu tun? und kann wie jeder Wahn enden – mit einem Sturz ins Bodenlose. Denn wehe, *wehe!*, wenn der Versuch scheitert und sich die Sprache gegen mich selbst wendet und nichts, kein Satz, keine Beschreibung Form und Gestalt annehmen will, nichts gelingen und alles wieder und wieder immer anders beschrieben sein will – dann werde ich so verstört, so ratlos, bedürftig nach Trost wie ein Trauergast auf der Plattform eines tibetischen Turms. (17)

In beiden Texten wird der verunsicherte Erzähler sichtbar, der die Sprache nicht selbstbewusst beherrscht, sondern umgekehrt, von dieser beherrscht wird.<sup>9</sup> Die Zitate veranschaulichen das Risiko, mit dem das Erzählen verbunden ist: Malte erkennt, dass der moderne Erzähler nicht mehr in der Lage ist, zusammenhängend, sinnvoll und in alter Manier zu erzählen, was die Wirksamkeit und Gewalt der Erzählung gefährdet. Ransmayr seinerseits räumt der Sprache eine Kraft ein, der der Erzähler ausgeliefert ist und die ihn stets zu waghalsigen Gratwanderungen von ungewissem Ausgang zwingt.

In Ransmayrs Darstellung werden mündliches Erzählen und schriftliche Literatur fortlaufend kontrastiert. Ersteres steht für Ursprünglichkeit und besitzt eine stark körperliche Komponente. Es ist unmittelbar an das Gehen gebunden, das den „allmähliche[n] langsame[n] Wechsel der Perspektive, das Innehalten und Betrachten“ in sich fasst und damit die Voraussetzungen für authentisches Erzählen schafft. (89) Zudem ist die erzählende Person mit ihrer Stimme von enormer Bedeutung, weil die Zuhörer durch die körperliche Anwesenheit und die Unmittelbarkeit der Darbietung gleichsam physisch gefesselt werden. Die Vorstellung von authentischem Erzählen wird am Beispiel marokkanischer Erzähler anschaulich gemacht, die im Freien auf öffentlichen Plätzen, von ihrer Zuhörerschaft umringt, tagein, tagaus nur erzählen. Sie generieren damit eine, wie Ransmayr formuliert, „reigenartige“ Bewegung des Publikums von einem Erzähler zum anderen und immer weiter, eine sichtbare Dynamik im physikalischen Raum. Diese Bewegung nimmt an Intensität zu oder ab, je nach dem augenblicklichen Stand der Geschichte oder dem durch das Erzählen erzeugten Grad der Spannung. Die Kraft mündlicher Erzählung zeigt sich auch an der zurückbleibenden Leerstelle, sobald ein Erzähler seinen Standort verlassen hat. Diese Wirkung wünscht sich auch der Autor und meint sie erreicht zu haben, wenn er am Ende seiner Schreibtätigkeit ein Buch hervorbringt, in dem schon ein einziger Leser „das eigene Glück, das eigene Elend wiedererkennt“. (27) In Ransmayrs Poetik liegt der Akzent stets auf dem Individuum und auf dem Individuellen, das unter günstigen Umständen allgemeine Geltung für sich beanspruchen darf. Ähnlich fasst er diese Haltung in der Poetik-Vorlesung *Unterwegs nach Babylon* zusammen:

9 Ähnlich auch Chandos in Hugo von Hofmannsthals *Ein Brief*.



Wirklich klar wird aller Schrecken ebenso wie die Sehnsucht, ihn für immer zu überwinden, nur an der Geschichte des Einzelnen. Wenn es überhaupt eine der Erzählung entsprechende Haltung geben kann, dann die Hinwendung zum Leben des Einzelnen. Geht es denn beim Erzählen nicht vor allem darum – das Unwiederholbare, Unverwechselbare am Einzelfall darzustellen und ihn vielleicht gerade dadurch zum Beispiel zu machen? Die Welt besteht schließlich nicht aus gesichtslosen, arbeitenden, marschierenden oder in ihre Ferien stürmenden Massen, sondern aus Menschen mit Namen, Gefühlen, Geburts- und Sterbetagen, Lebensläufen.<sup>10</sup>

Er verortet sich in einer alten literarischen Tradition, wenn er davon überzeugt ist, an individuellen Schicksalen auch für das Kollektiv brauchbare Einsichten demonstrieren zu können. Die Erfahrungen eines Touristen sind sowohl kollektiver als auch individueller Art, wobei aber der individuelle, persönliche Anteil größer und weitaus wichtiger ist als der gemeinschaftliche. Der Fluchtpunkt also, in dem die körperliche Betätigung des Touristen, der hier in erster Linie als Fußgänger definiert wird, und die körperliche Komponente der mündlichen Erzählung zusammengeführt werden, ist die Literatur selbst.

Der grundlegende Unterschied zwischen mündlicher und schriftlicher Erzählung lässt sich in der Beständigkeit und in der Dauer fassen. Eine mündliche Erzählung befindet sich, gerade weil sie nicht fixiert ist, in ständiger Wandlung. Sie verlangt stete Arbeit am Text und erstarrt in dem Augenblick ihrer Niederschrift. Sie existiert so lange, wie sie in Variationen immer neu entworfen wird und stirbt, wenn man aufhört, sie zu erzählen. Dieses Sterben ist aber kein plötzliches Ereignis, sondern ein allmähliches Dahinschwinden. Schriftliche Texte sind demgegenüber dauerhaft und unveränderlich. Der Garant für ihr Fortbestehen ist paradoxerweise, was mündliche Erzählung vernichtet, nämlich ihre Unbeweglichkeit. Wie die Dynamik der mündlichen Erzählung in einem schriftlichen Text behalten oder zumindest annähernd erreicht werden kann, scheint Ransmayr immer wieder zu beschäftigen. Im Gegensatz zum mündlichen Erzähler muss der Schriftsteller auf die unmittelbare Rezeption durch ein interaktiv teilnehmendes Publikum verzichten und sich mit nachträglichen Reaktionen auf das abgeschlossene Werk zufriedengeben. Was laut Kathrin Pöge-Alder jedes mündliche Erzählen charakterisiert, dass nämlich „[d]ie Resonanz der Erzählgemeinschaft [...] dabei, wenn es sich um eine gefestigte und erfahrene Gruppe handelt, wie eine regulierende Instanz [wirkt]“<sup>11</sup>, trifft auf den schriftlichen Text nicht mehr zu.

10 Ransmayr, Christoph: *Unterwegs nach Babylon – Notizen zu einer Poetik in eigener Sache*. In: Ransmayr, Christoph / Schrott, Raoul: *Unterwegs nach Babylon: Spielformen des Erzählens*. Tübinger Poetik-Dozentur 2012. Hg. von Dorothee Kimmich, Philipp Alexander Ostrowicz und Anja Simone Michalski. Künzelsau: Swiridoff 2013, S. 7–22, hier S. 18.

11 Pöge-Alder, Kathrin: *Märchenforschung. Theorien, Methoden, Interpretationen*. Tübingen: Gunter Narr Verlag 2011, S. 145.

Das Nachdenken über Erzählwelten, über das Verhältnis des Autors zu seinen Figuren, das Loslassen, wenn ein Buch beendet ist, und das Weiterleben der Erzählung mit ihren Figuren, all das richtet sich eigentlich auf das Wesentliche jeder Kunst. Es geht um den Sinn und Zweck der Literatur und die Bestimmung des Dichters, wobei diese Fragen mit einem dem Thema gemäßen Pathos erörtert werden. Ransmayr plädiert dabei für eine hermetische Kunst mit einer eigenen Sprache und einer eigenen Welt und sperrt sich dezidiert gegen öffentliches Engagement und aktuelle politische Stellungnahmen, indem er diese aus dem Bereich der Literatur ausschließt und sich das Recht vorbehält, zurückgezogen, im eigenen Tempo über den Lauf der Welt nachzusinnen. Wiederkehrend fordert er für sich Zeit, nicht nur wenn das Schreiben dies verlangt, sondern auch, wenn er seine Entscheidung begründet, sich in Irland niedergelassen zu haben, oder wenn er sich öffentlichen Debatten und Podiumsdiskussionen entzieht, weil die den Diskussionsteilnehmern zur Verfügung stehende Zeit für schlagfertige und frappante Antworten nicht ausreicht.

Jede Erzählung versucht der Bewegung der Welt gerecht zu werden, die sich zwischen Werden und Vergehen in ständiger Veränderung befindet. „So kann der Abstand zwischen dem Ursprung und Ende einer Geschichte unendlich werden und der Weg ihrer Überlieferung, ihr Weg durch den Raum zu ihrem einzigen *Ort*.“ (107) Das unausweichliche Vergehen ist aber deshalb nicht als Tragödie zu betrachten, weil im Erzählen einerseits immer neue Welten entstehen, andererseits weil das Vergehen, wenn auch nur zeitweilig, im Erzählen zum Stillstand gebracht werden kann. Dafür eignet sich die Gattung Roman wesentlich besser als etwa die Lyrik, da der Roman ganze Welten oder die Totalität der Welt in sich aufnehmen will, wobei der Romanautor sich zugleich der Vergeblichkeit und der Unmöglichkeit dieses Vorhabens bewusst sein muss. In seinem Fall ist die Überzeugung von der Kraft des dichterischen Wortes, wie sie bei Horaz oder Shakespeare noch vorhanden war, nicht mehr gegeben.<sup>12</sup> Dies scheint aber an der Gattung selbst zu liegen. Vom selbstsicheren Auftreten des Lyrikers ist beim Romancier kaum etwas zu spüren. Während Horaz und Shakespeare noch behaupten konnten, in ihren Gedichten und durch sie der Zeit und der Vergänglichkeit zu trotzen, kann der Romancier höchstens immer neue Romane schreiben, in denen er für die Dauer der Entstehung jeweils eine neue Totalität, jeweils eine neue Welt entwirft. Mit Kundera lässt sich sagen, dass wir angesichts einer mehrdeutigen Welt anstatt einer einzigen Wahrheit mit einer Reihe von widersprüchlichen, relativen Wahrheiten konfrontiert werden, die sich in den als Romanhelden bezeichneten imaginären Ich verkörpern. Haben wir also überhaupt eine Gewissheit, dann ist das „die Weisheit der Ungewissheit“.<sup>13</sup> Die Koexis-

12 Vgl. *Exegi monumentum aere perennius* von Horaz und Sonett 55 von Shakespeare: *Not marble, nor the gilded monuments*.

13 Vgl. <http://de.scribd.com/doc/102666766/Kundera-Milan-The-Art-of-the-Novel> [04.07.2014]

tenz der vielen relativen Wahrheiten macht den Roman in Bachtins Terminologie zur dialogischen Gattung und hebt ihn dadurch von der monologischen Lyrik ab.<sup>14</sup>

Die Überzeugung Shakespeares, dass erst seine Werke den/die Besungene/n für alle Ewigkeit bewahren können, bezieht sich immer noch auf die Kraft des mündlichen Erzählens, heißt es doch im Sonett Nr. 81.: „You still shall live – such virtue hath my pen – / Where breath most breathes, even in the mouths of men.“<sup>15</sup> Die Kraft der Dichtkunst wird hier an die mündliche Tradierung, explizit an das Atmen, somit ans Leben gebunden. Die von Ransmayr erwähnten marokkanischen Erzähler leisten dasselbe und der Autor scheint eine starke Nostalgie nach dieser ursprünglichen Form des Erzählens zu haben. Er, der Romanschriftsteller, kann die physisch spürbare Wirkung der arabischen Erzähler, die ebenso wie zu Homers Zeiten Epen oder Märchen erzählen, nicht mehr erbringen. Ransmayrs Nostalgie für das mündliche Erzählen lässt sich vielleicht auch mit seiner Einstellung gegenüber der Haltbarkeit von Dichtung erklären. Seiner Ansicht nach sind literarische Werke beziehungsweise Erzählungen von vornherein nicht für die Ewigkeit bestimmt, sondern vielmehr von Zeitlichkeit geprägt: „Was immer erzählt wurde, war niemals für alle Zeit festzuhalten, sondern wurde weitererzählt, weiter überliefert, verwandelt – und irgendwann doch vergessen. Jede Geschichte hat ihre Zeit.“ (65) Geschichten, die durch das Erzählen entstehen, sich durch das Weitererzählen verändern und vielleicht so lange weitererzählt werden, bis sie gar nicht mehr wiedererkennbar sind, sondern sich völlig verwandelt haben und auf diese Weise Anfang und Ende zugleich in sich fassen, sind wie Ovids *Metamorphosen*, in denen er jeweils einen Tod und eine Wiedergeburt in veränderter Form, also den ewigen Kreislauf in der Welt, festhielt.

14 Vgl. Bachtin, Michail: Das Wort im Roman, Kap. II. Das Wort in der Poesie und das Wort im Roman. In: Ders: Die Ästhetik des Wortes. Hg. und eingeleitet von Rainer Gröbel. Aus dem Russischen von Rainer Gröbel und Sabine Reese, S. 168–192, hier insbesondere S. 188–191.

15 Shakespeare, William: The Poems and Sonnets. Ware: Wordsworth Editions 1994, S. 43.

# „Eine versuchte Annäherung, die nie gelingt...“

## Reisen und Erzählen als Auflösung von Grenzen

### in Thomas Stangls *Der einzige Ort*

#### 1.

*Der einzige Ort* (2004), das literarische Debüt des österreichischen Schriftstellers Thomas Stangl, handelt von den Entdeckungsreisen zweier historischer Personen, des schottischen Majors Arthur Gordon Laing und des französischen Bäckerssohnes René Caillié. In den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts reisten sie quer durch Afrika, um die geheimnisvolle Stadt Timbuktu als erste Europäer zu sehen. Hinter dem Major, der in offizieller Mission unterwegs war, stand die Macht des britischen Empires, das seine Reise finanzierte, wogegen Caillié sich auf eigene Faust, als Araber verkleidet, auf den Weg machte. Zwischen ihren Reisen lagen zwei Jahre. Als Caillié schließlich Timbuktu erreichte, war Laing zwar schon vor ihm dort gewesen, starb jedoch auf der Rückreise. So war es der Franzose, der als erster Europäer gepriesen wurde, die sagenhafte Stadt erreicht zu haben. Seine Reisebeschreibung veröffentlichte er im Jahre 1830 in drei Bänden, Laings Buch über seine Reisen in Westafrika erschien 1825 in London.<sup>1</sup>

Stangls erster Roman wurde von der Kritik überwiegend positiv aufgenommen, Olga Martynova bezeichnete ihn als „Afrikaparabel für Erwachsene geschrieben, mit viel Sprachkunst und Intelligenz, ein nüchternes und zugleich bezauberndes Buch“.<sup>2</sup> Joachim Scholl meinte, die zentrale Problematik des Romans sei die Frage „Was ist Wirklichkeit?“: „Die Fata Morgana wird dabei wortwörtlich zum Prinzip des Buches, das den Autor sicher durch seine weit gespannte Erzählung trug.“<sup>3</sup> Scholl findet auch lobende Worte für Stangls ungewöhnlichen Stil:

Mit großer Raffinesse, in einer Art von hypnotischem Realismus, beschreibt der Autor die zunehmende Bewusstseinsveränderung seiner Helden. [...] Dennoch bleibt Stangls Stil in jeder Zeile genau, hält er die Schweben stets am Boden der Tatsachen, indem er zahllose präzise Details elegant im Text

- 1 Informationen zu den Ausgaben und zu anderen Quellentexten sind in der Literaturanmerkung zum Roman zu finden, siehe Stangl, Thomas: *Der einzige Ort*. München: btb 2006, S. 542. Die Seitenangaben in Klammern im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.
- 2 Martynova, Olga: Das Rauschen des Sandmeeres in Wien. Thomas Stangl erzählt in seinem furiosen Debüt von einer Reise ins sagenumwobene Timbuktu. In: *Die Zeit*, 24.06.2004, <http://www.zeit.de/2004/27/L-Stangl/komplettansicht> [29.04.2016]
- 3 Scholl, Joachim: An den Quellen des Nils. *Thomas Stangl: „Der einzige Ort“*, 5.5.2004, [http://www.deutschlandfunk.de/an-den-quellen-des-nils.700.de.html?dram:article\\_id=81811](http://www.deutschlandfunk.de/an-den-quellen-des-nils.700.de.html?dram:article_id=81811) [18.04.2016]

verwebt.<sup>4</sup>

Thomas Kraft stellt Stangls Roman in eine Reihe mit Schrott, Roes, Ransmayr, Capus und Bödl, denn „[s]ie zeugen alle von einem Interesse, den Spannungsbogen von einem Ursprung hin zu einer Endlichkeit zu schlagen und dabei die Dimensionen individueller Erfahrung zu reflektieren.“<sup>5</sup> Der Vergleich ist durchaus plausibel und Kraft stellt mit Recht fest:

Es sind Balanceakte zwischen poetischer Archäologie, düsterer Endzeitvision und obsessiver Erdkunde. Es gilt an die Grenzen der Welt und an die Grenzen der Sprache vorzustößen. Eine Fülle von geographischen und ethnologischen Details bereichert diese Texte; Wüsten dienen hier als literarische Projektionsfläche und als Folie einer individuellen Suchbewegung.<sup>6</sup>

In der Forschung stand das Werk in erster Linie wegen seiner postkolonialen Bezüge im Zentrum des Interesses. So untersucht Anil Bhatti den Roman im Hinblick auf eine Tendenz in der Literatur, nicht die Wurzeln von Kulturen zu suchen, sondern „Kulturen als mehrschichtige ‚Palimpseste‘“ zu betrachten, „die sich prozessual stets neu konfigurieren, ohne die Gleichzeitigkeit ihrer Komponenten zu verleugnen.“<sup>7</sup> Auf Stangls Roman bezogen heißt es bei Bhatti: „der magische Ort liegt in einem Kontinent, der durch die koloniale Ideologie zum Kontinent ohne Geschichte deklariert wurde. Um die Bildlichkeit des ‚dunklen Kontinents‘ geht es, wenn sich der heutige Schriftsteller diesem Ort schreibend nähert.“<sup>8</sup> Die kritische Erinnerung an den Kolonialismus als ein wichtiges Merkmal des zeitgenössischen deutschsprachigen historischen Romans hebt auch Dirk Göttsche hervor, der die „postkoloniale Ästhetik“ des Textes in Anlehnung an Axel Dunker in Folgendem begründet sieht: Stangl „combines the citation and deconstruction of colonial adventure stories and travel accounts with a stylistic technique of defamiliarization, which adds linguistic alterity to the novel’s self-reflexive engagement with cultural and historical difference.“<sup>9</sup> Das Anliegen des Autors sei der Versuch, „to recover history and voices of Africans by confronting the European imagination of Timbuktu with West African history and West African oral historiography“.<sup>10</sup> Unter dem Aspekt der ‚New World Literature‘ untersucht Elke Sturm-Trigonakis den Roman

4 Ebd.

5 Kraft, Thomas: Die Reise nach Timbuktu. Grenzerfahrung Thomas Stangls beeindruckender Debütroman „Der einzige Ort“, 05.11.2004, <https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/die-reise-nach-timbuktu> [29.04.2016]

6 Ebd.

7 Bhatti, Anil: Die Abwendung von der Authentizität. Postkoloniale Sichtweisen in neueren Romanen. In: Rössner, Michael / Uhl, Heidemarie (Hg.): Renaissance der Authentizität? Über die neue Sehnsucht nach dem Ursprünglichen. Bielefeld: transcript 2014, S. 43-62, hier S. 44.

8 Ebd., S. 58.

9 Göttsche, Dirk: Remembering Africa: The Rediscovery of Colonialism in Contemporary German Literature. Rochester, N. Y.: Camden House 2013, S. 293.

10 Ebd., S. 297.

und kommt zu der Feststellung, dass das Integrieren von afrikanischen Sprachen in den Erzähltext darauf abzielt, die textuelle Kohäsion zu zerstören, den deutschsprachigen Leser zu verunsichern und die Kommunikation zu erschweren:

All these foreign interferences [...] function as synecdoches, transferring alterity into the German text, often without securing the comprehension by the recipient, who is abruptly forced into the role of the Other, the outsider, the foreigner. Thus a language rhizome of equally ranking elements is generated, which subverts the presumed.<sup>11</sup>

Im Folgenden möchte ich nicht auf die eben skizzierten, viel diskutierten postkolonialen Aspekte eingehen, sondern vom Begriff der Grenze ausgehend die sich in diesem Text entfaltenden Relationen von Raum, Körper und Text untersuchen. Am Anfang sollen einige raumtheoretische Überlegungen, vor allem in Anlehnung an Michel de Certeau, stehen, die am Beispiel der Wüste dargelegt werden. Dies legitimiert sich nicht zuletzt dadurch, dass de Certeau, der seine Theorie in Bezug auf den urbanen Raum, insbesondere auf die Stadt und auf den Fußgänger entwickelt hatte, die Stadt an einer Stelle mit der Wüste verglich. Er begründet diesen Vergleich damit, dass die Stadt für den Fußgänger infolge des Gehens zu einer unübersichtlichen, vieldeutigen urbanen Textur werde, in der die Bedeutungen verloren gingen und die Stadt, die ein Ort sein sollte, zum bloßen Namen werde. Das Bedeutungslose, ja Erschreckende sei nicht nur schattenhaft präsent, sondern werde wie in scharfem Licht überdeutlich sichtbar, was die Stadt für viele Menschen zur Wüste mache.<sup>12</sup> Danach spannt sich der Bogen vom Raum weiter zum Körper und schließlich wird ein Zusammenhang zu den räumlichen und körperlichen Aspekten von Texten allgemein hergestellt.

## 2.

Das Reiseziel der Romanfiguren ist das sagenumwobene Timbuktu im heutigen Mali. Jahrhundertlang galt es als eine Stadt von unermesslichem Reichtum und die Mythen, die sich um Timbuktu rankten, reizten Entdecker zu allen Zeiten, waghalsige Reisen durch die Wüste zu unternehmen, um es mit eigenen Augen bestaunen zu können. Insofern besteht eine Ähnlichkeit mit anderen mythisierten, zum Teil fiktiven Orten, wie Eldorado, der Nordpol oder die Neue Welt, wie sie in den Phantasien der Kolonisatoren lebten. Im Augenblick der Entdeckung konnte die Stadt dem Mythos aber in keiner Weise gerecht werden und brachte den völlig erschöpften Reisenden bloß Enttäuschung.

- 11 Sturm-Trigonakis, Elke: Contemporary German-Based Hybrid Texts As a New World Literature. In: Beebe, Thomas Oliver (Hg.): German Literature as World Literature. New York: Bloomsbury 2014, S. 177-196, hier S. 192.
- 12 de Certeau, Michel: Kunst des Handelns. Aus dem Französischen von Ronald Voullié. Berlin: Merve 1988, S. 198.



Sie mussten erkennen,

daß in dieser Stadt eine andere Wahrheit gilt, für die der bloße Ruf, der bloße Name garantiert. Erst der Verlust der Wahrheit öffnet den Raum. Die Seele der Stadt Timbuktu (verpflanzt; aber an keinen bestimmten Ort), die einmal in den großen Gelehrten verkörpert war, ist von jetzt an körperlos, nirgends zu suchen, sie ist außerhalb, anderswo, von wo auch immer man sich ihr nähern will. (298)

Für die Entdecker ist Timbuktu so lange interessant, solange es als Mythos existiert. Als Mythos entzieht es sich nämlich der Entdeckung und befindet sich in einem ständigen Anderswo. Die Konfrontation mit der Realität nimmt der Stadt ihre Anziehungskraft, weil der Augenblick der Ankunft dem großen Traum vom Entdecken unweigerlich ein Ende setzt. Der Zauber des Mythos besteht in seiner Vieldeutigkeit, die Wirklichkeit dagegen erweist sich dem Reisenden als eindeutig und einschränkend. Caillié hat den Eindruck, dass in der Mittagshitze, „die ganze Stadt unter dem Druck der Atmosphäre im Boden zu versinken, zu sterben [scheint]; [...] die Stimmung scheint gedämpft und unwirklich – unwirklich, weil da nur das Wirkliche ist und nichts sonst, keine Bedeutung, keine Verbindung außer der ganz unmittelbaren durch seine Sinne, ohne Mehrwert und ohne Begehren.“ (423)

Laing und Caillié bewegen sich aus gegensätzlichen Richtungen auf ihr Ziel zu. Laing zieht von Norden nach Süden, Caillié von Westen nach Osten. Die geheimnisvolle Stadt stellt das Zentrum ihrer Wünsche, Sehnsüchte und Anstrengungen dar. Ihre Bewegung im Raum kann jeweils mit Geraden nachgezeichnet werden, die von einem peripheren Ausgangspunkt auf einen Mittelpunkt zuführen, wo sie sich treffen müssten. Die zweijährige Zeitverschiebung zwischen den Reisen sorgt aber dafür, dass die Geraden sich letztlich doch nicht schneiden, weil sie quasi räumlich übereinander liegen. Durch die Differenz in der Zeit entsteht also eine vertikale Stufung und der Endpunkt, in dem die Linien zusammenlaufen sollten, scheint sich wie durch eine geometrische Spiegelung zu verdoppeln. Beide Reisenden betreten dieselbe Stadt, die aber paradoxerweise jeweils eine andere ist.

Timbuktu erscheint im Roman als das Abwesende schlechthin, das unzählige Namen hat und somit weder entdeckt noch vermessen noch beherrscht werden kann: „in der Sprache der Zenagha-Mauren [...] *entfernt, verborgen* [Hervorhebung im Original, Sz. R.]: für die hier Lebenden ein ständiger innerer Widerspruch; im Zentrum des Netzes eine Leere, eine Abwesenheit, unter all den Eroberungen etwas, das sich entzieht.“ (234) Für die Entdecker scheint er dennoch der ideale Zielort zu sein, ihnen geht es nämlich weniger um das Erreichen des Ziels als vielmehr um den Weg selbst: „Eine hoffnungslose, aufs niemals Erlebte gerichtete Bemühung hält das Spiel im Gang; eine versuchte Annäherung, die nie gelingt, weil sich die Sehnsucht immer nur in sich selbst dreht und wuchert, fast ohne Träger.“ (16) Das Prozesshafte jedes Unterwegsseins zeigt



insbesondere das Gehen, das Michel de Certeau folgenderweise definiert: „Gehen bedeutet, den Ort zu verfehlen. Es ist der unendliche Prozeß, abwesend zu sein und nach einem Eigenen zu suchen.“<sup>13</sup>

Für Caillié ist nicht das Ankommen am Ziel, sondern die Vorfriede am wichtigsten, diese gibt ihm Kraft und hilft die Enttäuschung angesichts der wirklichen Stadt zu ertragen: „sie [die Vorfriede, Sz. R.] überlebt in gewisser Weise auch den ersten Anblick der Stadt; sie ist in gewisser Weise das, was überlebt, auch wenn es seine Form wandelt und durch ungeahnte Tiefen hindurchgeht. Er ist sich der Würde des Augenblicks bewußt.“ (414) Es ist nicht die Stadt selbst, sondern der Name, eine Vorstellung von der Wahrheit, ein Begriff, den Caillié sich machte und der ihn vorantreibt, wobei er nach der Ankunft sich selbst gesteht, „im Grunde hat er sich nichts vorgestellt, so ist es von vornherein schlimm, auf irgendeine Wirklichkeit zu stoßen. [...] [E]r fühlt sich ganz und gar ausgehöhlt und möchte eigentlich nur noch weinen“. (419) Den Augenblick des Triumphs erlebt auch Laing nicht beim Betreten der Stadt, sondern an der Stadtmauer, unmittelbar bevor er das Stadttor durchschreitet. Er fühlt sich endlich am Ziel und das Besondere dieses Augenblicks ist

für ihn [...] etwas ganz anderes als Freude, etwas ganz anderes als eine bloße Ankunft: Die Eroberung ist vollzogen, auch wenn niemand es weiß und gerade weil niemand es nachvollziehen wird können, dies ist nun der Mittelpunkt der Welt, der eine Augenblick, die eigene Anwesenheit an diesem einen, unabänderlichen Ort markiert den Punkt, an dem die Welt stillsteht. (416)

Der erste Eindruck von Timbuktu ist der von Öde, Tristesse und Armut, das absolute Gegenteil des Erwarteten: „Auf den ersten Blick [...] ist nichts zu sehen als eine Anhäufung von schlecht konstruierten Lehmbauten.“ (416) Selbst die Natur zeigt sich dem Besucher von ihrer unfreundlichen Seite ohne Menschen: „In alle Richtungen breiten sich endlose Ebenen aus Treibsand aus, von einem Weiß, das ins Gelb hineinspielt, und von größter Kargheit. Der Himmel zeigt am Horizont ein bläßliches Rot; die ganze Natur ist traurig; es herrscht tiefste Stille, nicht ein einziger Vogel läßt seinen Gesang hören.“ (416f.)

Der Ort scheint grenzenlos zu sein, „[n]icht einmal eine Stadtmauer ist zu sehen, nur Schutthaufen da und dort am Rand des bewohnten Gebiets“. (417) Von außen nahm der Reisende noch die Türme der Moscheen wahr, die aus seiner Perspektive „unter dem weiten Himmel die Anwesenheit, die Kunstfertigkeit und die Magie der Menschen bezeugen“. (415) Das Betreten der Stadt verursacht keine Freude, höchstens Erleichterung, und kaum sind Laing und Caillié dort, planen sie schon die Rückreise und wollen Timbuktu schnellstmöglich wieder verlassen. Eine innere Unruhe treibt sie voran, das

13 Ebd., S. 197.

einzig Erträgliche ist für sie der endlose Prozess des Unterwegsseins: „Für ihn darf es keinen Ort geben, wo es ihn hält, keinen festen Boden unter den Füßen, nur das Anderswo, den Raum, der aus den Büchern und den Landkarten hervortritt und sein Versprechen gibt.“ (140) Der „einzige Ort“ ist, wie der Autor selbst konstatiert, einerseits, jedoch nur oberflächlich, „Timbaktu [...] diese[r] gleichzeitig imaginäre[] und reale[] Ort. Andererseits ist es ein innerer Ort, eine Art dunkler Kern der Person, der sie umtreibt, der aber nie ganz zu erreichen ist.“<sup>14</sup>

Die zentralen Handlungselemente, das Unterwegssein und die Entdeckung des geheimnisvollen Ortes legen es nahe, den Text als Abenteuerroman oder Reiseroman zu lesen. Die Reise sowie deren Auswirkungen auf die Entwicklung der Person lassen jedoch auch an den Entwicklungs- oder Bildungsroman als mögliche Gattungszuweisung denken. Wie von Bachtin in *Das Wort im Roman* detailliert ausgeführt wurde, unterscheidet er unter anderen zwischen dem „reinen Abenteuerroman“, in dem das Abenteuer bloßes Sujet ist und dem „Prüfungsroman“, dessen wichtige Voraussetzung es ist, „Abenteuerlichkeit mit tiefer Problematik und komplexer Psychologie“ zu verbinden.<sup>15</sup> Letzteren Romantypus charakterisiert Bachtin mit folgenden Worten: „[D]ie Idee der Prüfung kennt in einigen ihrer Formen zwar die Krise, die Wiedergeburt, nicht aber die Entwicklung, das Werden, die allmähliche Ausbildung des Menschen. Sie geht vom fertigen Menschen aus und unterwirft ihn aus der Perspektive eines ebenfalls fertigen Ideals der Prüfung.“<sup>16</sup> Der Bildungsroman dagegen basiert in Bachtins Kategorisierung vorwiegend auf der Veränderung des Helden:

Das Leben gilt nun nicht mehr als Mittel und Prüfstein zur Erprobung eines fertigen Helden (oder bestenfalls auch als stimulierender Faktor für die Entwicklung des bereits vorgeformten und vorherbestimmten Wesens des Helden), nun entfaltet sich das von der Idee des Werdens beleuchtete Leben mit seinen Ereignissen als Erfahrung des Helden, als Schule, als Milieu, die den Charakter des Helden und seine Weltanschauung erst prägen.<sup>17</sup>

In Bezug auf Stangls Text lassen sich Elemente beider Romantypen entdecken. Die Forscher sind vorgeformte Charaktere, „fertige Menschen“, die über eigene Gewissheiten, Überzeugungen und Vorurteile verfügen. Die europäischen Vorurteile verlieren sie nicht, sie sind überzeugt von der Suprematie der eigenen Kultur, dennoch ist ihre Reise als Identitätssuche zu deuten. Am Ende des Romans erfüllt sich die von Bachtin

14 Niedermeier, Cornelia: Die Grauwerte des Lebens In: Der Standard, 19.12.2006, derstandard.at/2700510/Die-Grauwerte-des-Lebens [29.04.2016]

15 Bachtin, Michail: Das Wort im Roman. In: Die Ästhetik des Wortes. Hg. und eingeleitet von Rainer Gröbel. Aus dem Russischen von Rainer Gröbel und Sabine Reese. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979, S. 154–300, hier S. 271.

16 Ebd.

17 Ebd.

postulierte „Prägung der Weltanschauung“ zwar nicht, aber die Reise vermittelt sowohl Laing als auch Caillié Erfahrungen, die ihre Selbstgewissheiten auf körperlich und mental gleichermaßen spürbare Weise in ihren Fundamenten erschüttern. Es wird also im Vorgang des abenteuerlichen Reisens nicht Stück für Stück eine Identität aufgebaut, sondern fertige Identitäten werden erschüttert und bis zur Selbstaufgabe demontiert. Die Prägung des Helden findet folglich gerade unter gegensätzlichem Vorzeichen statt.

Als Abdallah verkleidet zeichnet der eine Reisende verstohlen seine verächtlichen Kommentare zu Land und Leuten auf und versucht durch das Schreiben seine Identität als René Caillié zu bewahren. Auf die wichtige Funktion seiner Aufzeichnungen macht Michaela Holdenried aufmerksam, die in Cailliés Bemühung, die Reise und Timbuktu zu dokumentieren, das „einzige[] Medium der Identitätsvergewisserung“ sieht, denn „am Ziel steht die Erlangung einer endgültigen Identität“. <sup>18</sup> Laut Holdenried erzähle der Text „vom Verlust europäischer Konstrukte der Selbstgewissheit“ und schildere „den Prozess der Selbstaufgabe [...], der im Augenblicke des schalen Triumphs zum Ende kommt.“ <sup>19</sup>

Laing ist seinerseits stets auf die Würde eines britischen Offiziers bedacht, verummumt sich nicht und verhandelt in dieser Eigenschaft mit den örtlichen Machthabern. Im Gegensatz zu Caillié ist er sogar in der Lage, die Schönheit der Stadt zu erkennen und zu würdigen. Sein (Eroberungs-)Gang durch die Stadt ist „eine zärtliche, zugleich besitzergreifende Geste“. (430) Laings Identität scheint aber nur noch von der Uniform zusammengehalten zu sein, die ihn wie eine Schutzhülle umgibt. So legt er etwa großen Wert darauf, immer Socken zu tragen, die mittlerweile allerdings so zerschlissen sind, dass sie ihre ursprüngliche Funktion nicht mehr erfüllen können und man sie als solche kaum noch erkennt.

Von einem „reinen Abenteuerroman“ kann man fernerhin auch im Sinne einer leserfreundlichen Lektüre nicht sprechen. Vor allem das Erzähltempo und die Erzählweise machen den Text zu einem harten Brocken, darauf haben Rezensenten, wie etwa Ursula Homann schon hingewiesen: „Nachdem man sich langsam und mühsam eingelesen hat in den weit ausholenden und lang gesponnenen Roman, ist man zu guter Letzt mit involviert und fasziniert von der Poesie, den meisterhaften Schilderungen, von der Fülle der Details und dem langen Atem des Autors.“ <sup>20</sup> Anne Zauner betont ebenfalls

18 Holdenried, Michaela: Passagen ins kulturelle Anderswo imaginärer Geographie. Thomas Stangls Timbuktu-Roman *Der einzige Ort*. In: Valentin, Jean Marie (Hg.): Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005: Germanistik im Konflikt der Kulturen. Bern [u.a.]: Peter Lang Verlag 2007 (= Jahrbuch für Internationale Germanistik, Bd. 9), S. 153-160, hier S. 158.

19 Ebd.

20 Homann, Ursula: Könige im eigenen Land. Thomas Stangls Debut-Roman führt in ein imaginäres Timbuktu, 8 / 2004, [http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=7279](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=7279) [29.04.

die Schwierigkeit der Lektüre: „Ganz einfach macht er es dem Leser allerdings nicht, denn er beschreibt die beiden Schicksale in einer Ausführlichkeit und mit einer solchen sadistischen Lust am Detail, dass man schreien möchte. Quälend langsam pflügen sich die Sätze durch den Wüstensand und das Ziel der Reise rückt mehr und mehr in die Ferne.“<sup>21</sup> Das Erzähltempo passt sich der Reisegeschwindigkeit an und wegen der vielen Verzögerungen und Hindernisse und der Länge und Beschwerlichkeit der Strecke ist es ausgesprochen langsam.<sup>22</sup> Wie die Reisenden ihr ursprüngliches Verhältnis zu der Zeit immer wieder zu überdenken und zu ändern gezwungen sind, muss auch der Leser seine Vorstellung von der Zeit und von der Energie, die er in die Lektüre zu investieren bereit ist, revidieren. „„Weiter“, möchte man Thomas Stangl zurufen, doch der beharrt auf seinem langen Atem, bis man unmerklich beginnt, sich an den Stillstand zu gewöhnen und die Wüste sich bis an den Horizont ausdehnt. Zeit spielt keine Rolle mehr und aus den Dünen sprießen poetische Blüten voll exotischer Schönheit.“<sup>23</sup>, so Zauner weiter. Tatsächlich wird der Leser, ist er ausdauernd genug, vom Sog der Erzählung erfasst und in eine andere Dimension versetzt. Damit beginnt eine lange Reihe von Grenzüberschreitungen, die sich in diesem Roman vollziehen. Sie sind festzumachen an der Trias von Raum, Körper und Text.

### 3.

Die Wüste ist in diesem Text Grenze und Nicht-Grenze, Linie und Ebene zugleich. Als kultureller Raum ist sie nicht nur der Ort der Handlung, sondern auch eine Einheit mit Eigenleben und mit eigener Geschichte. Als eindimensionale Grenzlinie liegt sie zwischen zwei Punkten, als zweidimensionale Ebene ist sie aber auch eine Entität mit eigenen Grenzlinien. Als geographische Grenze trennt sie die Reisenden von ihrem Ziel und als Ebene hindert sie sie daran, dieses Ziel zu erreichen. Die Witterung der Wüste stellt die Hauptfiguren vor immer neue Schwierigkeiten und Gefahren, die sie bestehen

2016]

21 Zauner, Anne: Thomas Stangl: Der einzige Ort, 30.08.2004, <http://www.literaturhaus.at/index.php?id=2826> [16.04.2016]

22 Eine gegenteilige Meinung vertritt Tilman Spreckelsen: „*Der einzige Ort* zeichnet die Glücksmomente und Strapazen, die Wartezeiten und mühsamen Wanderungen nach, ohne sich im Detail zu verlieren oder den Rhythmus seines Erzählens der Reisegeschwindigkeit anzugleichen, ohne sich im geringsten an ausufernden Abschweifungen hindern zu lassen, die sich der Landschaft, den Mythen und der Entdeckungsgeschichte Nordwestafrikas widmen.“ Spreckelsen, Tilman: Thomas Stangl: „Der einzige Ort“. Alle Wege führen nach Timbuktu. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24.03.2004, <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/romanatlas/mali-timbuktu-thomas-stangl-der-einzig-ort-1887146.html> [30.04.2016]

23 Zauner <http://www.literaturhaus.at/index.php?id=2826> [16.04.2016]

müssen, um vorwärts zu kommen. Sie scheint sich geradezu auszudehnen, es ist, als ob die Entfernung, statt zu schrumpfen, eher zunehmen würde. Die Entdecker schieben die Grenze der Wüste gleichsam vor sich her, wodurch der Eindruck der Unerreichbarkeit, somit der Unüberschreitbarkeit vermittelt wird. Nimmt der Erzähler eine Außenperspektive ein, sieht er den Reisenden in Bewegung und die vor diesem liegende Strecke kürzer werden. Nimmt er wiederum die subjektive Perspektive der Figur ein, verändert sich sofort die Wahrnehmung und der Weg scheint immer länger zu werden, weil die gefühlte Reisegeschwindigkeit sehr niedrig ist. Laing und Caillié kämpfen ständig mit der Ungeduld, die sie vorantreibt und gegen die Hindernisse, die sich ihnen erneut in den Weg stellen, die Reise verzögern oder verlangsamen.

Als Entität erscheint die Wüste in der europäischen Kultur traditionell als ein Raum, in dem kein Leben möglich ist, in dem menschenfeindliche Bedingungen herrschen und der jedem, der sich in ihr bewegen will, extreme Zähigkeit abverlangt. Wegen ihrer Einsamkeit und Verlassenheit wird sie als Gegenbild zur zivilisierten Gemeinschaft begriffen.<sup>24</sup> Als eine „momentane Konstellation von festen Punkten“ ist sie, abgeleitet aus Michel de Certeaus Definition und aus der Perspektive des Außenstehenden, ein „statischer und toter Ort“.<sup>25</sup> Wie Uwe Lindemann betont, fungierte die Wüste schon im antiken Verständnis „als Sphäre des Negativen, ja der Negation schlechthin.“<sup>26</sup> Die Reisenden, die den europäischen Blick niemals völlig aufgeben, sehen in der Wüste und in ihrem Reiseziel Timbuktu bloße geometrische Orte, die man durch Aufzeichnung beherrschen kann: „Er bewegt sich in einem mathematischen Modell, ist nichts als ein Vektor, der sich durch ein Raster schiebt“, heißt es über Laing. (43) Betrachtet man die Wüste aber nicht von außen, sondern von innen heraus, erweist sie sich als belebter und beweglicher Raum mit eigenen Gesetzen.

Es ist nur eine Frage von wenigen Stunden, bis die Wüste den Reisenden wieder ihre Gewohnheiten, ihr Denken, ihr Zeitgefühl aufzwingt; die Häuser von In Salah, die Palmen, die Quellen [...]: all das ist schnell vergessen; neue Grenzen ersetzen die alten, neue Räume entstehen, Mauern für seinen Blick, Mauern des Innenraumes, den er bewohnt. (272f.)

Was die Europäer als geschichtslosen, also zeitlosen und unbeweglichen Ort betrachten, hat seine eigene/n Geschichte/n, befindet sich in kontinuierlicher Veränderung, d. h. in ständiger Bewegung. Dies wird von der anderen Erzählebene unterstrichen, auf welcher der Erzähler die abwechslungsreiche Geschichte Afrikas, darin auch die von Timbuktu

24 Lindemann, Uwe: „Passende Wüste für Fata Morgana gesucht“. Zur Etymologie und Begriffsgeschichte der fünf lateinischen Wörter für Wüste. In: Lindemann, Uwe / Schmitz-Emans, Monika (Hg.): Was ist eine Wüste? Interdisziplinäre Annäherungen an einen interkulturellen Topos. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000, S. 90.

25 de Certeau 1988, S. 217f. und 189.

26 Lindemann 2000, S. 90.

festhält. Die zoomende, einmal aus nächster Nähe, einmal aus der olympischen Perspektive, dezidiert die Bewegungen der Kamera nachahmende Erzählweise macht durch diese Kontrastierung die gefährliche Einseitigkeit des homogenisierenden Blickes deutlich.

Auf der Reise, im Unterwegssein kommen die Entdecker zwingend in Berührung mit den Orten, werden zu Akteuren und verwandeln sie durch ihr Handeln – ohne sich dessen jedoch bewusst zu sein und die Veränderung wahrzunehmen – in einen („lebendigen“) Raum.<sup>27</sup> Die Wüste ist also einerseits ein geometrischer Ort, wie er auf der Landkarte eingezeichnet ist und mit Hilfe von Längen- und Breitengraden, Koordinaten und Vektoren bestimmt werden kann. Sie ist andererseits ein anthropologischer Raum, den Maurice Merleau-Ponty als Erfahrung eines Außen definiert, die durch den Leib als Vermittler zwischen Welt und Selbst an die Präsenz des Menschen gebunden ist.<sup>28</sup> Der Körper ist für Merleau-Ponty nämlich das Medium, in dem und durch das ein Subjekt sich Welt, Raum und Objekte allererst konstituiert.<sup>29</sup> „Mein Leib ist die allen Gegenständen gemeinsame Textur, und zumindest bezüglich der wahrgenommenen Welt ist er das Werkzeug all meines ‚Verstehens‘ überhaupt“<sup>30</sup>, formuliert Merleau-Ponty in der *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Die Aneignung der Welt, d. h. die Sinnfindung, erfolgt für Merleau-Ponty in der Bewegung des Leibes.<sup>31</sup> Raum und Räumlichkeit sind nicht starr und unbeweglich, sondern immer an die Situation des Körpers gebunden.

#### 4.

Wir nehmen uns selbst normalerweise nicht als einen Punkt in einem Koordinatensystem wahr, das außerhalb von uns fixiert ist, sondern unser Körper ist für uns die Origo, von der jede Wahrnehmung ausgeht und die uns mit dem Raum und allem, was sich darin befindet, verbindet. Deshalb ist es eine besonders traumatische Erfahrung, wenn diese Vorstellung durch nicht kontrollierbare Prozesse, wie etwa die Erkrankung des Körpers, widerlegt wird: „das Bild des Stillstands, der Ort, an dem alle Perspektiven zusammenfallen, erscheint vorgezeichnet; sein hilflos daliegender Körper ist sein Sarg“,

27 Füssel, Marian: Tote Orte und gelebte Räume. Zur Raumtheorie von Michel de Certeau S.J. In: *Historical Social Research* 38 (2013), S. 22–39, hier S. 33.

28 Kempf, Petra: (K)ein Ort Nirgends. Der Transitraum im urbanen Netzwerk. Karlsruhe: KIT Scientific Publishing 2010, S. 66f.

29 Cuntz, Michael: Deixis. In: Benthien, Claudia / Matala de Mazza, Ethel / Wirth, Uwe (Hg.): *Handbuch Literatur & Raum*. Berlin / Boston: Walter de Gruyter 2015 (= Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie, Bd. 3), S. 57–70, hier S. 64.

30 Merleau-Ponty, Maurice: *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Aus dem Französischen übersetzt und eingeführt von Rudolf Boehm. Berlin: Walter de Gruyter 1966, S. 275.

31 Vgl. Stengl, Kathrin: *Das Subjekt als Grenze. Ein Vergleich der erkenntnistheoretischen Ansätze bei Wittgenstein und Merleau-Ponty*. Berlin / New York: Walter de Gruyter 2003, S. 22.



heißt es über Caillié. (44)

In diesem Roman handele es sich um „[...] Reisen, die bestimmt sind von jener Gegenwart, der sie ihren Körper aussetzen. Von wochenlanger, körperlicher Qual, von lebensbedrohlichen Krankheiten, von Fieberwahn und unerträglichem Schmerz. Blut, Kot und Eiter fließen, wo das bezauberte Gehirn von Gold und Silber träumt“ meint Cornelia Niedermeier in ihrem Interview mit dem Autor und verbindet Reise und Körper eng miteinander.<sup>32</sup> Sowohl Laing als auch Caillié überstehen auf ihrer Reise schwerste Erkrankungen, die sie für längere Zeit handlungsunfähig und bewusstlos machen. Laing leidet an heftigen Fieberanfällen, wird in der Karawane überfallen und schwer verwundet, später von einer Epidemie erfasst und schließlich auf dem Rückweg aus Timbuktu von Angreifern niedergemetzelt. Caillié seinerseits leidet immer wieder an Durchfall, erkrankt an Skorbut, besiegt wie Laing zwar die tödliche Krankheit, bleibt allerdings für den Rest seines Lebens davon gezeichnet. Die Krankheiten zwingen beide, an einem Ort festzusitzen beziehungsweise -liegen, und lassen den physisch vorhandenen und den imaginären Raum ineinanderfließen. Der bewusstlose oder halb-bewusstlose Zustand bringt in dreifacher Hinsicht Übergangsräume hervor. Erstens befinden sie sich im konkreten Sinne in Transitorien, wenn sie ihre Reise unterbrechen müssen, um sich wenigstens so weit zu erholen, dass sie diese wieder fortsetzen können. Zweitens, weil der Zustand des an Skorbut erkrankten Caillié und des nahezu tödlich verwundeten Laing jeweils ein Ort zwischen Leben und Tod ist. Drittens, weil Laing und Caillié immer auf dem Krankenlager von Erinnerungen heimgesucht werden, in denen sich ihre Vergangenheit in Visionen vor ihnen auftut. Dabei fällt die Grenze zwischen Realität, Erinnerung und Phantasie. Im Traumzustand erleben die Kranken mehrere Ortswechsel, die zugleich Zeitwechsel bedeuten, denn es sind Orte aus der eigenen Vergangenheit, die erinnert und wieder begangen werden. Bewegungslosigkeit und Stillstand nehmen ihnen das Gefühl für den Raum, das sie erst wiedergewinnen, sobald die Weiterfahrt wieder in Sicht ist:

Er [Laing, Sz. R.] fühlt das Bewußtsein von einem Raum zurückkehren, in dem er sich bewegt: ein Raum mit Fluchtlinien, Mustern, ständigen Verwandlungen, nicht mehr das dunkle Zimmer, der abgeschnittene Horizont, als wäre das Land mit seiner scheinbaren Weite doch nur in einzelne Punkte aufgelöst, wie er selbst aufgelöst wäre in der Serie einförmiger Empfindungen. (264)

Die physische Schwäche schließt die Reisenden in ihre eigene Körperlichkeit ein. Sie nehmen sich nur durch die eigenen Körperfunktionen beziehungsweise durch die Fehlfunktionen wahr:

32 Niedermeier, Cornelia: Die Grauwerte des Lebens In: Der Standard, 19.12.2006, derstandard.at/2700510/Die-Grauwerte-des-Lebens [29.04.2016]



[...] (seine [Cailliés, Sz. R.] Wunde will nicht vernarben, stattdessen scheint sie zu wachsen und ein schillerndes Eigenleben anzunehmen, mit einer perversen Neugier, als wäre er nur der Beobachter seiner Unternehmung und seines Lebens, wird er drei Tage lang jeden Abend den linken Fuß aufs Knie des anderen Beines legen und sich hinabbeugen, um aus der Nähe im Licht einer Kerze die Veränderungen in der kleinen Welt zu betrachten, die sich an seinem Körper geöffnet hat: Sprünge in der ledrigen Haut, die sich ablösen läßt wie eine Eischale, darunter immer farbenprächtigere Schichten, rötlich glänzend wie neugeborene Wesen mitten in dem Grau in Grau seiner Umgebung, der Menschenhaut, der Kleider, des Schlammes, des Himmels, dann neue Farben, neue Flüssigkeiten, eine neue Ausdehnung) [...] (118)

Wie der Autor in einem Gespräch im *Standard* formulierte, ging es ihm „um die Zwischenräume. Ich wollte – schon in *Der einzige Ort* – das beschreiben, was normalerweise ausgelassen wird, die körperliche Erfahrung im Moment. Diese körperliche Erfahrung möglichst intensiv wieder erlebbar machen.“<sup>33</sup>

Die Krankheit nimmt ihnen das Verfügen und die Macht über ihren Körper. Im Sinne von Helmut Plessners philosophischer Anthropologie befinden sie sich als Kranke im Modus des „Körper-Seins“, sie sind bloße physische Objekte. Es bleibt ihnen aber weiterhin die Fähigkeit zur Reflexion. Plessner bestimmt Lebewesen aufgrund ihrer Positionalität, die ein Dreifaches ist:

Das Lebendige ist Körper. Es ist, als Innenleben der Seele, im Körper. Und es ist ausser [Originalorthographie, Sz. R.] dem Körper, als Blickpunkt, von dem aus es beides ist. [...] [E]r ist das Subjekt seines Erlebens, seiner Wahrnehmungen und seiner Aktionen. In doppelter Distanz zu seinem Körper, d.h. noch vom Selbstsein in der Mitte, dem Innenleben, abgehoben, befindet sich der Mensch in einer Welt, die entsprechend der dreifachen Charakteristik seiner Person Aussenwelt [Originalorthographie, Sz. R.], Innenwelt und Mitwelt ist. In jeder der drei Sphären hat er es mit Sachen zu tun, die als eigene Wirklichkeit ihm gegenüberstehen. Das von Dingen erfüllte Umfeld wird die von Gegenständen erfüllte Aussenwelt [Originalorthographie, Sz. R.]. In der Distanz zu sich selber ist sich der Mensch als Innenwelt gegeben, als Welt im Leib.<sup>34</sup>

Es ist die Fähigkeit zur Distanz und zur Reflexion, die nach Plessners Vorstellung den Menschen von anderen Lebewesen unterscheidet. Laing und Caillié können in klaren Augenblicken auf ihren Zustand reflektieren, sie nehmen die Zersetzung ihres Körpers mit extrem geschärften Sinnen wahr:

Die Aufmerksamkeit für einzelne Stellen seines Körpers hat sich, seit die Funktionen abhandengekommen sind, verschoben; einerseits ist sie so abgeschwächt, daß er es kaum noch registrieren würde, wenn ihm eine Zehe, eine Hand, ein Bein abfaltete, andererseits kann er auch voll und ganz in irgendeine einzelne Zelle, in irgendeinen Schmerzpunkt oder auch nur in das Hautstück, auf das sich eine Fliege gesetzt hat, hineinrutschen. (188)

33 Ebd.

34 Peter Meier-Classen im Gespräch mit Helmut Plessner über die exzentrische Positionalität des Menschen, <http://www.meier-classen.ch/interviews/plessner.htm> [30.06.2016]

## Dasselbe gilt für den Vorgang der Genesung:

er verfolgt dieses Wachstum, wie von innen her, mit dem neuen Organ, das er zuvor in dem umgekehrten Prozeß der Abmagerung entwickelt zu haben scheint, eine Funktion am Rand seines Bewußtseins, die in einem Zerdehnen und Zusammenziehen der Zeit, wie es manche Insekten oder Beobachter aus dem All beherrschen, langsame Veränderungen physisch erfahrbar macht und aufzeichnet. (197f.)

Cailliés Krankheit manifestiert sich in einem regelrechten und schichtweise vor sich gehenden Zerfall des Körpers. Dieser Zerfall entspricht seinem Identitätszerfall, der dazu führt, dass er Abdullah und René nicht mehr klar unterscheiden kann. Wegen seiner Krankheit kommt er ungewollt in Berührung mit diversen Schichten der afrikanischen Kultur. So muss er sich etwa mit schwindendem Bewusstsein den Heilmethoden und für den Europäer suspekten Kräutermischungen der Einheimischen anvertrauen und während der Genesung erkennen, dass sie eine gewisse Wirkung gezeigt haben. Je mehr er infolge der Krankheit die Kontrolle über seinen Körper verliert und je mehr er diesem ausgeliefert ist, umso tiefer verschlingt Afrika den Europäer und existiert ungerührt vom Erkenntnis- und Eroberungsdrang der Fremden weiter.<sup>35</sup> Wüste und Körper sind geeignete Symbole für die Gleichgültigkeit gegenüber den Bemühungen der Von-Außen-Kommenden beziehungsweise des Menschen überhaupt. Als leere Landschaft „bildet [die Wüste, Sz. R.] eine Projektionsfläche für Undefiniertes und Unstrukturiertes“ und widersetzt sich den „hierarchisierenden und kategorisierenden Denkstrukturen unserer Logik“. <sup>36</sup> Ebenso wenig kann der Körper mithilfe dieser Kategorien erkannt und beherrscht werden. Die den Körper zermürbenden Krankheiten befähigen die Kranken paradoxerweise dazu, sich selbst wie unter einem Mikroskop zu beobachten und kleinste Veränderungen ihres Organismus zu registrieren. Dies führt aber nicht zu einem höheren Grad der Erkenntnis über sich selbst. So kann folgender, von Wendy Skinner zitierte Ausschnitt aus dem Kommentar von Raoul Schrott im Gedichtband *Tropen* auch in diesem Zusammenhang angeführt werden: „Die Gleichgültigkeit der Natur sei für den Menschen unfassbar, da der Mensch die Kategorien menschlichen Denkens nicht überschreiten könne“. <sup>37</sup> Das Versinken in physische Vorgänge bis auf die Ebene der Zellfunktion macht deutlich sichtbar, dass der Körper oder die einzelnen Körperteile ein Eigenleben führen und wie ein anderes Wesen auch unabhängig vom

35 Darin besteht eine Analogie mit Christoph Ransmayrs Roman *Die Schrecken des Eises und der Finsternis*, in dem die Natur – der Nordpol – ungeachtet der Eroberungsversuche des Menschen unverändert existiert und ihm ihre eigenen Gesetze aufzwingt.

36 Skinner, Wendy: Zwischen „parenthesen des sandes“. Die Wüste als literarischer Ort in den Gedichten Raoul Schrotts. In: *Text + Kritik* 176 (2007): Raoul Schrott, S. 17–26, hier S. 18.

37 Ebd., S. 19.

Subjekt funktionieren.

## 5.

Texte sind Räume in denen fiktive Welten entstehen und funktionieren. Texte selbst stellen in vieler Hinsicht Grenzen dar. Sie trennen Autor von Leser, Fiktion von Realität, Bezeichnendes von Bezeichnetem. Die Reise als Symbol begleitet den gesamten Lektüreprozess, wird doch der Leser von Texten in die Rolle eines Reisenden versetzt, der sich durch den Text kämpfen und Grenzen überwinden muss, ähnlich den zwei Entdeckern in Thomas Stangls Roman. Der Leser dieses speziellen Textes wird schon am Anfang damit konfrontiert, dass er sich umstellen und die Zeitrechnung der Wüste akzeptieren, d. h. seine Vorurteile aufgeben muss, um im Leseprozess voranzukommen. Wie ich einführend schon darauf hingewiesen habe, gleicht der Lektüreprozess von Stangls Roman einer Wüstenwanderung. Der Text selbst ist auf komplexe Weise in sich geschichtet, die Perspektivenwechsel bringen je nach Distanz oder Nähe neue Narrative hervor. Die eigentliche Handlung wird mit groß- und kleinräumigen Erzählungen wie etwa der Geschichte von Entdeckungen in Afrika bis hin zu den Geschichten einzelner Städte oder Dörfer unterlegt. Im Rahmen dieser Narrative trifft der Leser im schriftlichen Romantext auf lange theoretische Passagen über orale Dichtung, die immer wieder unterbrochen werden von Stellen, die wie schriftliche Fixierungen solcher mündlicher Erzählungen anmuten. Der heutige Romancier bewahrt die mündlich tradierte/n Geschichte/n Afrikas, indem er sie niederschreibt. Die oftmalige Wiederholung derlei mündlicher Erzählungen sowie die wiederkehrende Erwähnung der Griots<sup>38</sup> im Romantext imitieren und verdeutlichen die Art und Weise, wie das kulturelle Gedächtnis mündlicher Gemeinschaften funktioniert. Diese Abschnitte des Textes thematisieren die Bedeutung der körperlichen Komponente für orale Kulturen.

Caillié „schreibt das Land“, notiert seine Eindrücke und seine Meinung, um diese in Buchform zu veröffentlichen. Je länger er unterwegs ist, desto wichtiger wird die identitätsvergewissernde Komponente des Schreibens, denn nur in den Aufzeichnungen ist der Aufzeichnende Abdallah ungebrochen René Caillié. Die Aufzeichnungen, seien es die geheimen Notizen von Caillié oder die nach Tripoli geschriebenen Briefe Laings, sind Medien der Eroberung und Zeugnisse des persönlichen Triumphs, da sie Europa über die Afrikareise und Timbuktu informieren. Ihr Ziel verfehlen sie jedoch in der Hinsicht, dass gerade die „Eroberten“ nichts von ihrem Erobertwerden erfahren, weil der Inhalt dieser Dokumente vor ihnen verborgen bleibt. Die Dokumente haben keine performative Kraft, sie bleiben wirkungslos in Bezug auf die Geschichte Afrikas.

38 Griots sind westafrikanische Erzähler, Dichter und Musiker, die als lebende Archive ihrer Gemeinschaft fungieren.

Cailliés Reiseberichte werden in Frankreich zwar eine Zeit lang rezipiert, doch dann verschwinden sie aus dem Bewusstsein des Publikums. Erst für die Entstehung dieses Romans erlangen sie wieder Bedeutung.

Die Romanstruktur spannt so den Bogen von der Mythologie über orale Dichtung zur schriftlich fixierten Literatur, wie sie auch vom mythologischen zum geometrischen Ort und schließlich zum anthropologischen Raum kommt.

So erst soll *Raum* entstehen: die imaginäre, im Nachträglichen und von außen her geformte Geographie; die vorher geträumten, wiedergefundenen Orte; im Verlangen nach größerer Dichte, nach intensiverem Licht. Anstelle von Wiederholungen, eingeübten Sätzen, Listen von Vorgängern, Lehrern und Vorvätern, durch die Text zu Text kommt, um das Wirkliche zu bestätigen; anstelle von Bestätigungen und Selbstbestätigungen etwas, das nicht einzuordnen ist, die Lücke des Unbekannten, eine andere Insel in der Zeit: das Dritte, das Irrtümer (Wahrheiten, Lügen) einschließt. (173)

Text entsteht also aus dem, was in der Wirklichkeit keinen Platz hat, was über die Wirklichkeit hinausgeht. Raum entsteht ebenfalls aus imaginären Elementen, die zusammen nicht die Wirklichkeit ergeben, sondern etwas mehr, „etwas, das nicht einzuordnen ist“. Mündliche Dichtung ist diesem Zitat nach stets bemüht, sich so weit es geht der Wirklichkeit anzunähern, während der geschriebene Text einen eigenen Raum entwirft, in dem eine andere Wirklichkeit oder andere Wirklichkeiten möglich sind. So wird aus dem Text ein Raum – ein Raum der Möglichkeiten oder „möglicher Welten“. Erst Texte überschreiten also die Grenzen der Realität, weil sie nicht auf Wiederholungen basieren, sondern jeweils etwas nicht zu Wiederholendes hervorbringen.

## Quellennachweis

- Identitätskonstruktion in den Autobiographien von Arthur Schnitzler und Stefan Zweig. Originalbeitrag
- Das Fremde im Eigenen. Assimilation und Zionismus bei Theodor Herzl, Max Nordau und Stefan Zweig. In: Hess-Lüttich, Ernest W.B. / Czeglédy, Anita / Langanke, Ulrich H. (Hg.): Deutsch im interkulturellen Begegnungsraum Ostmitteleuropa. Frankfurt am Main / Berlin / Bern [u.a.]: Peter Lang Verlag 2010 (= Cross Cultural Communication, Vol. 19.), S. 137–150.
- Vergangenheitskonstruktion als Gegenwartsbewältigung in Stefan Zweigs *Die Welt von Gestern*. In: Kuharenoka, Tatjana / Novikova, Irina / Orehovs, Ivars (Hg.): Memory. Identity. Culture. – Erinnerung. Identität. Kultur. Collection of essays. Riga: LU Akadēmiskais apgāds 2015 (= Wissenschaftliche Beiträge, Bd. 1.), S. 125–131.
- „Jetzt vergehe ich vor Liebe – und im nächsten Moment empfinde ich nichts!“ Alma Mahler-Werfels Autobiographie *Mein Leben*. In: János-Szatmári, Szabolcs (Hg.): Germanistik ohne Grenzen. Studien aus dem Bereich der Germanistik. Bd. 2. Kolozsvár / Nagyvárad: Editura Partium 2007, S. 227–238.
- Die verschleppte Krise in Gregor von Rezzoris *Blumen im Schnee*. In: János, Szabolcs / Nagy, Ágota (Hg.): Krisen als Wendepunkte. Beiträge der V. Internationalen Germanistentagung an der Christlichen Universität Partium, Oradea, 6.-8. September 2012. Frankfurt am Main [u.a.]: Peter Lang Verlag 2015 (= Großwardeiner Beiträge zur Germanistik, Bd. 3), S. 123–132.
- Denkwürdigkeiten eines Antisemiten*. Kulturelle Differenzen am Schnittpunkt von Ost und West in Gregor von Rezzoris Roman. In: Decuble, Gabriel H. / Grossegasse, Orlando / Irod, Maria / Sienerth, Stefan (Hg.): „Kultivierte Menschen haben Beruhigendes...“ Festschrift für George Guțu. Bd. I., Bukarest / Ludwigsburg: Editura Universității din București / Editura Paideia București / Editura Pop 2014, S. 163–178.
- „Identitäten aus dem Menü“. Identität-Switching in Doron Rabinovicis Romanen *Suche nach M.* und *Andernorts*. In: Hess-Lüttich, Ernest W.B. / Czeglédy, Anita / Kovács, Edit / Szatmári, Petra / Zakariás, Emese (Hg.): Wendepunkte in der Kultur und Geschichte Mitteleuropas. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag 2015 (= Cross Cultural Communication, Vol. 28), S. 273–281.
- „Wer hierherkam, befand sich nicht auf festem Boden.“ Möglichkeiten und Grenzen des Zusammenlebens in einem multikulturellen Milieu in Doron Rabinovicis Roman *Ohnehin*. In: Hess-Lüttich, Ernest W.B. / Albrecht, Corinna / Bogner, Andrea (Hg.): Revisionen. Kulturwissenschaftliche Herausforderungen interkultureller Germanistik. Frankfurt am Main [u.a.]: Peter Lang Verlag 2012 (= Cross Cultural Communication, Vol. 22), S. 607–620.
- „Wir wissen verdammt wenig von den Eintagsfliegen.“ Grenzüberschreitung und Wahrnehmungsveränderung in Arthur Schnitzlers Novellette *Ich*. In: Bombitz, Attila / Csúri, Károly (Hg.): Wege in die Seele. Ein Symposium zum Werk von Arthur Schnitzler. Wien: Praesens Verlag 2013 (= Österreich-Studien Szeged, Bd. 7), S. 55–64.

Radikale Erfahrungen des Fremden und des Eigenen in Christoph Ransmayrs *Die Schrecken des Eises und der Finsternis*. In: Rácz, Gabriella / V. Szabó, László (Hg.): Der deutschsprachige Roman aus interkultureller Sicht. Veszprém / Wien: Universitätsverlag Veszprém / Praesens Verlag 2009, S. 245-266.

„Wissen war schmerzhaft.“ Modi der Erkenntnis in Raoul Schrotts *Finis terrae* und Daniel Kehlmanns *Die Vermessung der Welt*. Originalbeitrag

„Flucht-Linien eines Lebens“. Annäherungen an Christoph Ransmayrs *Geständnisse eines Touristen*. In: Bombitz Attila (Hg.): Bis zum Ende der Welt. Ein Symposium zum Werk von Christoph Ransmayr. Wien: Praesens Verlag 2015 (= Österreich-Studien Szeged, Bd. 8), S. 223-230.

„Eine versuchte Annäherung, die nie gelingt“. Reisen und Erzählen als Auflösung von Grenzen in Thomas Stangls *Der einzige Ort*. Originalbeitrag







# Österreich-Studien Szeged

Band 1:

*Österreichische Identität und Kultur*

Herausgegeben von Károly Csúri und Markus Kóth

ISBN 978-3-7069-0465-0

Band 2:

*„Ihr Worte“*

*Ein Symposium zum Werk von Ingeborg Bachmann*

Herausgegeben von Zsuzsa Bognár und Attila Bombitz

ISBN 978-3-7069-0468-1

Band 3:

*Kulturtransfer – Kulturelle Identität.*

*Budapest und Wien zwischen Historismus und Avantgarde*

Herausgegeben von Károly Csúri, Zoltán Fónagy und Volker Munz

ISBN 978-3-7069-0510-7

Band 4:

*Brüchige Welten. Von Doderer bis Kehlmann.*

*Einzelinterpretationen*

Herausgegeben von Attila Bombitz

ISBN 978-3-7069-0511-4

Band 5:

*Edit Kovács: Richter und Zeuge.*

*Figuren des Autors in Thomas Bernhards Prosa*

ISBN 978-3-7069-0482-7

Band 6:

*„Ist es eine Komödie? Ist es eine Tragödie?“*

*Ein Symposium zum Werk von Thomas Bernhard*

Herausgegeben von Attila Bombitz und Martin Huber

ISBN 978-3-7069-0552-7

€ 23,30

B/4F14 ag

Band 7:

*Wege in die Seele.*

*Ein Symposium zum Werk von Arthur Schnitzler*

Herausgegeben von Attila Bombitz und Károly Csúri

ISBN 978-3-7069-0775-2

Band 8:

*Bis zum Ende der Welt.*

*Ein Symposium zum Werk von Christoph Ransmayr*

Herausgegeben von Attila Bombitz

ISBN 978-3-7069-0825-2

Band 9:

Csilla Mihály: *Figuren und Figurenkonstellationen in Kafkas Erzähltheater.*

*Zur Erklärungsfunktion der Wiederholungsstrukturen im mittleren Werk*

ISBN 978-3-7069-0839-9

Band 10:

Károly Csúri: *Poetische Konstruktionen.*

*Methodologische Studien zu Werken der klassischen Moderne*

ISBN 978-3-7069-0887-0

Band 11:

Szilvia Ritz: *Die wachsenden Ringe des Lebens.*

*Identitätskonstruktionen in der österreichischen Literatur*

ISBN 978-3-7069-0920-4

prae  
sens



Das vorliegende Buch enthält dreizehn Studien, die sich mit markanten Denkrich-  
tungen und wichtigen Fragestellungen in der Literatur des 20. Jahrhunderts ausein-  
andersetzen. Die Aufsätze haben bei aller Unterschiedlichkeit der Themenwahl einen  
gemeinsamen Nenner: Sie beschäftigen sich mit Kohärenzproblemen der individu-  
ellen Identität und deren Folgen für den literarischen oder den autobiographischen  
Text in ausgewählten Werken österreichischer Autoren bzw. Autoren, deren Herkunft  
oder Wirkungsstätte mit der österreichischen Kultur in engen Zusammenhang ge-  
bracht werden kann. Während Autobiographien die Bemühung sichtbar machen, das  
Ich letztlich als Ganzheit zu präsentieren, scheinen die untersuchten fiktionalen Texte  
gerade das Gegenteil beweisen zu wollen und stellen die Brüchigkeit der Identität ins  
Zentrum. Nicht nur die Romanfiguren sind auf der Suche nach ihrer Identität, auch  
die Texte suchen sich selbst, ihre Vorgänger oder gattungsgeschichtliche Orientie-  
rungspunkte.

Szilvia Ritz (1971), wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für österreichische  
Literatur und Kultur der Universität Szeged. Promotion über das Prosawerk von Ar-  
thur Schnitzler 2004. Forschungsschwerpunkte: Österreichische Literatur des fin de  
siècle und der Gegenwart; Autobiographie- und Identitätsforschung; komparatistische  
Untersuchungen zur deutsch- und englischsprachigen Literatur. Wichtige Publikati-  
onen: Der Österreich-Begriff in Schnitzlers Schaffen. Analyse seiner Erzählungen  
(2006); Kollektive und individuelle Identität in Österreich und Ungarn nach dem Ers-  
ten Weltkrieg (Hg. mit Helga Mitterbauer 2007); Inspirationen. Künste im Wechsel-  
spiel (Hg. mit Anita Czeglédy und József Fülöp 2012); Inspirationen II. Aufsätze zu  
Literatur und Kunst (Hg. mit József Fülöp 2015).

isbn 978-3-7069-0920-4



[www.praesens.at](http://www.praesens.at)